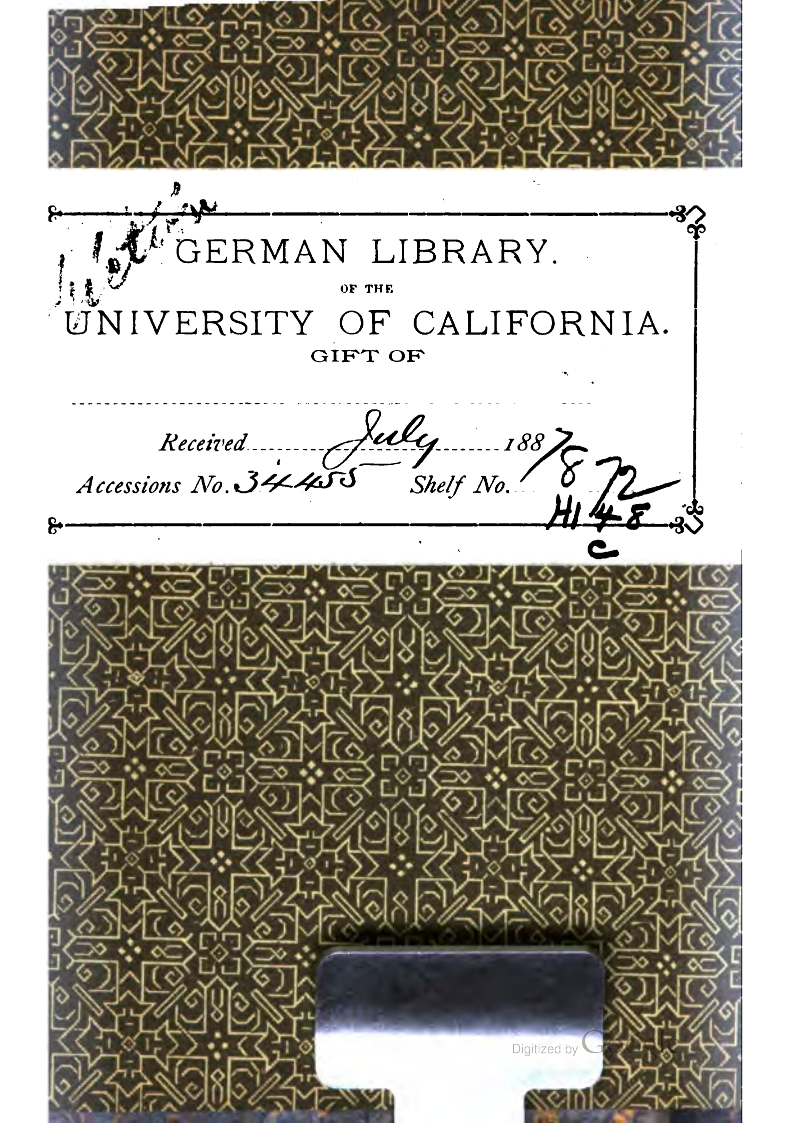
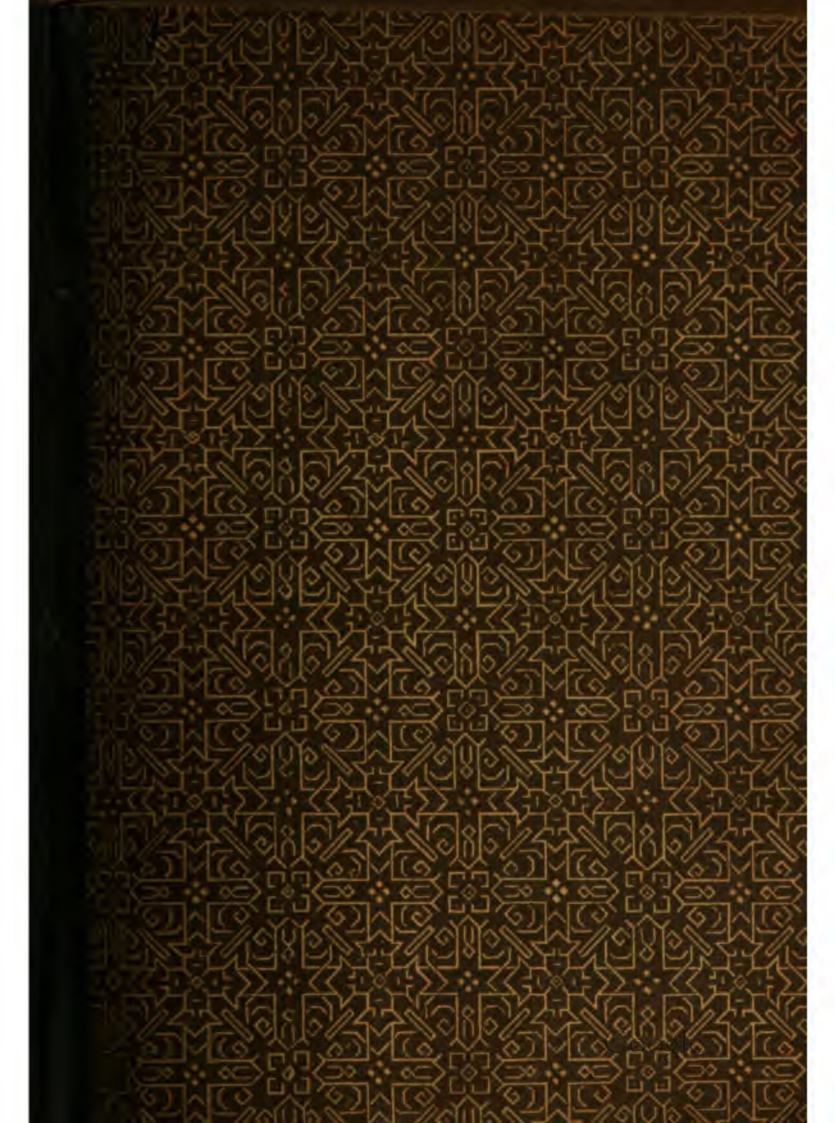

P T
2287
H5
C43
1845
MAIN
UC-NRLF
$B 316 283
Digitized by Google





Cecil.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.



Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.



1. Der Knabe.

Eine Reisekalesche hielt vor einem hübschen Landhause unweit Coblenz. Ein großer, stattlicher Mann und ein zehnjähriger Knabe stiegen heraus, während eine Dame, von einem Schwarm kleiner Mädchen umringt, ihnen bis zur Hausthür entgegen eilte.

„Da bring' ich den Cecil, liebe Frau," sagte der Mann freundlich, umarmte sie und herzte dann nach der Reihe seine fünf Töchterchen, die sich jubelnd an ihn drängten.

Der Dame traten Thränen in die Augen; sie bog sich zu dem Knaben herab, küßte ihn, blickte ihm mit trauriger Zärtlichkeit in die schönen frischen Augen, und fragte eben so sanft und traurig:

„Cecil, bist Du gern zu uns gekommen?"

„O, sehr gern, liebe Tante!" rief der Knabe lebhaft.

„Und wirst Du Dich nicht grämen, daß Du Vater und Mutter nicht alle Tage sehen kannst?"

„Ich weiß nicht, liebe Tante," sagte Cecil und seine Augen wurden größer — wie das bei Kindern ist, wenn sie sich auf etwas zu besinnen suchen.

„Und wirst Du Dich auch nicht um Deine Geschwister grämen?" fragte sie weiter.

„Nein! das nun gar nicht! rief Cecil sehr entschieden. Sigismund will immer mein Hofmeister sein, und Auguste meine Gouvernante. Sophie und Theophil sind aber zu klein für mich."

„So wirst Du denn gern bei mir bleiben, Cecil?"

„Ja gewiß, Herzenstante! und zu Weihnachten besuche ich meine Eltern, nicht wahr?"

Auf diese Weise ward Cecil Forster einheimisch in dem Hause seiner Verwandten. Sein Onkel war ein reicher Fabrikherr, in Elberfeld ansässig. Seine Tante war eine Engländerin, die, als Neuvermälte in der Familie ihres Mannes einen neugebornen Knaben über die Taufe gehalten, und ihm ihren Namen gegeben hatte. Sie liebte in Cecil den Sohn, den sie noch nicht hatte, und später, als ihr Wunsch erfüllt ward, entzog sie ihm darum nicht ihre Zärtlichkeit, sondern fuhr fort ihn zu lieben, weil sie sagte: er habe ihr zuerst eine Ahnung von Mutterglück ins Herz gelegt. Ihr Sohn hieß ebenfalls Cecil; aber es war und blieb ein schwaches, kränkliches Kind und der einzige Sohn, dem eine ganze Reihe von Mädchen nachfolgte. Um ihn durch einen Gefährten aufgeweckter zu machen, hatte sie schon zweimal ihren Neffen Cecil von seinen Eltern erbeten und monatelang ihn im Hause gehabt. Doch ihr Sohn wurde nicht munterer durch den muntern Gespielen. Er siechte hin und starb. Sie grämte sich unsäglich. Er war ihr erstes Kind, drum hatte sie ihn, nicht am meisten, aber am längsten geliebt. Er war ihr einziger Sohn, drum hatte sie die Vorliebe für ihn, die man den Müttern oft so hart vorwirft, und die mir doch so sehr natürlich scheint: Alles, was der geliebte Mann ihr gewesen ist und gegeben hat, soll ihr dereinst der

Sohn geben und sein, damit sie in ihm seinen Vater doppelt lieben könne; und ist der Mann ihr nicht gewesen was sie gehofft; so hat sie zum Sohn die Zuversicht, daß er ihr das Alles ersetzen werde. Aus eben dem Grunde haben die Väter leicht eine Vorliebe für die Mädchen. Lieblich, wie die Mutter ihnen die Jugend gemacht — soll ihnen die Tochter das Alter machen. — Genug, Cecil fehlte seiner Mutter überall, sogar in den Spielen und Lehrstunden ihrer Töchter. Sie behauptete, die Mädchen würden allzu pedantisch, eitel und superklug, wenn kein Knabe dazwischen wäre, um zuweilen etwas tumultuarische Unordnung in ihre wolgeordneten Puppenkreise zu bringen. Ihr Mann liebte sie sehr. Er machte ihr den Vorschlag den andern Cecil ins Haus zu nehmen, wenn sein Bruder darein willige, und sie ergriff freudig was sie nicht gewagt hatte auszusprechen. Cecils Vater war Regierungsrath in Magdeburg und lebte in ziemlich beschränkten Verhältnissen. Er war ein ausgezeichneter Arbeiter in seinem Collegium, ein sehr liebenswürdiger Mann in der Gesellschaft; allein sein finanzielles Talent für Haus und Heerd war ebenso gering, als das seines Bruders bedeutend war. Er befand sich fast immer in Geldverlegenheit. Seine Frau, ein wunderschönes blutarmes Mädchen von geringem Herkommen, für die er als Student die heftigste Leidenschaft gefaßt hatte, war nicht im Stande die Ordnung in ihr Haus zu bringen, welche sie doch heimlich schmerzlich vermißte. Sie sah ihr Lebenlang mit einer zu anbetenden Veneration zu ihrem Mann empor, um sich die geringste Vorstellung zu erlauben. Sie fand es sehr natürlich für seinen schönen gebildeten Geist, daß er seine Bibliothek mit den auserlesensten Büchern, seine Zim-

mer mit den herrlichsten Kupferstichen schmückte; sehr natürlich, bei seinen glänzenden gesellschaftlichen Gaben, daß er es liebte in ununterbrochenem geselligen Verkehr zu sein und viel Menschen bei sich zu sehen. Sie bemühte sich im Kleinen Einschränkungen zu machen, damit ihr Mann im Großen freie Hand habe. Doch das wurde immer schwieriger und schwieriger; denn sie hatten nach und nach fünf Kinder, und für die Erziehung der heranwachsenden Ältesten mußte vor Allem gesorgt werden. Das waren Sigismund und Auguste. Sigismund war entschieden des Vaters Liebling, der nun einmal im Hause Alles galt, die Mutter folgte seinem Beispiel. Cecil, vier Jahr jünger als Sigismund, litt unter dessen dominatorischem Character um so mehr, als er selbst Neigung und Anlagen zum Herrschen und eine große Meinung von seinen eigenen Talenten hatte. Als er, so jung er war, einsah, daß er durch seine Persönlichkeit den Bruder nicht bei den Eltern würde überflügeln können, gab er sich unsägliche Mühe um es durch seine geistigen Fortschritte zu versuchen. Das Kind lernte und arbeitete mit einem Eifer, einer Anstrengung, die weit über sein Alter waren. Doch immer sah er Sigismund vor sich, in der Classe, bei einem schwierigeren Buch, ohne den Unterschied von vier Jahren zu berücksichtigen, der in der Kindheit so ungeheuer groß ist, und doch grade von Kindern widerwillig anerkannt wird, weil ihr höchstes Streben dahin geht, zu den Großen zu gehören. „Wenn ich groß sein werde" ist die Zauberformel, worin das Kind all' seine Paradiesesträume niederlegt, ohne zu ahnen, daß sie ihm dann grade untergehen werden. So ist der Mensch: in die Zukunft oder in die Vergangenheit legt er das Paradies,

nämlich die Glückseligkeit, und das Höchste was er davon erreicht, ist — daß er sich beständig danach sehnt.

„Der kleine Cecil bildet sich ein mit mir Schritt halten zu können," sagte Sigismund mit dem vollen Uebermuth seines Alters.

„Gräme Dich nicht, Cecil, tröstete ihn die Mutter; bei vierzehn Jahren wirst Du eben so weit sein als er."

„Nur eben so weit? rief Cecil stolz mit flammenden Augen und Wangen; das wäre was Rechtes, Mama! Nein! viel weiter will ich sein! wenigstens" . . . . —

„Regierungsrath! was der Papa ist! nicht wahr?" fragte Sigismund spöttisch, während Cecil sich besann.

„Nein, antwortete er gelassen, das ist unmöglich. Aber Primaner will ich sein — das kann ich."

„Ei der tausend!" sagte Sigismund mit einem kleinen wegwerfenden Lächeln und ging zu seiner Arbeit.

Cecil schien seinen Vorsatz durchaus wahr machen zu wollen. Die Lehrer lobten ihn, die Mitschüler staunten ihn an; er ließ sie in Kurzem weit hinter sich, und hatte ein Buch durchgearbeitet, wenn sie es kaum angefangen. Da begehrte er eines Tages von dem Lehrer in eine höhere Classe versetzt zu werden. Solche Versetzungen geschehen aber nur zweimal im Jahr, und bis zur nächsten waren es noch drei Monat. Darauf vertröstete ihn der Lehrer. Cecil behauptete, ihm geschähe ein himmelschreiendes Unrecht, wenn er drei Monat nutzlos in seiner Classe zurückgehalten würde. Er klagte bitter bei seinem Vater über die Ungerechtigkeit, die ihm widerfahre. Der Lehrer beschwerte sich ebenfalls beim Vater über Cecils unglaubliche Anmaßung. Der Vater hatte Lust stolz auf den Knaben zu sein, und durfte ihm doch

nicht, dem Lehrer gegenüber, Recht geben. In diese Mißstimmung hinein fiel höchst passend die Ankunft des Herrn Forster, der dem Regierungsrath sogleich seine Bitte um Cecil ans Herz legte. Der Regierungsrath willigte gern ein.

„Cecil verzehrt sich um es Sigismund gleich zu thun, und das wird ihm doch vielleicht unmöglich sein, sagte er. Auf jeden Fall ist's gut, wenn diese Rivalität aufhört.“

„Cecil vergißt zu essen, zu trinken, zu schlafen, sagte die Mutter. Zwischen den kleinen Mädchen wird hoffentlich die Überanstrengung aufhören.“

Und ohne große Betrübniß trennten sie sich von ihm, der auch seinerseits ganz gefaßt war, und sich bald ausnehmend gut in seiner neuen Umgebung gefiel; denn Niemand hofmeisterte ihn.

Die Frau Forster pflegte mit ihren Kindern drei Sommermonate in ihrem Landhause am Rhein zuzubringen, weil sie die, zuweilen in Manie ausartende Vorliebe der Engländer für den Rhein theilte und ihr Mann gönnte ihr gern die Abwechselung, obgleich er sie nur auf Tage, höchstens auf Wochen mit ihr genoß. Sie dominirte ihn ein wenig, doch ohne es zu beabsichtigen, und daher auf eine Weise, die ihn nicht drückte, blos dadurch, daß ihr sanftes und doch sehr bestimmtes Wesen Ruhe und Haltung über seine allzu rastlose Thätigkeit brachte. Sie war die Tochter von zwei Menschen, welche durch die tiefe Kluft bindender Pflicht aus einander gehalten und durch eine traurig wilde Leidenschaft zu einander gerissen, ihr nichts geben konnten als ein bedeutendes Vermögen. Eine treue Freundin ihrer Mutter nahm sie an Kindesstatt, und erzog sie vortreflich. Aber das junge Mädchen erfuhr dennoch seine Herkunft und sehnte

sich seitdem England zu verlassen. Bei einer Reise auf dem Continent mit ihrer Pflegemutter lernte sie Herrn Forster kennen. Ihm gefiel ungemein ihre zarte, liebliche Erscheinung; sie faßte Vertrauen zu ihm — und so machte sich ihre Heirath, die Beiden Zufriedenheit gab. Sein Geschäft bekam einen bedeutenden Schwung durch ihr großes Vermögen, und in seinem Hause herrschten die wolanständigen, ernsten und doch so behaglichen englischen Sitten, welche auf dem Continent darum oft so höchst unbehaglich sind, weil die Mode sich ihrer bemächtigt hat und sie übertreibt — das gewöhnliche Schicksal unsrer blinden deutschen Nachahmungswuth.

Frau Forster lebte in und mit der Welt, so viel die Verhältnisse und Verbindungen ihres Mannes es erfoderten, und zeigte sich dann immer als feingebildete und liebenswürdige Frau. Doch ihrer Neigung nach lebte sie am liebsten als Familienmutter, häuslich, arbeitsam, thätig, ihrem großen Hauswesen aufmerksam vorstehend, und eifrig für die Erziehung ihrer Kinder sorgend. Vielleicht zu eifrig! unendlich viel lernen, unendlich viel thun und schaffen sollten die Kinder. Cecils strebsamer Sinn war ihr eine eben so große Wonne, als ihres verstorbenen Sohnes schwächliche Indolenz ihr ein bittrer Schmerz gewesen war. Die Töchter hatten wol Alle etwas von der innern Regsamkeit der Mutter, aber keine ging allen ihren Wünschen so voraus wie Cecil. Und als er nun gar binnen sechs Monaten durch den Umgang mit ihr und mit seinen Cousinen die englische Sprache ganz geläufig gelernt hatte, da schien ihr, als sei Cecil der Sohn ihres Blutes, wie er der ihres Herzens war. Dafür liebte er sie mit heftiger Zärtlichkeit. Es kam

ihm vor, als sei sie die Erste, die Einzige, die ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, die ihn lobte wie er gelobt zu werden wünschte, und ihn zu immer neuen Bestrebungen anspornte, indem sie ihn immer ein höheres Lob ahnen ließ. Überdas gefiel ihm ihr Wesen. In ihrer sanften gleichmäßigen Bestimmtheit sprach sich eine Überlegenheit aus, die ihm wol that, an die er sich lehnte und appellirte, und die er sehr bei seiner schüchternen, schwankenden Mutter vermißt hatte — freilich ohne sich dessen klar bewußt zu sein. Aber es ist ganz gewiß, daß manche Persönlichkeiten von Eltern auf die eigenen Kinder ebenso unvortheilhaft, trotz des besten Willens wirken, als andere wieder vortheilhaft. Die unbezwingliche innerste Individualität nimmt sich dergleichen Freiheit, trotz der Bande des Blutes heraus. Cecil hatte im Hause seiner Tante einen Hofmeister gefunden, der den Unterricht der Töchter besorgte und auch den seinen übernahm. Später, in Elberfeld, besuchte Cecil die öffentliche Schule, aber der Hofmeister fuhr fort seine Arbeiten zu überwachen und zu leiten, und mit dem speziellen, auf das Individuum berechneten Unterricht nachzuhelfen, der in der allgemeinen Schule nicht ertheilt werden kann. Frau Forster wollte, daß die Kinder mühelos in früher Jugend dasjenige lernen sollten, was ihnen in späteren Jahren so schwer, gar unmöglich wird, und was doch das Leben und Fortkommen in der Welt so sehr erleichtert: lebende Sprachen. Sie ließ eine Pariserin kommen, die ihr wegen ihrer Fertigkeit im Italienischen und Spanischen empfohlen war. Diese anmuthigen Sprachen sollten die Kinder nach dem so höchst nothwendigen Französisch lernen, so daß sie, die beiden Muttersprachen deutsch und englisch dazu gerechnet, für kleine Polyglotten

gelten konnten. Jezt trat für Cecil der ungeheure Schmerz ein, daß er aus Mangel an Zeit unmöglich spanische Lectionen nehmen konnte. Als seine älteste Cousine, ein allerliebstes höchst intelligentes Mädchen, mit der er immer in Wetteifer war, ihn eines Tages mit einer spanischen Phrase begrüßte, von der er keine Sylbe verstand, hatte er freilich die Geistesgegenwart ihr auf der Stelle eine griechische zu declamiren, von der sie nichts verstand; allein der Tante klagte er doch wie niedergeschlagen es ihn mache, daß die Lolly ihm darin voraus sei. Er hätte gewünscht das Studium der alten Sprachen etwas bei Seite legen, wenigstens unterbrechen zu dürfen; — „denn, sagte er, ich kann doch einst auf meinen Reisen mit keiner Seele griechisch oder lateinisch sprechen;“ — aber auf ihre Kenntniß ist nun einmal der öffentliche Unterricht basirt und so sind sie unter keiner Bedingung zu versäumen. „Ich werde doch noch spanisch lernen!“ damit tröstete sich Cecil.

Das Elternhaus besuchte er alljährlich, und zwar zur Weihnachtszeit, so wollte es Frau Forster, damit der Glanz dieses lieblichen Festes zugleich den Kreis seiner Familie umstralen möge, der sie um keinen Preis ihn entfremden wollte. Wie ein Zugvogel freudig begrüßt, und wie ein lieber Gast gehätschelt, fand Cecil die Besuche im Vaterhause unendlich viel angenehmer als das Verweilen darin. Auch mit Sigismund, der älter und verständiger geworden war, gestaltete sich das Verhältniß ungleich besser. Aber unvermeidlich machte es sich doch so, daß Cecil sich eigentlich nirgends ganz zu Hause fühlte. Bei der Tante hätte es wol sein können; aber er war doch nun einmal nicht ihr Sohn! und bei den Eltern und Geschwistern vermißte er jene Aufmerksamkeit, jene unausgesprochene beständige Fürsorge,

jene innere Belebung, die ihm bei ihr so wol thaten. Er wurde was der Mensch leicht wird, der sich einsam fühlt, egoistisch, gleichsam als müsse er sich selbst die Theilnahme ersetzen, welche ihm von Andern mangelt. Daß er von glühender Strebsamkeit und von heftiger Leidenschaft war, machte jene Richtung nur noch bedenklicher; doch jezt war sein Streben so gut, so bewundernswürdig ausdauernd, so ganz mit dem Wunsch verschmolzen der geliebten Tante eine Freude oder — ein Stolz zu sein, daß sie es für ein Unrecht gehalten haben würde ihn darin zu mäßigen.

Je älter er wurde, je mehr sich seine glänzenden Fähigkeiten entwickelten, um desto mehr liebte sie ihn. Sie träumte für ihn die glänzende Zukunft, die sich jede Mutter unwillkürlich für ihren Sohn ausmalt. Für die Tochter ist sie schon eher mit einem bescheidenen Loose zufrieden. Die englischen Verhältnisse, welche sich so glücklich dazu eignen eine bedeutende Persönlichkeit zu heben, indem sie ihr Spielraum und Anwendung der Kräfte gönnen, schwebten ihr beständig als die Sphäre vor, für die Cecil geboren sei, und oftmals sprach sie das gegen ihn aus, mit bedauerndem Blick in die Zukunft, die ihn erwarte, in diese langsame, schwerfällige, stagnirende Beamten-Carriere, in der man früher weiße Haare, als einen freien, den Talenten angemessenen Wirkungskreis bekommt. Denn für die Carriere des Staatsdienstes hatte er sich früh und mit Bestimmtheit entschieden, und eben so bestimmt die Auffoderung seines Onkels abgelehnt, der ihn für den Handelsstand zu gewinnen suchte, und ihm wiederholt sagte: daß sein gewandtes Wesen, seine Sprachkenntniß, sein rascher erkennender Blick ihn befähigten mit der Zeit großen Handelsgeschäften vorzustehen.

„Ich würde beständig allzu große Speculationen machen, lieber Onkel," sagte Cecil hartnäckig; aber zu der Tante sagte er mit überwallendem Herzen:

„Ich kann kein commis voyageur werden, liebe Tante, ich kann und kann nicht!"

Und sie tröstete ihn damit, daß Niemand ihn zu irgend einer Laufbahn zwingen wolle. Nach und nach, als sowol Cecil als ihre Töchter heranwuchsen, wollte sie ihnen allmälig ein Stückchen von der Welt nach dem andern aufrollen, damit sie bei ihrem Eintritt in dieselbe weder zu hingerissen noch zu stumpf den Eindrücken gegenüber stehen mögten. Auf ihrem Landgut am Rhein sah sie mehr Menschen, Reisende, Fremde als bisher; ihr Mann erlaubte sich, längere Zeit der Villeggiatura zu widmen. Fremde wurden ihm empfohlen; der Sommer, die Lage des Landsitzes begünstigten ein leichtes geselliges Leben. Dann machte sie kleine Reisen mit ihnen, einmal den Rhein hinauf, einmal durch die Schweiz; das streifte die Scheu und die eckige Blödigkeit von ihnen, welche sehr jungen Leuten oft etwas Linkisches geben. Sie ließ die Erziehung nicht blos im Studiren und Unterrichtnehmen bestehen — wie das leider heutzutag so sehr Mode ist — sie beachtete auch die praktische Seite, die Anwendung aufs Leben. Fragen der Kinder: „Wozu ist's gut? was nützt es?" beantwortete sie immer mit der Zusage innerer Zufriedenheit, aber zugleich mit der: der Unabhängigkeit in — oder gar der Herrschaft über alle äußeren Verhältnisse. Diese praktische Richtung ist sehr gut insofern sie dem extravaganten und nebulösen Wollen der Jugend Einhalt thut, und ihr einen bestimmten Willen für ein bestimmtes Ziel giebt; nur aber ist das Leben ein

gefährliches Meer: wer sich hier von einer Sandbank fern hält, läuft Gefahr dort gegen ein Felsenriff zu stoßen. Die schöne Frage: „Was nützt es?“ — verwandelt sich sehr leicht und ganz unmerklich in: „Was nützt es mir?“ — Und Cecil that sie sehr oft; aber freilich auf eine Weise, die man ihm nicht zum Vorwurf machen konnte. Er fragte: „Was nützt es zu meinem Fortkommen in der Welt? zu meiner Carriere, zu meiner Zukunft?“ Da er sich diese ganz allein begründen mußte, und gar kein Vermögen weder besaß noch zu erwarten hatte: so schien es Allen, die sich für ihn interessirten, eben so glücklich als löblich, daß er seine Kräfte in sich selbst sammelte, um sie auf die Erreichung seines Zieles zu richten und anzuwenden. Ein maßloses Selbstvertrauen und ein glühender Ehrgeiz siedelten sich in seiner Brust an, ganz leise, ganz heimlich, wie ein Fünkchen schüchtern im engen Raum glimmt. Es bedurfte nur des Sturmes der Leidenschaft, um es als lodernde Flamme aufwehen zu lassen. Was ich will, das kann ich! wurde sein Wahlspruch, und damit ging er im neunzehnten Jahr auf die Universität. Mit einem Gemisch von Schmerz und Stolz ließ Frau Forster ihn ziehen. Um dieselbe Zeit verheirathete sich ihre älteste Tochter Lolly mit einem reichen Banquier in Brüssel. Zuweilen machte sie sich stille Vorwürfe, daß ihre Gedanken mehr bei dem jungen Studenten als bei der jungen Hausfrau verweilten. Aber sie ist im Hafen und er geht allen Stürmen einer ungewissen Zukunft entgegen; wiederholte sie sich heimlich zur beruhigenden Entschuldigung. Im Uebrigen sorgte sie auch für Cecil wie für einen Sohn, und zwar wie für einen Sohn reicher Eltern.

---

2. Der Jüngling.

Cecil war nun zwischen seines Gleichen — nämlich zwischen einer Schaar von blutjungen Leuten, die sich sämtlich mehr oder weniger tief einbildeten: sie brauchten nur ihre Hand über den Erdball hinzustrecken, so hinge das Glück ihnen an allen fünf Fingern. Doch so lange die Universität Heidelberg besteht, hatte sie wol noch nimmer einen so übermüthigen Studenten gesehen, als Cecil Forster. Er sah Alle und Alles von oben herab an, die Unwissenden, die Brutalen, die Rohen mit unsäglicher Verachtung ihres burschikosen Treibens, die Fleißigen, die Ruhigen, die tüchtigen Köpfe, wie seiner Sphäre nur grade angemessen. Mit jeder Ueberlegenheit trat er dreist in die Schranken, und konnte er sie nicht bewältigen, so bekämpfte er sie wenigstens. In keiner Richtung verschmähte er seine Suprematie gelten zu machen. Einige hatten ausgesprengt, er sei von schwächlicher Gesundheit und vermeide deshalb die Trinkgelage. Plötzlich machte er einige der ärgsten mit, bewies den Zweiflern, daß er die Gesundheit eines Löwen habe, und zog sich dann verächtlich von ihnen zurück. Andere meinten er müsse das Herz doch wol nicht auf dem rechten Fleck haben, da er trotz seines hochfahrenden Wesens nie in Händel verwickelt sei.

Er war von viel zu stolzer Zurückhaltung, um je ein Händelmacher werden zu können; aber er suchte sie jezt ein Paarmal absichtlich, führte sie glänzend zu Ende und gebot dadurch auch dieser Verleumdung Schweigen. Die akademische Freiheit, welche so viele junge Leute zu tausend Thorheiten mißbrauchen, weil sie so lange vergebens nach ihr gelechzt haben, fand ihn ohne diesen schmachtenden Durst, weil er in den letzten Jahren im Hause seiner Pflegeeltern bereits wie ein selbständiger Mensch behandelt worden war. Man hatte ihn allein reisen lassen, was in den Augen der Jugend für den wichtigsten Akt der Selbständigkeit gilt; und zwar nach Paris, was ihr denn vollkommen ein **veniam aetatis** giebt. Mit Lollys Verlobtem war er in den letzten Ferien nach Brüssel gereis't, und hatte von dortaus die Pflegeeltern um Geld und Erlaubniß zu einem Ausflug nach Paris gebeten, und beides ohne Einwendung und Ermahnung bekommen, obgleich die Aufregung der Juliustage kaum verhallt war. „Man kann nie früh genug der Anarchie Aug' in Auge sehen," sagte Herr Forster ruhig, als man ihm einige Verwunderung darüber aussprach. Genug, Cecil war wie jeder andre unabhängige Mann mutterseelenallein in Paris gewesen. Schulmeisterliche Pedanterie, das widerwärtigste was einem Jüngling ankleben kann, war ihm fern, weil ihm früh ein Kreis geöfnet worden war, in welchem es gilt, liebenswürdig aber nicht gelehrt zu sein. Mit dem Schwarm seiner hübschen, muntern, allerliebsten Cousinen hatte er auf dem Fuß gelebt, der brüderlich heißt, und vetterlich ist, d. h. sich zu einem kleinen oberflächlichen Courmachen neigt und zum gegenseitigen Gefallenwollen. Eine Liebe wurde nicht daraus, wie sie es denn selten in

solchem langgewohnten Verhältniß wird. Neue und mächtige, fremde und glühende Gefühle soll die Liebe uns geben — begehrt das junge Herz, aber eine Cousine kennt man so unendlich lange, daß man unmöglich noch ein geheimnißvolles Interesse an ihr nehmen kann. „Wer weiß wie die Molly wird!“ dachte er zuweilen, wenn Briefe ihn in ihren Kreis zurück versetzten. Molly war die jüngste, ein Kind von zehn Jahren, bei der er auf den Reiz des Unbekannten hoffen konnte. Er hatte in Heidelberg Gelegenheit in Häuser eingeführt zu werden, in denen er sich durch seine guten Manieren allgemeinen Beifall erwarb, so daß man ihn vor andern jungen Leuten auszeichnete. Dafür drückte er eine achtungsvolle Dankbarkeit in seinem Benehmen aus, wie er denn überhaupt höchst rücksichtsvoll für alle Personen war, die in der Gesellschaft dominirten, die Lehrer der Universität einbegriffen; nur für seines Gleichen nicht. Bei Jenen respektirte er Stand, Alter, Kenntnisse, Erfahrung, Rang, Alles was er noch nicht hatte und doch mit der Zeit haben wollte; aber bei diesen sah und fand er nichts, was er nicht auch besessen, oder wofür er kein Gegengewicht in die Schaale geworfen hätte. So kam es, daß alle ältern Leute ihn lobten, priesen und ihm wol wollten, und daß er den jüngern Männern eben so unerträglich, als den jungen Mädchen angenehm war. Er machte zahlreiche Brüderschaften, weil das nun einmal zum normalen Studentenleben gehört; aber er schloß keine Freundschaft, denn er gab sich nie hin. Das dünkte ihn Verschwendung. Es waren junge Leute aus vornehmen und reichen Häusern in Heidelberg. Die vernachlässigte Erziehung, die geringen Fähigkeiten der Meisten erkannte er schnell, auch ihre Gleichgültigkeit gegen

eine edle Rivalität. Und diesen Menschen sollte ich dereinst nicht den Rang ablaufen können? fragte er sich; das wollen wir doch einmal sehen! — Er arbeitete mit eisernem Fleiß. Das ist eine unerhörte Seltenheit bei glänzenden Fähigkeiten. Gewöhnlich verschmäht das Talent die Mühe. Dafür fand er die größte Anerkennung bei den Lehrern, die ihm eine schöne Zukunft verhießen. Am eifrigsten studirte er die Staatswissenschaften, die inneren Verhältnisse der Staaten, und ihre äußeren Beziehungen zu einander, ihre Politik. England trat ihm in einem immer hellern Lichte entgegen. Er machte eine Reise dahin, nicht des Vergnügens wegen, sondern um sich durch den Augenschein von der Wirksamkeit und Wirkung der Institutionen zu überzeugen, die er so sehr bewunderte. Dann kehrte er zur Weinlese zu der geliebten Pflegemutter zurück. Sie hatte ihn in einem Jahr nicht gesehen, und fand ihn so verändert, so entwickelt, daß sie fast darüber erschrak.

„Bist Du nicht zu ernst, Cecil?“ fragte sie mit zärtlicher Besorgniß, und strich sanft mit der Hand über seine Stirn. „Mir däucht, da sind Gedanken, die älter sind als Deine Jugend. Kannst Du denn auch noch fröhlich sein, mein Kind?“

„Aber wie!“ rief Cecil. „Hab' ich Zeit und Gelegenheit, so bin ich lustig und guter Dinge. Nur aber das rüde Studentenleben, diese Fröhlichkeit, die nach der Weinflasche schmeckt und den Ziegenhainer oder den Schläger schwingt, und sich dann, um auszuruhen, in eine stupide Gleichgültigkeit verschanzt, welche eine Studentenversion des „Nil admirari“ ist — das, liebe Tante, kann ich nicht leiden.“

Frau Forster sympathisirte darin vollkommen mit ihrem

Neffen, und als sie ihn nach gewohnter Weise im fröhlichsten Verkehr mit ihren Töchtern sah, und den zufriedenen Beifall hörte, den ihr Mann und alle Personen, die ihn wiedersahen oder kennen lernten, über ihn äußerten: da tröstete sie sich über die äußere Kälte, welche sie im ersten Augenblick an ihm wahrzunehmen geglaubt hatte.

Cecil wollte seine Studien in Berlin fortsetzen. Auf der Reise dahin besuchte er seine Familie in Paderborn, wo der Vater seit einigen Jahren Präsident war. Cecil hatte dort eine unbeschreibliche Freude, als er erfuhr, daß ein langjähriger und vertrauter Freund seines Vaters seit Kurzem Minister des Auswärtigen geworden sei. Er bat um dringende Empfehlungen, und erhielt sie gern. Der Präsident hatte längst vergessen, daß er ehedem Cecil ein wenig über Sigismund verabsäumt. Es schien ihm unmöglich, jezt, als Cecil mit allen Gaben ausgestattet, die einen Jüngling schmücken, vor ihm stand, und als er es sich nicht verhehlen konnte, daß Cecil eminenter als Sigismund sei — nicht besser, vielleicht auch nicht tüchtiger, aber glänzender, von rascheren Fähigkeiten, und von einer jeden Widerstand verzehrenden, flammenden Thätigkeit. Die Meinung des Vaters war das Gesetz der Familie: Sigismund blieb der Liebling der Herzen und Cecil ward bestimmt eine brillante Carriere zu machen.

Als Cecil in Berlin das väterliche Empfehlungsschreiben abgab, fand er den Minister nicht zu Hause, empfing aber bald darauf die Einladung, ihn am Abend zu besuchen. Der Minister hatte ziemlich gleichgültig die Lobeserhebungen des Präsidenten gelesen. Er hatte keine hohe Meinung von solchen Weltwundern im Flausrock, die fast immer die all-

täglichsten Männer werden, und die nur den Zwanzigjährigen vorausgeeilt zu sein scheinen, um desto früher zwischen den Dreißigjährigen zu verschwinden. Aus den Zügen, die der Präsident flüchtig hinwarf, setzte sich der Minister unwillkürlich das Bild eines kenntnißreichen, vielleicht gar gelehrten, pedantischen, unbeholfenen Menschen zusammen, unbrauchbar für Welt und Leben, und wahrscheinlich dereinst nur auf das Katheder zu stellen. Dann verwahrte er den Brief des Freundes und dachte nicht mehr an Cecil.

Wir Deutsche nehmen blindlings so viel unnütze Gebräuche des Auslandes an, daß es wirklich scheint, als wollten wir uns ganz unseres eigenen Geschmacks bei Wahl derselben begeben. Weshalb sonst, frag' ich, hat man nicht die zweckmäßige, und höfliche fremde Sitte eingeführt, daß der Name der Eintretenden an der Thür des Gesellschaftssaales laut und vernehmlich von einem Diener ausgesprochen wird. Das ruft die Wirthe herbei, theilt der ganzen Gesellschaft dasjenige mit, was ihr zuerst immer am Wichtigsten ist: einen Namen, und erspart dem Fremden das Unbehagen den Hausherrn erfragen und mühsam aufsuchen zu müssen.

Cecil kannte nicht die Stunden der Gesellschaft in Berlin. Er war vor Kurzem in London gewesen, wo die Stunden sehr spät sind. Er ging um zehn Uhr zum Minister. Es war nur eine kleine Soiree; man saß an einigen Tischen in Gruppen beisammen, und der Minister in lebhaftem Gespräch. Er hatte Cecil vollkommen vergessen. Als die Thür aufging und Cecil eintrat, entsprach seine Erscheinung so gar nicht der Voraussetzung des Ministers, daß er ihn mit jenem unwillkürlich fragenden Blick empfing, den auch der

Höflichste einem ganz Fremden gegenüber nicht unterdrücken kann. Das gelinde Staunen des Ministers verwandelte sich in die angenehmste Ueberraschung, als Cecil mit der größten Ruhe von der Welt sich ihm nannte. Er empfing ihn sehr freundlich, stellte ihn seiner Frau vor, die ihn mit einem trocknen Neigen des Kopfes abfertigte, und führte ihn dann zu dem Theetisch, um den einige junge Mädchen und Männer versammelt waren, sagte auf zwei von ihnen deutend: „Meine Tochter; mein Sohn;“ und überließ ihn sich selbst und seinem Schicksal. Guntram machte ihm Platz neben sich, und Nandine bot ihm Thee an, indem sie hinzusetzte, als sie ihm die Tasse reichte, sie fürchte er sei kalt. Daraus sah Cecil, daß er zu spät gekommen sein mogte. Er äußerte es unbefangen und fügte bei, daß er ganz fremd und zum ersten Mal in Berlin sei. Ein junges Mädchen fragte ihn vornehm, aus welcher Provinz er komme. Cecil erwiderte, er sei ein Rheinländer und komme jezt eben aus London. Guntram fragte ihn angelegentlich, ob sein Rock auch aus London sei, und als Cecil es bejahte, entspann sich eine lebhafte Debatte über die Verschiedenheiten und Vorzüge der englischen und französischen Moden.

Auf diesen Abend folgten ziemlich häufig ganz ähnliche, denn Guntram passionirte sich für Cecil — ob für dessen Person oder dessen englische Röcke und Gilets? das mogte ihm selbst nicht ganz klar sein; aber genug, er faßte eine heftige Freundschaft für ihn, welche durch gleiches Alter und gleiche Studien befestigt wurde. Cecil verhielt sich vollkommen passiv dabei. Er fühlte keine Sympathie für Guntram, also that er ihm keinen Schritt entgegen. Er ließ sich diese Freundschaft gefallen, von der er auch sehr bald

erkannte, daß sie keine innere Basis habe, da Guntram ein leichthingerissener, höchstens ein trotziger, aber kein fester Mensch war; allein er ließ sie sich dennoch gefallen, um festen Fuß im Hause des Ministers zu fassen. Der hatte großes Wolgefallen an ihm, an seinem Verstand, seinen Kenntnissen, seinem Benehmen, und sah daher seine Intimität mit Guntram sehr gern, hoffend, sie werde von günstigem Einfluß auf dessen loses und oberflächliches Treiben sein. Doch war er wolwollend genug, um, auch abgesehen von dem persönlichen Interesse für seinen Sohn, sich für einen ausgezeichneten jungen Menschen zu interessiren, dessen Vater ihm befreundet war. Die Ministerin theilte mit Nichten die Gesinnungen ihres Mannes und Sohnes hinsichtlich Cecils. Sie mußte wol eine ganz vortrefliche Frau sein, denn allüberall hieß es: „Wie gut ist sie, die Ministerin! wie wolthätig! wie seelengut!“ — nur kam von dieser Vortreflichkeit ihren nächsten Umgebungen sehr wenig zu gut. Wolthätig war sie allerdings. Wandten sich Bittende, Hülfsbedürftige an sie, so fiel es ihr nicht ein, ihnen zu helfen, zu geben, oder sie zu trösten; nein, sie verschmähte so geringe Mittel! sie setzte sich in ihren Wagen, sie fuhr zu Freunden und Fremden, zu Bekannten und Unbekannten, sie sammelte, sie collectirte, sie bot Lotterieloose aus, sie drang Listen auf, in die man sich mit Namen und Geldsummen für irgend ein gutes Werk zu verzeichnen hatte. Dann ließ sie ihre Schützlinge kommen, theilte ihnen den Erfolg mit, reichte hier das Almosen, dort das Darlehn, und gab da die sichere Verheißung einer kleinen Stelle oder einer gewünschten Protection, und ließ es dabei nicht an wortreichen Ermahnungen und Belehrungen fehlen. Alle

Arme und Kranke, Waisen und Greise der großen Stadt Berlin schien sie zu kennen und sich für sie aufzuopfern mit Rath und That. Den Rath sparte sie denn freilich auf keine Weise. Sie hatte eine viel zu hohe Meinung von sich selbst, um es nicht für ihre Pflicht gegen die Menschheit zu halten mit ihrem Rath überall hervorzutreten, auch da, wo er nicht im geringsten begehrt wurde, und ihn nie anders als aus dem Standpunkt ihrer individuellen Meinung zu ertheilen, ohne Rücksicht auf Charakter, Lage, Ansichten der Andern. Wie ihre Freigebigkeit, Rath zu ertheilen, mit dem Bewußtsein ihrer hohen Ueberlegenheit zusammenhing, so entsprang ihre Bereitwilligkeit zur That aus einem unbeschreiblichen Geschäftigkeitstrieb, dem sie keine andere Nahrung zu geben wußte. Allmorgentlich wimmelte ihr Vorzimmer zwei Stunden lang von Supplikanten aller Art, denen sie in ihrem Cabinet Audienz ertheilte; dann hatte sie in deren Interesse wenigstens ein halbes Dutzend Billets zu schreiben, Listen aufzusetzen, Rechnungen durchzusehen, Empfehlungen und Bittschriften zu stylisiren; dann mußte sie umherfahren um eine Waisenschule zu prüfen, um eine Armenanstalt zu inspiziren, um eine rückständige Beihülfe einzutreiben, um an eine kleine Pension zu mahnen, um das Versprechen zu erpressen, einer kleinen Stellenverheißung eingedenk zu sein. Manches allgemeine Ehrenzeichen ward auf ihre Empfehlung vertheilt; ja sie gab zu verstehen, daß mancher rothe Adlerorden vierter Klasse nicht ohne ihr Zuthun an diese oder jene Brust geflogen sei. Machte sie dann ganz erschöpft von diesen Anstrengungen einen Besuch, so entsetzte sie sich regelmäßig, daß es schon so spät sei, klagte, daß der ganze lange Morgen für sie nur einen Moment

habe, und daß sie doch so gar wenig thue und geben könne. Hatte sie dann für die erste Klage Lob, und für die letzte Widerspruch errungen — der doch, was das Geben betraf, durchaus am unrechten Ort war — so schied sie befriedigt, und im Chor rief man ihr nach: „Welch eine vortrefliche, wolthätige Frau ist sie doch!“ Erhub sich eine zweifelnde oder tadelnde Stimme, so ward sie als die Verkennung bezeichnet, der die Güte immer ausgesetzt ist. Ihr Mann war der Einzige, an den sich die Ministerin mit ihren Protectionen und Fürsprachen nie wenden durfte. Er nahm unter keiner Bedingung darauf Rücksicht, vermuthlich weil er fürchtete, daß sie, dem alten Sprüchwort gemäß, die Hand fodern würde, wenn er den kleinen Finger gegeben. Zu einer Geldbeihülfe hingegen war er immer erbötig, doch sie selbst liebte das Geld zu sehr um zu wünschen, daß es aus seiner Kasse in eine fremde übergehen möge. Dafür war sie ihm herzlich gram, und nannte seine Weise, stets mit einer Geldunterstützung helfen zu wollen, brutal. Sie verschwendete das, was sie ihr Herz nannte, dermaßen an Fremde, daß sie für die Ihren nichts übrig behielt. Daraus geht hervor, daß keine Liebe darin war; denn ein Herz voll Liebe ist unerschöpflich und ist warm und voll rundum. Ihren Mann konnte sie nicht leiden, weil er sie nicht in ihrer Protections-Manie unterstützte, und ihre liebliche Tochter Nandine ebensowenig, weil das Mädchen viel zu schüchtern war, um je in ihre Fußtapfen zu treten. Ihre Maxime, für einen guten Zweck müsse man bereit sein, den Vorwurf der Zudringlichkeit hinzunehmen, machte Nandinen zittern, die lieber ihr letztes Kleid ausgezogen und verschenkt, als einen Andern geplagt hätte, eins aus seiner Garderobe zu holen, weil sie

keines mehr zu verschenken habe. Ihren Sohn Guntram hatte sie in seiner Kindheit mit der blindesten Affenliebe behandelt, in der Hofnung, ihm später eine eben so blinde Ergebenheit als schuldige Dankbarkeit aufzubürden. Doch der verzogene Sohn war mit Nichten gesonnen, sich ein solches Joch gefallen zu lassen, und wußte nichts Besseres aufzufinden, um es sich fern zu halten, als in beständiger Opposition gegen die Mutter zu leben. Eine besonders ergiebige Nahrung für seinen Widerspruchsgeist, fand er in dem starren Hochmuth seiner Mutter. Sie, die Menschenfreundliche, die Barmherzige, sah in allen Menschen, die nicht von Adel waren, nur Wesen, die man protegiren, die man aber unmöglich als gleichartig anerkennen könne. Sie sah das Gegentheil bei den bedeutendsten Männern im Staate; das schien ihr aber weiter nichts, als ein vorübergehender Mißbrauch zu sein. Guntrams Freundschaft für Cecil war ihr so unertäglich, und sie machte ihm so scharfe Vorwürfe über seinen plebejen Geschmack, daß diese Freundschaft eine Leidenschaft wurde, weil sie Guntram zwang, Cecil zu loben, zu preisen, liebens- und achtenswerth zu nennen, und ihn so unermeßlich hoch zu stellen, daß er unerreichbar für ihren Tadel wurde. Nandine hörte das täglich mit an, und sah täglich, wie sehr ihr Vater Guntrams vertrauten Umgang mit Cecil billigte. Sie liebte Vater und Bruder herzlich, und fing an, Cecil mit deren Augen zu betrachten.

„Sag mir aufrichtig, was hat Deine Mntter gegen mich?“ fragte Cecil eines Tages seinen Freund.

„Nichts! was könnte sie mit Fug und Recht gegen Dich haben?“ erwiderte Guntram verlegen.

„Doch, doch!“ sagte Cecil gelassen, „ihr mißfällt unser

Umgang; aber weshalb? was findet sie an mir auszusetzen oder zu tadeln? Ich kenne meine Unvollkommenheit sehr gut, daher begreife ich, daß ich nicht allen Menschen gefallen kann, nur grade Deiner Mutter gegenüber schmerzt es mich, und ich würde gern alles Anstößige vermeiden."

„Lieber Freund!" brach Guntram aus, „grade bei meiner Mutter darf es Dich durchaus nicht schmerzen! deren Theilnahme ist ausschließlich den beiden Polen der Gesellschaft aufgespart: den bettelhaften Krüppeln und den reichen Hochgebornen oder Hochmögenden. Du liegst zwischen beiden: sie beachtet Dich nicht. Glaube mir, uns Kindern geht es nicht besser! sie wird mir gut werden, wenn ich dereinst eine hohe Stelle im Staat bekleide und ihren Protectorats-Liebhabereien entgegen komme — wovor mich aber Gott behüte! — und sie wird die arme Nandine auch nicht eher lieben, bis sie eine brillante Partie gemacht hat, durch die sie zugleich Lady patroness in der Gesellschaft und von hunderttausend Armenanstalten wird."

Cecil lächelte und fragte dann ernst: „Lebt denn Deine Mutter gar nicht mit dem Herzen um so unerhört eitel zu sein?"

„Gar nicht!" entgegnete Guntram traurig, „sie hat sich ganz den Aeußerlichkeiten, in Thun und Gesinnung, zu eigen gegeben, und das macht sie eitel und hochmüthig. Wärest Du aus einer großen Familie, so würde sie einiges Interesse für Dich nehmen, welches sie Dir jezt, als dem theuersten Freund ihres einzigen Sohnes, versagt."

Also das hat sie gegen mich! wollte Cecil sagen. Allein er schwieg. Er begnügte sich, es zu denken und es nie

wieder zu vergessen. Er drückte Guntrams Hand und sprach nach einer Weile:

„Ich beklage Euch.“

„O,“ rief Guntram, „unser Familienleben wäre wirklich unaushaltbar, wenn nicht Nandine und ich uns so herzlich liebten und so zärtliche Verehrung für unsern guten Vater hätten, dem die Schwächen der Mutter durchaus fern liegen. Das mußt Du ja längst erkannt haben, Freund, und nur deshalb kann ich mich entschließen, mit Dir darüber zu sprechen.“

„Mehr als Dich, Guntram, beklage ich Deine Schwester,“ sagte Cecil. „Sanft und weich, wie sie mir erscheint, muß sie durch ihre Abhängigkeit in tausend Verhältnissen zu leiden haben, denen Du Dich leichter entziehen kannst.“

„Bis zu einem Punkt wird wegen Nandinens himmlischer Demuth und Gelassenheit ihr Verhältniß zur Mutter wol schmerzlich sein, doch nicht unerträglich werden,“ erwiderte Guntram. „Sollte die Mutter aber je den überschreiten, so wird sie Nandine unbezwinglich und felsenfest finden. Sie will sich nun einmal durchaus nur nach Neigung verheirathen. Bei der ungeheuern Verschiedenheit von Mutter und Tochter werden dann unvermeidliche Stürme anheben, und ich bin ganz gespannt, ob nicht bald einer losbricht.“

Cecil ließ das Gespräch fallen. Guntrams Äußerung über Nandinens innere Entschiedenheit bei ihrer großen äußern Sanftmuth und Nachgiebigkeit fiel ihm angenehm auf. Bisher war sie ihm etwas unbedeutend vorgekommen, sehr hübsch, sehr graziös, aber gar nicht anziehend. Sie sprach äußerst wenig und nie anders als freundlich, und

ganz gleich freundlich mit Jedermann. Sie äußerte nie eine Meinung, nie ein Urtheil, aber sie stimmte auch nicht den fremden bei. Zwischen ihren Eltern, die beständig verschiedener Meinung waren, hatte sie sich diese gleichmäßige Freundlichkeit und diese Zurückhaltung angewöhnt, und sie nahm diese Gewohnheit aus dem Familienkreise in die Gesellschaft hinüber, um nirgends anzustoßen und um Niemand zu verletzen. Cecil hatte zuweilen gedacht: es sei doch recht schade, daß ihre negative Natur ihr allerliebstes Gesicht so insipid mache. Nach diesem Gespräch durfte er auch eine positive in ihr voraussetzen, und er fing an, sich für sie zu interessiren. Je widerwärtiger die Mutter ihm ward, um desto anmuthiger erschien ihm die Tochter. Nur aber sah er sie sehr wenig. Mit Guntram war er täglich, fast stündlich zusammen; sie theilten ihre Studien, ihre Vergnügungen, und Cecil bestrebte sich eifrig, seinen Freund von diesen ab- und jenen zuzuwenden und einen günstigen Einfluß auf ihn zu üben. Er wollte sich durchaus des Ministers Theilnahme und Wolwollen erringen, und es gelang ihm im höchsten Grade. Er sah auch den Minister sehr häufig, der alle Morgen nach dem Frühstück eine Viertelstunde im Zimmer seines Sohnes zuzubringen und sich mit ihm über seine Beschäftigungen und Unterhaltungen zu besprechen pflegte. Seitdem Cecil diese Viertelstunde zwischen halb eilf und eilf Uhr kannte, verfehlte er selten, Guntram ins Collegium abzuholen, das sie um eilf zu hören hatten, und das Guntram ohne diese Auffoderung sich wol häufig erlassen haben würde. Der Minister ging gern in Einzelheiten der Studien der beiden jungen Leute über, und konnte bei der Gelegenheit nicht anders, als eine höchst günstige Meinung

von Cecil fassen. Allmälig nahm er wirklich Theil an ihm, befragte ihn um seine Familienverhältnisse, seine Erziehung, seine Aussichten, seine Wünsche und Plane, und erfuhr auf diese Weise mit einigem Erstaunen, daß Cecil sich noch nicht für eine bestimmte Laufbahn entschieden habe. In seinem Herzen war Cecil längst und sehr entschieden, aber so dankbar und offenherzig er übrigens der ermunternden Theilnahme des Ministers entgegenkam, so fand er doch keine Veranlassung sich darüber auszusprechen, sondern sagte nur: nachdem er seine militärische Dienstzeit abgemacht und etwas mehr Einsicht und Reife gewonnen hätte, im letzten Jahre seiner Studien, wolle er sich einer Spezialität zuwenden. — In den Soireen bei der Ministerin erschien er immer, weil der Minister ihn ein für alle Mal eingeladen hatte, und weil er ihrer Hoffahrt durchaus nicht nachgeben wollte. Sie ignorirte ihn und er bemerkte es nicht; aber nach und nach verdroß sie diese Gleichgültigkeit.

In einer dieser Soireen sah Nandine so traurig aus, daß sie es nicht vollständig hinter ihrem gewohnten Lächeln verbergen konnte. Cecil schloß ganz richtig: sie müsse mit der Mutter eine Unannehmlichkeit gehabt haben, und im Unmuth darüber oder auch um sie zu zerstreuen, war er lebhafter im Gespräch mit ihr als er sonst zu sein pflegte, und zu seiner höchsten Verwunderung trat sie aus ihrer Passivität heraus, und machte ein Paar Äußerungen, die auf eine innere Selbständigkeit deuteten. Er wußte nicht, daß sie heute gleichsam zum Bewußtsein darüber gekommen war, indem sie einen Heirathsvorschlag der Mutter bescheiden, aber bestimmt abgelehnt hatte; ihm fielen flüchtige Bemerkungen Guntrams über das schöne tiefe Herz seiner

Schwester ein, und sie sah so wunderlieblich aus und an, daß das seine klopfte.

Von diesem Augenblick an trat Nandine in sein Leben. Er stand längst in dem ihren. Sie kannte ihn aus Guntrams glühenden Lobeserhebungen, aus der wolthätigen Wirkung seines Umgangs auf den bis dahin so leichtsinnigen und unentwickelten Bruder, aus der Zufriedenheit, mit der sich ihr Vater über ihn aussprach, aus seiner Erscheinung, die zugleich eine tiefe und feine Bildung verrieth, und ihn dadurch glänzend auszeichnete, da sie in ihrem Kreise höchstens einer glatten Bildung zu begegnen pflegte. Sie hatte ihm in tiefster Stille, ungeahnt von Allen, ihre ganze Theilnahme zugewendet — Guntrams wegen! sprach sie zu sich selbst, nicht um ihr Gefühl zu beschönigen, sondern weil das wirklich der Anfang desselben gewesen, und ihr selbst unbemerkt ein andres geworden war. Guntrams wegen hatte sie in ihrer stillen Weise Cecil beobachtet, wie außer seiner Pflegemutter nie ein weibliches Wesen. Als sie durch ihre Beobachtungen befriedigt hinsichtlich des Bruders war, interessirte sie sich für ihn selbst genug, um ihn nicht mehr aus den Augen zu verlieren.

Am Morgen nach jener Soiree ging Cecil wie gewöhnlich zu Guntram. Er begegnete ihm und Nandinen, die beide aus den Zimmern des Ministers kamen. Als Nandine ihn gewahr wurde erschrak sie und lief fort ohne ihn zu grüßen. Das fiel ihm auf. Weshalb erschrickt sie? fragte er sich heimlich. Zu Guntram sagte er:

„Was fehlt Deiner Schwester? sie sah ganz verstört aus.“

„Sie hat geweint, entgegnete Guntram verstimmt. Jetzt geht das Elend an! sie soll heirathen, sie will nicht. Gestern

hat sie's der Mama erklärt, eben dem Vater wiederholt .... der T—l mag wissen was draus wird."

„Will sie einen Andern heirathen?" fragte Cecil gespannt.

„Ich denke nicht! vor der Hand gewiß nicht .... sie hat nichts geäußert, sagte Guntram; aber am Ende wünscht denn doch jedes Mädchen zu heirathen, und sie mag auch wol einen Andern, wie Du meinst, in petto haben — ich weiß es nicht. Wer kann in die Weiberherzen hineinschauen!"

Cecil hätte gar gern noch mehr gefragt und gewußt; zum ersten Mal in seinem Leben fehlten ihm aber Worte, und er schwieg. Es ist schwer, ja unmöglich zu sagen aus welchen Atomen allmälig eine Neigung erwächst und wodurch sie sich bis zur unerschütterlichsten Überzeugung im eignen Herzen festsetzt und dem fremden kund giebt. Ist's durch Worte? aber wie vieldeutig sind sie! und das eine, das überwältigende „ich liebe Dich" — ist höchstens die Erklärung der Liebe, nicht ihr Beginn. Ist's durch Blicke? dann sind wenigstens die Kurzsichtigen sehr im Nachtheil, denn die sehen nicht über eine Reihe von Zimmern oder über die Straße hinweg dem Geliebten ins Herz. Ist's durch Handlungen? dazu haben nur die Allerwenigsten, und auch dann nur im entscheidenden Moment Gelegenheit. Es mag unhaltbar sein, was jener Philosoph behauptet: aus wirbelnden Atomen sei die Welt zusammengesetzt; aber gewiß bilden unerfaßliche Atome das Band, das die Herzen zu einander zieht.

Cecil und Nandine hörten täglich in einer Weise von einander sprechen, die sie immer mehr für einander interessirte, und da es durchaus absichtslos war, da Guntram

sie durchaus nicht gegenseitig bestechen wollte, so machte es um so tiefere Wirkung. Er sprach von der Schwester zum Freund, weil sie ihm am Herzen lag, und von ihm zu ihr aus demselben Grunde. Er hatte nicht Scharfblick genug um zu ahnen, wie seine Worte aufgenommen wurden, und die tiefe Theilnahme, mit der man ihnen zuhörte, bezog er gutmüthig auf sich selbst. Cecil wurde allmälig für Nandine das Ideal, das sich junge Mädchen sehr gern, und häufig ohne alles fremde Zuthun ausmalen, und das für sie durch die Freundschaft eines Bruders oder das Lob eines Vaters Begründung oder Bestätigung erhält. Nandine wurde für Cecil ein liebliches, vortrefliches Mädchen, das man, da man doch einmal in der Welt heirathen müsse, mit Freuden heirathen könne, um so mehr, da sie Tochter eines Ministers und wahrscheinlich, der hochmüthigen Mutter wegen, schwer zu erlangen sein würde. Da gab es Reiz, Anstrengung, Kampf, Sieg. Junge kräftige Menschen, mögen sie auch noch so ehrgeizig sein, lieben nicht das, was ihnen mühelos in die Hand fällt; sie freuen sich der Anwendung ihrer Kräfte. Erst später, wenn die häufig vergebliche Anstrengung sie abgemattet hat oder wenn sie die Abnahme der Kräfte fühlen: dann begehren sie das mühelose Glück und sprechen stolz zu sich selbst: es sucht mich auf, also verdien' ich es. Eine tiefe, das Herz durchlodernde Leidenschaft war weder bei Nandinen noch bei Cecil, konnte aber durch Widerspruch dahin gesteigert werden.

Die Ministerin war höchlichst erzürnt über den Ungehorsam ihrer Tochter, und fing an ihr Benehmen gegen junge Männer strenger als bisher zu beobachten. Zu ihrem tiefsten Entsetzen bemerkte sie, daß die leichterhöhte Schatti-

rung eines Vorzugs, den eine so junge und wohlerzogene Person geben kann, sich unleugbar Cec[illegible]. Sie machte ihr schneidende Vorwürfe über ihre Koketterie mit Herrn Forster, Vorwürfe, die der armen Nandine durch die Seele gingen, weil sie sich nicht der geringsten Koketterie, wol aber ihrer Neigung bewußt und nun in tödlicher Angst war, sie zur Schau getragen zu haben. Als Cecil das nächste Mal sich ihr näherte, empfing sie ihn mit so eiskalter Haltung, daß er nicht wagte, wie sonst, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Er zog sich still zurück und wartete auf die Lösung des Räthsels, und sie wagte nicht ihn anzusehen vor Trauer und Bekümmerniß, fuhr fort den Thee einzuschenken und mit den Personen zu sprechen, die sich ihr näherten. So mogte eine halbe Stunde vergangen sein, als Cecil einem jungen Mädchen folgend, mit dem er sich unterhielt, wieder an den Theetisch trat, und plötzlich Nandinen gegenüber stand. Sie freute sich so ihn wieder in ihrer Nähe zu haben und doch vielleicht noch ein Paar Worte mit ihm wechseln zu können, daß sie gänzlich die mütterlichen Vorwürfe vergaß. Sie bot ihm eine Tasse, und sagte: „Ach, Vergebung!“ — wie man wol thut, wenn man eine schuldige Höflichkeit versäumt hat. Doch ihr sanfter trauriger Blick sprach ihn um eine andere Vergebung an, und obgleich sie kein Wort weiter wechselten, so kam doch über Beide eine süße selige Gewißheit.

Der Winter verging. Im Frühling nahm der Minister eine Wohnung im Thiergarten; Guntram blieb aber in der Stadt; er hatte sein militärisches Dienstjahr angetreten — bei einem und demselben Uhlanenregiment mit Cecil. Die

Ministerin war scandalisirt ihren Sohn in der Montur zu sehen.

„Ich bitte Dich, kleide Dich anständig, Guntram, wenn Du am Abend zu mir kommst,“ sagte sie trocken.

„In dem Soldatenrock meines Königs bin ich sehr anständig gekleidet, Mama, und übrigens darf ich in dieser Zeit keinen Civilanzug tragen, sonst werd' ich gestraft.“

„Gestraft? mein armer Guntram! und wie das?“

„Nun ich glaube . . . . man kommt auf Latten,“ sagte er um sie zu necken.

Die Ministerin schrie hell auf, und ergoß sich in eine Diatribe gegen die himmelschreiende Ungerechtigkeit und grausame Barbarei, ihren Sohn ein ganzes Jahr in Reih und Glied mit Bauerknechten zu stellen.

Guntram entgegnete höchst gelassen: „Liebe Mama: mir thut nichts weiter leid, als daß der König nicht ein Paar Regimenter von Frauenzimmern errichtet, in denen sie sämtlich ein Jahr zusammen dienen müßten — Bauermädchen und Comtessen, Alle durch und neben einander so wie wir. Das würde ihnen höchst ersprießlich sein, indem es sie in die Ideen der Zeit einweihte.“

„Mein lieber Sohn, entgegnete sie verächtlich, dergleichen hohle Phrasen lernst Du vermuthlich von Deinem Freunde, Herrn Forster. Was er darunter versteht, ist sehr klar: diese Leute wollen auf unsern Platz, und nennen diesen Wunsch eine zeitgemäße Idee; — doch was Du darunter verstehst wüßte ich gern.“

„Daß wir ihnen zwischen uns aufrichtig und ehrlich Platz machen sollen, entgegnete Guntram, sonst laufen wir Gefahr es über lang oder kurz zu *müssen*.“

„Auf die Gefahr lasse ich es ankommen!“ sprach sie wegwerfend und fügte dann hinzu: „Du darfst also diesen charmanten Anzug wirklich nicht ablegen?“

„Nein, gewiß nicht,“ betheuerte Guntram.

„Du giebst aber doch zu, daß er sich eigentlich nur für den Dienst und nicht für die Gesellschaft schickt?“

„Allerdings.“

„Nun denn, mein Sohn, so muß ich Dich bitten, Niemand von Deinen Freunden zu mir zu führen, so lange Ihr diesen Anzug tragt. Dich seh' ich immer gern, aber meinen Salon mögte ich doch nicht gern in eine Caserne verwandelt sehen.“

Guntram fühlte wol, daß seine Mutter dies gegen Cecil schadenfroh ersonnen hatte; da aber noch vier seiner näheren Bekannten gleichfalls ihre Dienstzeit abmachten, so hatte er kein Recht sich des Freundes wegen zu beklagen. Nur beschloß er die Mutter nicht öfter zu besuchen, als es die Pflicht erheische, und ihr dadurch zu beweisen, daß jeder Versuch ihn von Cecil loszureißen vergeblich sei. Für Nandine war dies sehr traurig! nicht nur sah sie Cecil nicht mehr, sie hörte auch nichts von ihm, denn sie hatte selten Gelegenheit zu einem ungestörten Geplauder mit Guntram.

Eines Morgens war sie in der Stadt gewesen um kleine Einkäufe zu machen. Als sie an dem Hause ihres Vaters vorüberging, fiel ihr ein Guntram zu besuchen. Sie schickte den sie begleitenden Diener herein um zu fragen ob er daheim und allein sei, und als sie wartend dastand — befand sich plötzlich Cecil an ihrer Seite, gleichfalls um Guntram zu besuchen. Er sah so freudig verklärt über dies glückselige Ereigniß aus, daß sie es ebenfalls wurde. Da kam der

Diener mit der Nachricht zurück: Guntram liege krank im Bett. Nandine flog die Treppe hinauf zu ihrem Bruder; Cecil ging ihr nach, langsam, und sich besinnend ob er dürfe. Er trat schüchtern ein, und sagte dann rasch nach dem ersten Blick auf Guntram:

„Du hast die Masern, oder dergleichen. Ich hab' die Krankheit gehabt, daher kenn' ich sie. Aber Sie, gnädiges Fräulein" ....

„Ich fürchte sie nicht, sagte Nandine, und bleibe hier."

Sie schickte zum Arzt, sie schrieb der Mutter, sie ließ den Vater benachrichtigen, sobald er aus dem Staatsrath käme. Der Arzt kam zuerst und erklärte das Scharlachfieber. Nandine erklärte: ihren Bruder pflegen — der Minister: bei seinen Kindern bleiben zu wollen: die Ministerin: Scharlachfieber sei die einzige Krankheit, vor der sie unüberwindliche Scheu habe, und sie werde daher einsam draußen bleiben, und weder ihren Mann noch Nandine in dieser Zeit sehen.

Guntram ward gefährlich krank, und Nandine pflegte ihn wie eine barmherzige Schwester. Alle Unterstützung von Seiten seiner Freunde wies sie dankbar und freundlich ab. Erst als er in vollkommner Genesung war, durften sie ihn sehen; dann ging sie fort. Aber Cecil sagte einmal traurig:

„Der Engel geht, wenn die Menschen kommen;" — da blieb sie ein Paar Minuten mit freudigem Herzklopfen.

Guntram ließ ihr einmal sagen, er werde in den Garten hinter dem Hause hinabgehen, und sie möge doch auch kommen. Geschwind nahm sie ihren Hut und lief hinab. Guntram war noch nicht da; statt seiner traf sie auf Cecil, als sie rasch um eine Laube von persischem Flieder bog.

„Verzeihung! sagte Cecil auch ganz verlegen, weil er sie verlegen sah, man hat mich hieher gewiesen um Guntram zu erwarten.“

„Ich will ihm sagen, daß Sie auf ihn warten,“ entgegnete Nandine und that einen Schritt zurück.

„O nein! rief er hastig, ich bitte, bleiben Sie nur noch einen Augenblick.“

Sie blieb unter dem Fliederbusch und streifte verlegen mit der Hand über die zarten lilafarbenen Blüten. Da ergriff er sanft diese Hand und sagte:

„Nandine! o liebe, geliebte Nandine!“

Sie ließ ihm die Hand, aber sie schwieg, und an ihre gesenkten Wimpern hing sich eine Thräne.

„Haben Sie kein freundliches, kein ermuthigendes Wort für mich?“ fragte er beklommen.

Zitternd, lieblich und schüchtern sprach sie: „Ja.“

„Ja? rief er entzückt und drückte ihre Hand zwischen die seinen und an seine Lippen; ist das ein gewisses und ernstes Ja?“

„Ein gewisses und ernstes Ja,“ sprach sie feierlich, und sah ihn an mit stillen freundlichen Augen.

„Dann müssen Sie Muth haben,“ sagte er gerührt.

„Und Sie Ausdauer.“

Hastig und leise hatten sie diese Worte gewechselt. Da wurden Stimmen laut, Nandine drückte Cecils Hand, machte sich los, und lief geschwind um die Laube herum und in einen andern Weg, so daß die Eintretenden sie nicht gewahr werden konnten. Es war Guntram mit seiner Mutter, die eben angelangt war, und aus Furcht vor der Ansteckung ihrem Sohn den ersten Besuch in freier Luft machen wollte.

„Ist Nandine nicht hier?" fragte Guntarm.

„Nein, entgegnete Cecil, und ich komme später, wenn ich Dich nicht störe." Er verbeugte sich gegen die Ministerin und ging. Er war fast bestürzt über diese plötzliche, hohe Gewißheit. Nun gilt's! sprach er zu sich selbst, als er die breite feierliche Wilhelmsstraße hinaufging, die ihm in dem Augenblick wie ein Triumphweg vorkam; — nun beginnt das Leben!

Guntrams Brust war angegriffen. Seine Mutter ging mit ihm nach Ems, ganz froh darüber, daß es ihm unmöglich wurde sein Soldatenjahr abzumachen. Nandine blieb bei ihrem Vater, unter der besonderen Obhut einer strengen Gesellschaftsdame, welche die Ministerin dazu auserkoren hatte. Sie sah Cecil gar nicht; aber sie war so glücklich in dem Bewußtsein ihrer gegenseitigen Liebe, daß diese Entbehrung ihr nicht wie ein Leid vorkam. Im Beginn der Liebe ist nichts so genügsam als sie; je mehr sie wächst, um desto ungenügsamer wird sie, und das kann auch nicht anders sein und man darf ihr keinen Vorwurf darüber machen, denn sie ist: Durst nach der Unendlichkeit. Darum muß sie, wenn sie wächst, über alles Irdisch-Erreichbare, über Welt und Leben hinausgehen. Aber freilich! oft verkümmert sie! zuweilen im Staube und zuweilen in den Wolken der Erde.

Im Spätherbst kam die Ministerin mit Guntram zurück, der die Traubenkur gebraucht hatte, aber dennoch den ganzen Winter leidend blieb. Bei ihm sah Nandine zuweilen ganz flüchtig Cecil. Gern hätte sie sich gänzlich vom geselligen Treiben zurückgezogen und sich ausschließend dem Bruder, seiner Pflege, seiner Unterhaltung gewidmet; doch

die Ministerin gestattete es nicht. Sie fand es an der Zeit, Nandine zu verheirathen, und sich in der Welt nach einer passenden Partie umzusehen; denn nach dem zwanzigsten Jahre wird es mit jedem Tage schwieriger für ein junges Mädchen. Die Männer behaupten, daß jedes Jahr sie alsdann doppelt und dreifach älter mache. Aus demselben Grunde wollen die Frauen auch nie gern dreißig Jahr alt werden.

Die militärische Dienstzeit wird von den meisten jungen Männern benutzt um ihre Studien bei Seite zu legen; aber Cecil besuchte die Hörsäle so fleißig wie seine beschränkte Zeit es ihm erlaubte, und weit entfernt durch diese angestrengte geistige und körperliche Thätigkeit abgemattet zu werden, schien er ihrer zu bedürfen — so schön und kräftig entwickelte er sich in jeder Beziehung. Doppelt prächtig erschien er neben dem kränkelnden Guntram, und der Minister sah nie ohne einen schmerzlichen Seufzer die beiden jungen Männer neben einander. Es war unmöglich vor dem Einen nicht zu denken: Der wird weit gehen! — und vor dem Andern nicht zweifelhaft und bedauernd den Kopf zu schütteln.

Nach beendetem Soldatenjahr erinnerte der Minister Cecil daran, daß es jezt die höchste Zeit sei, eine bestimmte Laufbahn zu wählen. Den Überblick habe er gewonnen, die vielseitige Bildung erlangt; nun müsse er sich der Praxis widmen und die nahenden Examina bedenken. Cecil erwiderte, er denke sehr daran, umsomehr da er sich einer Carriere bestimme, in der er, das fühle er wol, große Schwie rigkeiten überwinden müsse: der diplomatischen.

Der Minister entgegnete gelassen: „In dieser Carriere wird, weil mit ihr eine gewisse Repräsentation verbunden

ist, auf Äußerlichkeiten Rücksicht genommen, auf Vermögen, Namen und eine — ich sage nicht gute, aber glänzende Erziehung."

„Ew. Excellenz, sagte Cecil ruhig und bescheiden, meine Erziehung ist gut und glänzend gewesen, meinen Namen werde ich zu einem tüchtigen machen, und was das Vermögen betrift: so fehlt es der Hälfte unsrer Diplomaten, weshalb also sollte das mich stören?"

Der Minister entgegnete, er wolle ihn mit nichten stören, nur ihn an Bedingungen erinnern, welche ihm vielleicht verletzend entgegentreten dürften.

Cecil erwiderte: „In Österreich, in Rußland könnte das der Fall sein; obwol es auch dort zwei Classen von Diplomaten giebt; die erste aus der hohen Aristokratie, welche repräsentirt, die zweite aus anderen Familien, welche arbeitet. Aber in unserm Staat, der an dem militärischen Dienstjahr für Jedermann eine wichtige Gleichheits-Institution hat, fürchte ich das nicht allzusehr, und um so weniger, da bei den Gesandtschaften in Rom, in London, in Florenz, bereits Männer sind, welche keiner adligen Familie angehören. Übrigens, Ew. Excellenz, werd' ich mich immer viel glücklicher fühlen, arbeiten zu dürfen, als repräsentiren zu müssen, und ich zweifle nicht, daß das Andern besser gelingen werde."

„Ich traue Ihnen genug Energie zu, sagte der Minister freundlich, um Ihren Willen durchzuführen, sobald er aus dem Bewußtsein Ihrer Bestimmung hervorgegangen ist."

„Das ist er, entgegnete Cecil. So lange und so viel ich mich befragt habe, immer nur ist mir der eine Weg deutlich gewesen; und habe ich mich nicht darüber ausge-

sprochen, so rührte das von keinem Mangel an Entschiedenheit — sondern vielleicht von zu großer her: ich wollte keine Abmahnungen von Personen hören, die ich verehre und deren Urtheil ich hoch halte, weil ich wußte, daß ich ihnen nicht würde folgen können. Jezt aber muß ich Ew. Excellenz gestehen, fuhr er mit seinem sanftesten Ton und seiner ruhigsten Haltung fort, daß ich entschiedener denn je bin, seitdem ich . . . . Fräulein Nandine liebe."

Der Minister sah ihn kalt an und sagte: „Das thut mir leid."

Guntram, in dessen Zimmer dies Gespräch statt fand, sprang auf und in Cecils Arme, und rief: „Weshalb, Papa! ich bitte Dich, weshalb?"

Und auch Cecil fragte: „Weshalb?"

„Weil eine Heirath in eine unabsehbare Ferne hinausgeschoben werden würde, antwortete der Minister. Sie haben kein Vermögen, mein lieber Forster, meine Tochter hat keins; sie kann nicht warten, bis Sie in einer unabhängigen Lage sind."

„Aber wenn sie warten wollte, Ew. Excellenz?" fragte Cecil schüchtern.

„Sie sind also vollkommen mit meiner Tochter einverstanden, Herr Forster?" fragte der Minister etwas kühl und hoch.

„Die Herzen sind es!" entgegnete Cecil.

Der Minister sah ihn erst finster, nach und nach immer milder an. Zuletzt sagte er: „Lieber Forster, ich bin Ihnen gut, Sie wissen es! ich bin's nicht bloß Guntrams, sondern Ihretwegen. Daher geb' ich Ihnen nicht als Vater, aber

als Freund den Rath: machen Sie Ihren Weg ohne meine Tochter."

„Aber ich liebe sie!" rief Cecil.

„Und was weiter? fragte der Minister und warf den Kopf zweifelnd zurück. Lieben? das ist sehr gut! doch man will auch glücklich werden durch die Liebe, und meine Tochter . . . . kann es nicht werden. Sie können es, o ja! für Sie mag diese Liebe ein Sporn, ein Stern sein — was weiß ich! denn Sie dürfen arbeiten, streben, und manches Jahr lang die Liebe mit dem Ehrgeiz verschmelzen und für ihn handeln, wenn Sie auch an sie denken. Doch meine Tochter muß warten, warten und warten, die Händ' im Schooß, lange Jahre, fern von Ihnen, einsam in schöner Jugendzeit — sind Sie sicher, daß ihre Liebe dazu stark genug ist und daß sie des Wartens nicht überdrüssig werde und Sie aufgebe?"

Hätte der Minister gesagt: Glauben Sie, daß Nandine dabei glücklich sein könne? — so würde er vielleicht Cecil gerührt haben, während er ihn durch seine Muthmaßung nur kränkte und hartnäckig machte. Vergessen, aufgegeben zu werden von einem Mädchen, von Nandine — dagegen sträubte sich Cecils Eitelkeit weit mehr als seine Liebe und er sagte im Ton lächelnder Gewißheit: „Ew. Excellenz, darauf muß Fräulein Nandine antworten."

„Aber, lieber Forster, wie soll denn ein junges Mädchen, das nicht die Menschen, nicht die Verhältnisse, nicht sich selbst kennt, das überdies augenblicklich in einer Neigung befangen ist, wie soll es sicher über eine ganz unsichre Zukunft sein!" rief der Minister.

„Dann dürfte ein junges Mädchen nie heirathen, sagte

Cecil, denn durch den Schritt tritt es auch sicher einer unsichern Zukunft entgegen."

„Unsicher, was das Mehr oder Weniger von Glück betrift — ja! entgegnete der Minister; aber sie tritt in ein sicheres und bestimmtes Verhältniß, das sie bis zum Grabe mit einem ganz unabsehbaren Gefolge von Pflichten umgiebt und dermaßen fesselt, daß sie den Kreis nicht durchbrechen kann, selbst dann nicht, wenn Liebe und Leidenschaft aufgehört haben, was doch immer früher oder später geschieht. Allein in einem so ganz unbestimmten Verhältniß, was soll sie da fesseln, wenn die Liebe aufhört? ihr Wort, ihr Versprechen? welchem Mann würde das genügen! — Und kann nicht auch derselbe Fall bei Ihnen eintreten? Sie kennen kaum die Frauen" . . . . —

Cecil erröthete und sagte mit dem vollen Stolz, den die Jugend so gern der Erfahrung des Alters gegenüber setzt: „Ich weiß nicht ob es nöthig ist die Frauen zu kennen, um Eine zu lieben."

Der Minister stand auf und verließ das Zimmer ohne daß einer der jungen Männer wagte ihn aufzuhalten.

Guntram warf sich abermals in Cecils Arme und machte ihm Vorwürfe über seine Verschwiegenheit. „Ist Nandine nicht meine Schwester?" fragte er.

„In diesem Punkt giebts keine Schwester, nur ein Mädchen, das sein Geheimniß bewahrt wissen will," sagte Cecil; aber er war unruhig und beklommen. Es lag zu viel Wahrheit in den Worten des Ministers. Wenn sie mich vergessen könnte! wiederholte er sich immer ganz heimlich, und mit unsäglicher Angst. Er dachte nie: Und wenn ich sie vergessen könnte! Er hielt sich für unerschütterlich sicher,

und überdas erschien ihm Nandine nie anders als mit einer glänzenden Zukunft umwebt, die ihm, dem Schwiegersohn des Ministers, nicht fehlen konnte und von der er entschlossen war, nicht zu lassen. Guntrams Ermuthigungen und Hofnungen beruhigten ihn nicht.

„Wenn ich nur einmal Deine Schwester sprechen könnte, ungestört ihr sagen dürfte, was ich sagen mögte! Wer weiß ob sie noch gesinnt ist, wie vor einem Jahr: wer weiß, Guntram, ob sie heute wie damals Ja spricht! Dies ewige Fremd- und Fernsein, dieser beständige Zwang bei der beständigen Ungewißheit — Guntram, Du weißt nicht, welche Folter es ist."

„Ihr habt nun einmal Beide die Hände in ein Wespennest gesteckt, Du und Nandine — sagte Guntram ganz froh die ihm ungewohnte Rolle des Mentor spielen zu dürfen, da er gewöhnlich nur der Telemach war — mit der Mama wird es ganz unerhörte Kämpfe geben, und vielleicht .... vergebliche! der Vater denkt zum Glück anders! wärst Du einige Jahre älter und in einer unabhängigen Lage, so gäb' er Dir gleich Nandine" ... —

„Lieber Freund, unterbrach Cecil ihn ungeduldig, ich bitte Dich, zähle mir keine Schwierigkeiten auf. Veranstalte lieber, daß ich Nandine einmal sprechen darf."

Guntram ließ sich bereitwillig finden, und sie besprachen das Wann und Wie. — Der Minister hatte gradesweges zu Nandine gehen wollen; aber eine Botschaft seiner Frau rief ihn zu der. Er drängte sich mit Mühe durch die Bittstellenden in ihrem Vorzimmer, und war ganz erstaunt sich ihr zu so ungewohnter Stunde gegenüber zu sehen. Sie gab ihm einen Brief, den sie so eben erhalten, es war ein

Heirathsantrag für Nandine, den eine Mutter im Namen ihres Sohnes machte.

„Die jungen Leute kennen sich nicht," sagte der Minister, nachdem er gelesen.

„Nein! darum eben ladet mich die Baronin ein, im Fall ich geneigt wäre den Vorschlag für meine Tochter anzunehmen, sie diesen Sommer zu besuchen; da sollte sich die Bekanntschaft machen."

„Dann freilich müßten wir mit Nandine reden, denn ich" . . . —

„Ich habe meine Tochter so erzogen, unterbrach ihn die Ministerin, daß sie einwilligt, wenn ich es ernstlich begehre; und diese Heirath will ich."

„Denn ich, fuhr er fort, habe so eben eine ganz andere Erklärung gehört."

„So? Ei! und von wem?" fragte sie erwartungsvoll und geschmeichelt.

„Vor Allem: Ruhe, meine Liebe! sprach er, die Hand auf ihren Arm legend. Mit Heftigkeit, mit Zorn gar, ist hier nichts auszurichten."

„Wie das!" rief sie so heftig, daß der Minister sagte:

„Ich bitte Dich, sei ruhig, sonst ist es mir unmöglich, mich mit Dir über Nandinens Zukunft zu besprechen."

Als sie schwieg erzählte er ihr sein Gespräch mit Cecil. Sie erstarrte. Dann brach sie nach Frauenart in Vorwürfe aus:

„Das kommt davon her! warum nimmst Du solche Leute bei Dir auf, warum gestattest Du Deinem Sohn freundschaftlichen Umgang mit ihnen!" u. s. w.

Wenn ich sage: nach Frauenart; — so versteh ich dar-

unter: nach Art der Schwachen, von der manche Männer mit nichten ausgeschlossen sind. Die schwachen Seelen sind so geartet, daß sie einem Andern die Schuld der Widerwärtigkeiten aufzubürden suchen, von denen sie befallen werden. Der Minister ließ unbewegt wie eine Eiche den Sturm über sich fortbrausen und sagte dann:

„Gut, gut! ganz Recht! soviel von der Vergangenheit, jezt von der Zukunft.“

„O, Nandine soll den Baron heirathen! sie muß den Herrn Forster aufgeben . . . gleich!“

„Es ist ganz gut von Sollen und Müssen zu sprechen, Beste, wenn man es durchsetzen kann“ . . .

„Und weshalb sollt ich es nicht durchsetzen?“

„Weil man Nandine nicht zwingen kann.“

„Gott! rief sie, wie unglücklich bin ich als Frau und Mutter! mein eigner Mann tritt für meine eignen Kinder gegen mich auf.“

Der Minister war unendlich gelangweilt durch all diese leeren Phrasen. Er sagte: „Es wird am Besten sein, mit Nandinen selbst zu sprechen,“ und stand auf.

„Ja, sagte die Ministerin entschlossen; ich will sie rufen lassen.“

Das geschah. Nandine kam. Der Minister hatte seine Frau beschworen sie nicht einzuschüchtern, und so verhielt sich die Ministerin schweigend, während er der Tochter den Brief gab. Nandine sah ihn flüchtig durch, und sagte dann, sie wünsche, bei ihren Eltern bleiben zu dürfen. Der Minister fragte gütig:

„Immer, mein Kind?“

Die arme Nandine erröthete tief, und schüttelte langsam

und schweigend den Kopf. Die Ministerin verhielt mühsam ihren Zorn. Nandine schlug die Augen zu ihr auf; aber als sie den Unwillen der Mutter gewahrte, verstummte sie und Thränen rollten ihr schnell und heiß über die brennenden Wangen. Den Minister beschlich ein unendliches Mitleid mit dem Mädchen, das wie eine Verbrecherin dastand, und doch nichts Böses gethan hatte. Er sagte gütig:

„Nandine, er ist aufrichtiger gegen mich gewesen als Du bist."

„O! rief Nandine, und fiel ganz überwältigt auf ihre Knie, er hat keine Mutter, die ihm deshalb zürnt."

Ihre Mutter zuckte schweigend die Achseln. Der Minister hob sie auf, ließ sie neben sich sitzen und sagte:

„Nicht so heftig, Nandine! beruhige Dich und erzähle mir was Dir in und auf dem Herzen liegt."

Sie that es. Aufrichtig erzählte sie ihm ihre unschuldige Liebe, die von nichts lebte als von der Hofnung. Auch das Ja an der Fliederlaube verschwieg sie nicht. Zum Schluß sagte sie:

„Nun weißt Du Alles, Vater! wenn Du mir aber zürnst um der Liebe oder um des Schweigens willen, oder um sonst etwas, so sterbe ich, lieber Vater."

„Bah! sagte die Ministerin rasch; Du wirst eben so wenig sterben, als aus Deiner unstatthaften Liebe je eine Heirath werden kann."

Nandine sah ihren Vater mit einer Angst an, als sei sie des Todesurtheils aus seinem Munde gewärtig.

„Nun, nun! sprach er begütigend, das ist denn doch wol zu viel gesagt."

Nandine fiel ihm um den Hals, athemlos vor Entzücken. Die Ministerin stand auf und sagte eisern:

„Nandine! meine Einwilligung bekommst Du nie, merke Dir das: nie! auch wenn der Vater die seine giebt: nie! und ich habe zum ersten und zum letzten Mal über diese Angelegenheit mit Dir gesprochen.“

Sie ging in ihr Cabinet und schloß die Thür hinter sich zu.

Guntram und Cecil waren überrascht, plötzlich zum Minister beordert zu werden, und noch überraschter, als sie Nandinen bei ihm fanden. Er erklärte den jungen Leuten, er könne sie nicht als Verlobte betrachten, dazu wären sie zu jung, zu wenig selbständig, zu neu in der Welt; und er wolle auch nicht, daß sie sich so betrachten sollten: das hieße vielleicht ihr Glück wegen einer Chimäre wegwerfen. In Gesellschaft dürften sie sich sehen wie bisher, und übers Jahr wolle er sie wieder fragen, ob sie bei ihrer Gesinnung beharrten. Cecil war ganz, war überglücklich! er hatte jezt die Gewißheit von Nandinens Liebe, denn hätte sie dem Vater nicht gestanden, wie tief sie sei, so würde der die Prüfung überflüssig gefunden, und ein für allemal Nein gesagt haben. Mit Hand und Mund gelobte er freudig sich dem Willen des Ministers streng zu fügen. Auch Nandine gelobte, doch nicht freudig. Für ihr schweres Leben an der Seite der Mutter sollte kein liebendes Wort von Cecil sie dann und wann entschädigen und ihr frohen Muth geben! aber sie schämte sich, weniger zufrieden zu sein, als er. Der Minister hofte auf diese Weise für das Glück seiner Tochter gesorgt zu haben, nicht blindzärtlich, sondern wie ein verständiger, liebender Vater. Hielt ihre Liebe nicht die Probe

aus, so durfte sie es gestehen, ohne sich um einen Treubruch zu grämen; bewährte sie sich: so war ihm Cecil als Schwiegersohn willkommen. Er theilte der Ministerin die Maßregel mit, die er ergriffen, und bat sie nachsichtig gegen Nandine zu sein, und vor Allem: jeden andern Heirathsvorschlag jezt fallen zu lassen. Sie antwortete kurz:

„Nandine ist eine Thörin und Du bist ein schwacher Vater, der ihr Leben ruiniren hilft! Diese gute Partie geht ihr wiederum verloren, und ich werde mich fortan nicht mehr um ihre Zukunft bemühen.“

Der Minister entgegnete kalt: das sei Alles was er wünsche. Seitdem ergoß sich die Ministerin noch mehr als gewöhnlich in Ermahnungen und Rathschlägen gegen die Personen, welche ihre Unterstützung in Anspruch zu nehmen kamen. Um ihre Tochter aber bekümmerte sie sich nach gewohnter Art nur ganz äußerlich, ließ sie Musik- und Sprachunterricht fortnehmen, den Thee machen, die Gesellschaft besuchen, ohne irgend eine Rücksicht auf das, was ihr Herz wünschen und erfreuen könnte. Aber nach wie vor hieß es: Wie sie gut ist, die Ministerin! wie sie wolthätig ist! wie viel Gutes sie wirkt und stiftet!

Für Cecil begann eine glückliche Zeit, wie sie fast für Jedermann in der ersten Jugend und zwar dann eintritt, wenn seine bis dahin unbestimmten Wünsche eine bestimmte Form und Farbe angenommen haben und aus dem Äther auf die Erde herabgestiegen sind. Dann ist es wie wenn der Morgennebel sich zertheilt hat und eine Frühlingsgegend im Sonnenglanz daliegt. Man sieht sie vor sich, die lachende, liebliche Landschaft, man weiß, daß sie offen und frei ist; das genügt um frohen Muthes ihr zuzuwandern. Cecil

warf sich ihr entgegen. Das Leben war ihm eine Lust; all dessen Ansprüche und Foderungen waren ihm willkommen, denn keine däuchte ihm zu groß, für das was er bereit war zu leisten. Der geliebten Pflegemutter, mit der er einen unausgesetzten Briefwechsel führte, schrieb er jubelnd seine Hofnungen, seine Liebe. Lolly, mit der er ebenfalls fleißig correspondirte, schrieb ihm: seine Briefe wären von einer dermaßen indiskret glänzenden Heiterkeit, daß sie Alles errathen könnte, was er ihr verschwiege. Zu Guntram sprach er von seiner Liebe und von der Geliebten, und diese Gespräche, welche Guntram treulich mit manchem Gruß und mancher zärtlichen Botschaft der Schwester wieder mittheilte, waren der einsamen Nandine einziges Labsal. Sie sah Cecil täglich, nämlich aus dem Wagen, wenn sie mit der Mutter spazieren fuhr, also nur grade genug um ihm einen Gruß ganz flüchtig zuzuwinken; und sie sprach ihn alle zwei oder drei Wochen in einer Soiree, stets überwacht von dem strengen Auge der Ministerin, die ihr unerbittliche Vorwürfe machte, wenn sie eine Minute länger mit Cecil als mit Andern sprach. Ueberdas hatte sie keine Arbeiten, die ihren Geist in Anspruch nahmen und ihre Zeit überfüllten, wie Cecil, der einmal sagte:

„Hätte der Tag acht und vierzig Stunden, dennoch würde er mir zu kurz sein, um all den Stoff zu verarbeiten, den ich in ihm finde.“

„Und mir wird jede Stunde zu lang, weil sie leer ist,“ sagte Nandine seufzend.

„Sie geben mir eine doppelte Seele, das macht mich so reich und stark,“ entgegnete Cecil.

Von der Erinnerung an ein solches Wort, und von der

Hofnung auf ein ähnliches, lebte dann Nandine Tage und Wochen hindurch. Die Liebe für Cecil ward das Erdreich, aus dem ihr gedrücktes Wesen Nahrung zog. Außer derselben hatte sie nichts, wie am brennend heißen Sommertage die Pflanze nichts hat, als ein Paar Tropfen Morgenthau. Die Liebe zu Nandinen war für Cecil ein günstiger Wind in seinen Segeln; er schmückte sein Lebensschifflein mit ihrem Bilde, wie die italienischen Schiffer das Bild der Madonna als heilbringend, als Stella maris, über ihrem Kiel aufstellen. Aber auch ohne das hätte er versucht die Welt zu umschiffen.

Der bewußte Jahrestag kam, und mit ihm Nandinens und Cecils Versicherung dem Minister gegenüber, daß ihre Gesinnung unverändert dieselbe sei.

„Gut! sagte der Minister ernst; das Verhältniß bleibt dasselbe, und übers Jahr werde ich Euch wieder fragen.“

Dies entsprach nicht der Erwartung der Liebenden. Nandine war viel zu schüchtern um den Wunsch zu äußern, den sie auf dem Herzen hatte; aber Cecil war kühner. Er bat um Erlaubniß an Nandine schreiben zu dürfen; doch der Minister versagte es.

„Das kann nur zwischen Verlobten statt finden, sprach er, und Sie sind nicht mit meiner Tochter verlobt.“

Nandine wagte zu sagen, daß sie sich dennoch so betrachte, und der Minister erwiderte, es hänge von ihr ab, doch er könne es nicht. Cecil rief lebhaft:

„Das ist aber grausam!“

„Und was denn? fragte der Minister gelassen; vor einem Jahr dankten Sie mir für ganz dasselbe, was Sie jezt grausam nennen. Was hat sich seitdem verändert? nichts.

Sie sind nicht mehr Student, Sie haben neulich ein Examen glücklich bestanden, allein Sie sind nach wie vor Cecil Forster, und wenn mir das auch genug ist um Sie persönlich zu schätzen, so kann es mir unmöglich genug sein für den Mann meiner Tochter, die, wie Sie hoffentlich einsehen werden, weder einen Referendar, noch einen Gesandtschaftsattaché heirathen kann — und das werden Sie für die nächsten Jahre sein!

Cecil und Nandine erkannten das, versuchten aber dennoch den Minister ihren Wünschen geneigter zu stimmen. Er blieb unerbittlich.

„Ihr glaubt eine Prüfung bestanden zu haben und sie beginnt erst, sprach er. Guntram soll seiner üblen Gesundheit wegen reisen, und Nandine und die Mutter werden ihn begleiten; da kommst Du zum ersten Mal in neue fremde Umgebung, mein Kind, und Sie, lieber Forster, werden in ihren neuen Verhältnissen der praktischen Welt auch um einige Schritte näher treten als bisher. Wer weiß zu welcher Erkenntniß Ihr Beide gelangt."

Sie widersprachen heftig, doch es blieb dabei. Guntram, voll Mitleid über die bevorstehende Trennung und weite Entfernung der Liebenden, veranstaltete, daß sie in seinem Zimmer einen kurzen heftigen Abschied von einander nehmen durften; dann reis'te Cecil seiner Bestimmung zu nach Oberschlesien, wo er ein Jahr bei einem Gericht arbeiten sollte. Nandine reis'te mit ihrer Mutter und Guntram zur Molkenkur nach Gais.

Cecil würde sich vermuthlich in Ratibor ganz unerhört gelangweilt haben, wenn nicht die Nachricht vom plötzlichen Tode seines Vaters ihn gleich in den ersten Tagen dort ge-

troffen und in eine Stimmung versetzt hätte, welche der Langenweile keinen Raum ließ. Sein Vater, der nie ein guter Wirth gewesen war, hinterließ große Schulden, durch welche seine Mutter mit den unversorgten Geschwistern in eine drückende Lage gerieth. Das kränkte ihn noch mehr, als es ihn betrübte. Es schien ihm eine Schmach, die auf sie Alle zurückfiel, und doch konnte er nichts thun um sie abzuwenden, als höchstens seinen Onkel bitten, sich mit seinem praktischen Geschäftssinn der trübselig verwickelten Verhältnisse seiner rathlosen Mutter anzunehmen. Das that Herr Forster auf eine sehr edle Weise; aber schon daß es nöthig war, demüthigte den stolzen Cecil. In dem zwiefachen Gram um den Verlust und um die Umstände, die ihn noch schmerzlicher machten, lebte er einsam in Ratibor, ganz seinen Geschäften und seinen besondern Studien hingegeben. An Guntram schrieb er in sechs Monaten nicht ein einziges Mal. Er fand nicht die Stimmung in sich um den kränkelnden Freund zu erheitern. Darüber verzehrte sich Nandine in Besorgnisse. Sie wurde blaß und mager, ihre Gesundheit litt, doch sie klagte nicht, denn sie merkte es nicht, sie fühlte nur, daß ihr das Herz weh that.

Endlich, es war schon im Winter, machte Cecil eine Bekanntschaft, die ihn aus seinem gesellschaftlichen Siebenschläferzustand, wie er selbst ihn nannte, aufrüttelte. Eine Meile von Ratibor lebte auf seinem schönen Landsitz Graf Regensberg, oder ließ vielmehr seine Frau dort leben, während er sich weit besser in Wien, Breslau und Berlin amüsirte. Er war in erster Ehe mit einer reichen Erbtochter vermält gewesen; als sie starb und ihm außer einem halberwachsenen Sohn zwei ganz kleine Knaben hinterließ, welche

mütterlicher Pflege bedurften, entschloß er sich zu einer zweiten Heirath, und um so leichter, da Diane Adlercron das lieblichste Mädchen von der Welt war: Muß ich daheim sein, so habe ich denn doch wenigstens eine schöne Frau, — dachte er zum Trost für ihren Mangel an Vermögen. Sie heiratheie ihn ganz demüthig. Sie war etwas über fünfzehn Jahr alt und durchaus dazu erzogen erst dem Willen einer Mutter und dann dem Willen eines Gemals nachzuleben. Und so lebte sie denn seit zwei Jahren mit den Stiefkindern ziemlich einsam auf ihrem Schloß. Jezt war ihre ältere Schwester, Gräfin Renate Dobenegg bei ihr zum Besuch, und diese beiden Frauen sah Cecil auf einem Ball bei seinem Präsidenten. Diane fiel ihm auf, weil sie schön war, Renata weil sie es nicht, und dennoch ungleich anziehender war. Diane unterhielt sich vortreflich, denn sie tanzte gern. Renata tanzte nicht, und die arme Präsidentin war in großer Noth, was sie mit der Frau anfangen solle, die fremd in der Gesellschaft war und sich fürchterlich zu langweilen schien, denn alle Personen, die nicht tanzten, spielten, sie hatte die Karten abgelehnt, und die Wirthe konnten sich nicht ausschließlich ihrer Unterhaltung widmen. Die Augen der Präsidentin fielen auf Cecil, der seiner Trauer wegen nicht tanzte, und viel zu elegant war um sich als Lückenbüßer in irgend eine abgelebte Whistpartie schieben zu lassen. Sie bat Renata um Erlaubniß ihn ihr vorstellen zu dürfen, rief ihn, und ging beruhigt von dannen. Cecils gewohnte Sicherheit war auf dem Punkt ihn zu verlassen, als er vor der Gräfin Dobenegg stand, ein solches Gemisch von Impertinenz und von finsterm Ernst lag auf ihrem jugendlichen Antlitz. Doch war sie zu stolz um unhöflich zu sein; sie

konnte nur ihre Langeweile nicht verbergen. Sie grüßte ihn artig, aber schweigend, denn sie wußte nicht, was sie ihm sagen sollte. Da dachte er, er müsse es schon wagen und fragte:

„Sie tanzen nicht, gnädige Gräfin?“

„Nein,“ erwiderte Renata.

„Sie spielen auch nicht?“

„Nein.“

„Und vielleicht, fragte er halb lächelnd und halb schüchtern, vielleicht sprechen Sie auch nicht gern?“

Sie sah ihn mit großen Augen an und erwiderte: „Zuweilen doch!“ — Sie war überrascht, daß sich hier Jemand so frei gegen sie benahm.

„Es wäre wol glücklich, fuhr er fort, wenn man diesem Zuweilen begegnen könnte.“

„O das ist sehr leicht, erwiderte Renata, man braucht mir nur Sachen zu sagen, worauf ich antworten kann.“

„Und mag! sollten Sie hinzusetzen, gnädige Gräfin.“

„Allerdings! ich find' es ganz unbeschreiblich überflüssig die gewöhnliche Conversation von: Wie befinden Sie sich — und von: Wie gefällt Ihnen diese Gegend — zu machen. Die Chinesen haben eine Grüßmaschine, die schwenken sie statt sich zu verbeugen, die Kalmücken haben eine Betmaschine, die drehen sie statt zu beten; ich dächte wir schafften uns eine Wortmaschine an, die wir klingeln oder klappern ließen um uns dadurch obige Phrasen und eine Flut von ähnlichen zu ersparen.“

Als Cecil sah, daß Renata ganz lebhaft sprechen konnte, wurde auch er lebhaft, und versuchte die Phrasen in Schutz zu nehmen, als ein Studium wie weit man es mit ihnen

bringen könne ohne alle Gedanken und mit hinterhaltigen Gedanken. Renata entgegnete, sie glaube nicht, daß irgend Jemand Gedanken im Hinterhalt hege, wenn sie wirklich den Namen verdienten.

„Die brechen sich Bahn, unwillkürlich, wie das Licht," sagte sie.

„Dann müßte ja Verständniß und Wahrheit in der Welt herrschen," wandte er ein.

„Ja, sagte sie sehr ernst, ich denke auch wirklich, daß ein solches Verständniß zwischen edlen Menschen, zwischen hohen Geistern, zwischen Wesen, die das Leben in unsrer nüchternen Gesellschaft verschmähen, existirt."

„Ich denke nicht! erwiderte Cecil. In der Geschichte von Jahrtausenden finden sich gewiß nicht hundert Menschen, die ausgezeichnet wie sie waren, zum gegenseitigen Verständniß über einander gekommen sind. Um verständlich zu sein muß man die himmlische Fähigkeit besitzen sich verständlich machen zu können, und hat man die, so wird man es nicht blos für die hohen und großen seltnen Geister, sondern auch für uns kleine Alltagsmenschen sein, denn diese Fähigkeit ist das Genie, und ich denke, daß es nicht blos bei den Künstlern und Dichtern zu Hause ist, wohin wir es gewöhnlich verweisen."

„Bei ihnen spricht es sich wenigstens in der schönsten Form für uns aus; aber ach! Jeder von uns versteht doch etwas Anderes darin! dem Einen wird die Welt der Sinne verklärt, wo dem Andern die Welt der Seele."

„Aber Alle begegnen sich in dem Gefühl der Bewunderung, des Entzückens, der Befriedigung, und indem alle Fibern des Menschenwesens berührt und all seine Nerven

geweckt werden, erklingt ein großes und allseitiges Verständniß, nicht in vornehmer Abgeschlossenheit von Einem zu Einem, sondern in freier Mittheilung von Einem zu Allen."

„Doch zweifelten Sie eben an der Herrschaft der Wahrheit in der Welt," sagte Renata spöttisch.

„Ja, in der Phrasenwelt, von der Sie, gnädige Gräfin, damals sprachen. Unter dieser Kruste giebt es eine andere Welt" . . . —

„Sieh da! rief sie; auch Sie sind exclusiv und sprachen doch so eben höchst liberal „von Einem zu Allen." Wie reimt sich das?"

„Ich erstaune! rief Cecil. Wie, gnädige Gräfin, Sie sollten nicht wissen, daß liberal und exclusiv Hand in Hand geht? Als die Mutter unsers Liberalismus, die französische Revolution sich erhub, war sie unter ihrer Freiheitsmütze dermaßen exclusiv, daß sie Alle ohne Umstände aufs Schaffot schickte, die nicht ihre Gesinnung theilten. Das ist doch gewiß ein Beispiel im großen Styl, wie gut Liberalismus und Exclusivität sich vertragen."

Renata sah ihn forschend an. Sie hatte ihn durch ihre Kreuz- und Querfragen verwirrt machen wollen, und nun wußte sie nicht, wie sie mit ihm daran war.

„Sie schillern in allen Farben, sagte sie endlich, und tragen keine bestimmte."

„Keine zur Schau, gnädige Gräfin," entgegnete Cecil und trat bescheiden zurück, als in dem Augenblick der Präsident einen Stuhl neben ihr einnahm.

Renata fiel aber nach einigen gleichgültigen Wechselreden wieder in ihre frühere Einsylbigkeit zurück. Während der

Zeit unterhielt Diane sich vortreflich, denn sie begehrte weniger Geist als die ernste Schwester, und plauderte lieber über einen Tanz und ein Kleid, als über innere Zustände. Sie hatte auch nicht deren kalte und abwehrende Haltung, so daß Cecil, der sich Renaten schüchtern genähert hatte, bei Dianen sich auf gleichem Fuß fühlte, und zwar sehr bescheiden, aber doch mit der Zuversicht, daß sie es ihm gestatten werde, sich die Erlaubniß erbat ihr einen Besuch machen zu dürfen; und sie gewährte es freundlich.

„Gott, wie bin ich müde von Langerweile!“ sagte Renata schläfrig, als sie sich endlich in die eine Wagenecke drückte.

„Und ich vom Tanz,“ sagte Diane heiter, lehnte sich in die andere und schlief während der Heimfahrt.

Ein Paar Tage später ließ Cecil eines Nachmittags sein schönes Reitpferd satteln, und ritt in heitrer Stimmung von dannen. Er freute sich mehr als er sich dessen klar bewußt war Renata wieder zu sehen. Er fand die Schwestern beisammen, mit zierlicher Handarbeit beschäftigt, in einem großen und stattlichen Zimmer, dessen Meuble, Tapeten und Vorhänge von dunkelrothem Damast ein prächtiges und behagliches Ansehen hatten. Dianens Jugend und Lieblichkeit fiel um so mehr in der ernsten Umgebung auf. Sie hatte noch die tanzenden, spielenden Bewegungen eines ganz jungen Mädchens, und es war unmöglich, sie für die Frau vom Hause zu halten. Mit ihren Stiefsöhnen, Knaben von drei und vier Jahren, spielte sie zuweilen, gleichsam auf eigne Rechnung, wie mit Geschwistern. Der älteste, der in Dianens Alter war, befand sich nicht mehr zu Hause. Cecil mußte sich die größte Mühe geben, um Diane neben

Renata zu beachten, obgleich diese bei jeder schicklichen Gelegenheit die Schwester hervorhob, um sowol sie selbst als Andere an ihren Platz als Hausfrau zu erinnern. Immer wendete er sich im Lauf des Gesprächs an Renata, wenn er es auch mit Dianen begonnen hatte. Es war ihm unmöglich, mit Beiden zugleich zu reden, weil man mit der Einen nicht anders als oberflächlich und mit der Andern nicht anders als ernst sprechen konnte und weil er daher immer gewärtig sein mußte, Diese zu langweilen, wenn Jene sich unterhielt. Diane verrieth eine unruhige Beweglichkeit, eine Sehnsucht nach den Freuden, Genüssen, Neuheiten und Emotionen der Welt; Renata eine fast verachtende Gleichgültigkeit dagegen. Sie schien all jene buntfarbigen Früchte für Sodomsäpfel zu halten, vielleicht weil sie in der einen, der köstlichsten, nur Staub und Asche gefunden, während Diane auch an den Sodomsäpfeln die herrlichen Farben aufrichtig bewunderte und an den vermoderten Inhalt nicht glaubte. So, in der häuslichen Abgeschiedenheit, verschwand die abwehrende Schärfe, welche Renata in der Gesellschaft wie eine Vertheidigungswaffe trug, und sie sah nur still und ernst aus, wie Jemand, der sich zu einem tiefen Schmerz resignirt hat. Cecil wunderte sich heimlich, daß die Männer zwei so junge und reizende Frauen allein ließen. Diane sagte im Lauf des Gesprächs, sie erwarte ihren Mann zu Weihnachten. Renata sprach nicht von dem ihren. Cecil fühlte sich nicht behaglich. Diane veranlaßte ihn durch Fragen, die halb der Neugier, halb der Theilnahme angehörten, so viel er nur irgend Lust hatte, aus seinem Leben zu erzählen. London, Paris, Berlin, die Weinlese am Rhein, die Schweiz: Alles mußte er beschreiben, Alles fand sie ent-

zückend, und er konnte sich der staunenden Fragen nicht erwehren, auf welchem einsam verzauberten Fleckchen Erde sie denn eigentlich gelebt habe.

„In Augsburg, im Hause meiner Mutter, sagte sie, wo ich den ganzen Tag lernen und studiren mußte — ich weiß nicht was! denn seitdem hab' ichs aufgegeben; ich habe doch kein Geschick für die Gelehrsamkeit! — und darauf hier und immer hier, und nur ein einziges Mal in Wien."

„Wir sind aus der Kinderstube vor den Traualtar getreten, sagte Renata, und sehr einsam und streng erzogen. Die Mutter meinte: in der Welt finde man sich immer zurecht, wenn die Verhältnisse es so mit sich brächten; aber in der Einsamkeit schwer, wenn man sich an ein zerstreuendes Leben gewöhnt habe. Man kann die Bestimmung einer Tochter nicht vorher wissen."

„Sollte ich je eine Tochter haben, rief Diane, so bin ich ganz entschlossen, sie nicht vor ihrem fünfundzwanzigsten Jahr heirathen zu lassen, damit sie nach Herzenslust tanzen und fröhlich mit ihres Gleichen sein könne. Denn — einmal verheirathet, Ade die Fröhlichkeit!"

„Ich dächte, Du hättest ihr nicht so ganz Ade gesagt," sprach Renata lächelnd.

„Gewiß nicht, entgegnete Diana, ich habe nur nicht recht Gelegenheit, um sie zu äußern. Doch z. B. Du" ....

„O ich!" unterbrach sie Renata in einem Ton, als könne unmöglich von ihr die Rede sein. Dann bückte sie sich über ihre Tapisserie, sagte zu Cecil: „Denken Sie noch mehr Reisen zu machen?" und gab dadurch dem Gespräch wieder eine allgemeine Wendung.

Am Abend ritt Cecil ganz nachdenklich heim. Diana

gaukelte immer vor seinen Augen, Renata schwebte immer durch seine Gedanken, und dazwischen fiel ihm das Wort des Ministers ein: Sie kennen die Frauen noch nicht. An Nandine dachte er gar nicht. Er wollte sie heirathen, sein Haus mit ihr gründen, durchs Leben mit ihr gehen, ja! aber das Alles lag ihm so fern in so weiter Zukunft, und die Gegenwart ließ so goldene Schleier vor dieser Zukunft herabsinken, daß er Nandinen gleichsam entrückt war. Bis jezt hatte er immer für die Zukunft, mehr außer sich als in sich, gelebt. Jetzt kam ihm die Sehnsucht auch einmal für die Gegenwart zu leben.

Als er am nächsten Morgen zur Session ging, rollte ein Reisewagen mit Postpferden bespannt an ihm vorüber, und mit Schreck erkannte er in demselben Renata. Fort? wohin? . . . zu wem? fragte er sich heimlich niedergeschlagen. In sich versunken ging er weiter, und stieß auf einen seiner Collegen, der ihn sofort unter den Arm nahm und sagte:

„Haben Sie's gesehen? Eben fuhr Gräfin Dobenegg mit Courierpferden hier durch."

„Ja, erwiderte Cecil, und wohin mag sie reisen?"

„Nach Franken zurück, zu ihrem verrückten Mann."

„Verrückt? warum nicht gar!" rief Cecil ungläubig.

„Schlimmer als verrückt! blödsinnig. Ja ja, blödsinnig, stupid, wie Sie es nennen wollen! freilich nicht blödsinnig genug, um der unglücklichen Frau ihre Freiheit zu lassen, die sie doch bei einem Verrückten haben würde. Was sagen Sie dazu?"

„O das ist aber infam!" rief Cecil aufbrausend.

„Ja ja, dergleichen Infamien geschehen! und wissen Sie

weshalb? . . . um's Geld, lieber Freund, um's blanke, baare Geld. Stirbt Graf Dobenegg, so erbt sie sein ungeheures Vermögen — denn zum Testiren wird er nicht zu blödsinnig sein. Dann ist sie seine rechtmäßige Erbin, wie sie jezt seine rechtmäßige Gemalin ist. Wie gefällt Ihnen das Recht, das in der Welt gang und gebe ist? . . . . Angetraut? O, rechtmäßig, rechtmäßig! rufen die Verkünder des göttlichen Segens, die Geistlichen. Testirt? o rechtsgültig, rechtsgültig! rufen wir, die Stellvertreter der göttlichen Gerechtigkeit" . . . . —

„O, das ist aber ganz infam!" rief Cecil halb in Verzweiflung, denn ihm begann vor Renata zu grauen.

„Ja ja! so besteht die Welt, so geht sie, und Manche behaupten gar, so gehe sie vorwärts. Vorwärts? das mag sein, denn sie bringt Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende hinter sich. Nur aber nicht aufwärts, dazu herrscht eine zu himmelschreiende, allgemeine, obwol sorgsam versteckte Ungerechtigkeit, zu der die Gerechtigkeit sich verhält, wie der Faden, mit dem man säuberlich ein zerfeztes und zerrissenes Kleid zusammennäht, damit die Blöße nicht allzu unanständig und augenbeleidigend hindurch schimmere. Ich helfe auch nähen . . . . und mit Glück."

„Sie sind ein bittrer Spötter, Ohlen!" sagte Cecil und sie traten ins Sessionszimmer.

Er konnte ein Gefühl des Abscheus vor Renata so wenig unterdrücken, daß er nicht im Stande war, von Dianens Erlaubniß sie besuchen zu dürfen, Gebrauch zu machen. Überdas hörte er, Graf Regensberg sei gekommen; „nun mag sie sich von ihm Modeneuigkeiten und Tagesgeschichten erzählen lassen," dachte er, und Wochen vergingen.

Da erhielt er ihre und ihres Mannes Einladung zu einem großen Diner, das Graf Regensberg gewöhnlich seiner ganzen Nachbarschaft zu geben pflegte, ehe er irgend eine seiner zahlreichen Reisen unternahm. So war es auch diesmal. Er wollte zum Carneval nach Wien. Diana hatte ihn dringend gebeten, sie mitzunehmen; umsonst! Er liebte trotz seiner 48 Jahre das Junggesellenleben ganz außerordentlich, war überdas so verschwenderisch und dem Spiel so heftig ergeben, daß er die bedeutend vermehrte Ausgabe nicht machen mogte, mit einer hübschen und eleganten Frau in der Welt aufzutreten. Diana hatte zu große Freude an Putz und Schmuck, sogar hier in ihrer Einsamkeit, wo sie sich fast nur für ihr Spiegelbild schmückte, um ihm nicht die Überzeugung zu geben, daß sie draußen in der Gesellschaft mit den verschwenderischsten Frauen Schritt halten werde. „Und dieser Versuchung setz' ich sie lieber gar nicht aus," sprach er zu sich selbst, um seine Handlungsweise zu beschönigen. Denn es ist recht merkwürdig, daß die Menschen, indem sie ihrer Neigung gemäß leben und handeln, es so darzustellen suchen, als lebten sie dem Interesse und der Pflicht gegen Andere. Die phlegmatische Frau spricht: „Ich lasse meinen Mann im Hause schalten und walten, das ist ihm lieb." Das herrschsüchtige Kind spricht: „Ich nehme den alten Eltern alle Mühe ab und auf mich." Der geizige Mann spricht: „Ich muß für meine verschwenderische Familie sorgen und schaffen." So Alle. Und diese beständige Heuchelei erzeugt die allertraurigsten Mißverhältnisse und Spannungen, weil der eine Theil da einen Dank begehrt, wo der andere Druck oder Mangel empfindet.

Graf Regensberg setzte Dianen weitläuftig auseinander,

wie kostbar das Leben in Wien sei, so daß es ihm unmöglich wäre, sie mit all der Eleganz und dem Glanz erscheinen zu lassen, der ihr gebühre, und ohne die er sie nicht gerne in der Gesellschaft sehen würde; und so nahm er von ihr Abschied, und ließ sie so ziemlich mißmuthig zurück, weil seine Gründe sie gar nicht überzeugten. Auf dem Diner hatte sie Cecil mit so unbefangener Freundlichkeit gefragt, weshalb er sie nicht besuche, daß er sich lächerlich vorkam mit seinem Grauen vor Renata; da doch die Schwestern zwei sehr verschiedene Personen waren. Wer weiß, ob diese nicht auch ein kleines Monstrum ist? dachte er heimlich; auf jeden Fall ist sie ein liebliches! — Und wieder fiel ihm das Wort des Ministers ein, aber diesmal wie ein Vorwurf, daß er so Manches kenne, jedoch nicht das Wichtige, das Einflußreiche: Frauen. Er schämte sich fast vor sich selbst. Er fing an, sich sehr mit Dianen zu beschäftigen, aus Eitelkeit und aus Langerweile; und da sie mit einer gewissen dankbaren Freudigkeit seine Huldigung annahm, ward seine Eitelkeit geschmeichelt, und es kam ein Ausdruck von Wärme in sein Gefühl, der ihm bis dahin gefehlt hatte. So ist der Anfang von tausend und aber tausend Neigungen, ja, von den meisten.

Die Frauen nehmen ihre erste Liebe ernsthaft; die Männer ihre letzte. Jene legen ihr frisches, unangetastetes, junges Gefühl, all ihre Hofnung in sie, wenn sie eben neugeboren in ihnen aufwacht. Diese haben so manche thörichte Lieben gehabt, welche die Existenz verbrauchen, ohne das Herz zu befriedigen, daß sie erst spät zur Erkenntniß über das kommen, was sie eigentlich begehren. Die Liebe stralt wie ein sommerlich früher Sonnenaufgang wolkenlos die

Frau an, während der Mann sich meistens durch heiße, schwere Wolken hindurch arbeiten muß, ehe ihm die Liebe, aber dann schon als Mittagssonne, im Zenith steht. Diana hatte nun zwar kein tiefglühendes, nur ein leichtbewegtes Herz, dennoch nahm sie die Sache unendlich viel ernsthafter, als Cecil. An den Tagen, wo er zu kommen pflegte, und die selten genug waren, ging sie vom Morgen an durch alle Grade der Erwartung, der Unruh, der Spannung, der Besorgniß; während er gelassen und pünktlich seine Geschäfte besorgte, ehe er zu Pferde stieg. Einmal traf ihn eine plötzliche Abhaltung: er war geärgert und verdrießlich darüber; aber Diana brachte den Abend unter Fieberschauern hin, und schloß in der Nacht vor Besorgniß ihre Augen nicht, während Cecil ganz vortreflich schlief. Als er am andern Tage hinaus kam, empfing sie ihn blaß und mit zitternden Lippen, und er begrüßte sie frisch und froh. Nur durch ihre innere Bewegung fühlte er sich endlich etwas gerührt. Sie gefiel ihm, allein sie zog ihn nicht an. Es ist mir aber ganz unmöglich, mich in sie zu verlieben — war der Schluß der Prüfung, die er an einem einsamen Abend mit sich selbst anstellte — und ich fürchte nicht, daß sie . . . — Da stockte er, denn er stieß auf eine Unwahrheit! er wollte sich sehr gern von ihr lieben lassen, und hatte mit ihr kokettirt, wie man sonst nur den Frauen Schuld giebt, mit den Männern zu thun. Diane, rathlos, unentwickelt, unerfahren, bedrückt durch ihre farblose unbefriedigende Existenz, lebte sich in ein Gefühl hinein, das ihrer Phantasie allen Spielraum ließ. Sie litt und hofte, sie glühte und fürchtete abwechselnd, und Cecil fing nachgrade an, sich durch eine Neigung gequält zu fühlen, die er weder mißverstehen, noch

erwidern konnte. Nichts war ihm erwünschter, als Graf Regensbergs plötzliche, durch große Verluste im Spiel bedingte Heimkehr. Jetzt wird sie einen angenehmeren Gesellschafter haben als mich, dachte er, und mich daher auch nicht vermissen. Er machte gegen Diane diese Äußerung. Sie sah ihn an, mit so ungeheuchelt schmerzlichem Staunen, mit so naiver Verwunderung, daß es ihm Leid that, mit einer so arglosen Seele nur gespielt zu haben, um sich den langweiligen Aufenthalt in Ratibor zu verkürzen, und wie eine Befreiungsbotschaft empfing er einen Brief vom Minister, der ihn bald darauf nach Berlin beschied. Mit aller Förmlichkeit empfahl er sich dem Grafen und der Gräfin Regensberg, und jubelte darauf im geheimen Stolz: „O guter zukünftiger Schwiegerpapa! wie leicht ist es, der lieben herzigen Nandine treu zu bleiben."

Der Minister wollte Cecil eine Zeitlang unter seinen Augen in seinem Cabinet arbeiten lassen, und da konnte es nicht fehlen, daß er sich bald von seiner außerordentlichen Gewandtheit, sowol in Auffassung als Darstellung der Verhältnisse, überzeugte. Außerdem verstand er die französische und englische Sprache so gut wie die deutsche, und drückte sich mündlich und schriftlich aufs Bestimmteste und Geläufigste in ihnen aus. Nicht nutzlos und nicht absichtlos hatte er so fleißig mit seiner Tante in englischer und mit seiner Cousine Lolly in französischer Sprache correspondirt. Was den beiden Frauen eine Freude — war ihm eine angenehme Übung gewesen. Eine flüchtige Äußerung des Ministers, daß die Italiener es außerordentlich gern hätten, wenn man in ihrer Sprache und nicht französisch, diplomatische Geschäfte mit ihnen abmache, beherzigte Cecil auf der Stelle,

so daß der Minister nicht anders konnte, als höchst zufrieden mit ihm sein.

Im Spätsommer kehrte die Ministerin mit ihren beiden Kindern zurück. Guntram war hergestellt nach der zweimaligen Molkenkur in Gais, und dem Winteraufenthalt in Rom; aber Nandine war unbeschreiblich verändert, abgemagert, verblaßt, verwelkt, ohne eine Spur von Jugendfrische. Sie gehörte zu den feinen zarten Blondinen, die, wie Waldblumen, nur so lange frisch sind, als der kühle grüne Schatten des Frühlings und des Morgens sie beschirmt, und die an's helle Licht oder in Sonnenglut gebracht, sogleich sich verfärben. Seit drei Jahren war ihr Leben in unablässige brennende Glut getaucht: Ungewißheit, Bangigkeit, Sehnsucht, mit ihrem unendlichen Gefolge von Wünschen und Verzagen, umgab ihre Liebe, und Furcht, Angst, Trauer, legte sich beklemmend über ihre töchterlichen Gefühle, und gönnte ihr auch von der Seite keine Ruhe. Ihre Mutter hatte ein Paarmal bei Gelegenheit von Auszeichnungen, welche Nandine leicht in Bewerbungen hätte verwandeln können, so zu ihr gesprochen, als halte sie ihre Liebe zu Cecil für Wahnsinn, für einen Zustand, von dem sie um jeden Preis geheilt werden müsse. Diese Strenge zerknickte Nandine, nicht ihr Herz, aber ihre Gesundheit, ihre Kraft. Cecil war entsetzt über ihr Aussehen, der Minister tief bekümmert.

„O, wie hab' ich gelitten, durch diese gräßliche, grausame Trennung," sagte sie.

„Trennung muß wieder sein, mein Kind," entgegnete der Minister traurig.

„Ja lieber Vater, aber nur Gewißheit, Zustimmung

und ein Paar Blätter, die hinüber und herüber gehen dürfen."

Cecil war tiefgerührt, daß Nandine sich seinetwegen dermaßen abgehärmt hatte, und nun in seiner Nähe wieder auflebte. Er legte dem Minister das Wol und Glück, gar das Leben der Tochter, so eindringlich, glühend und überzeugend an's Herz, daß er sie wirklich verlobte und nur begehrte, es geheim zu halten, bis er im Stande wäre, eine feste Stellung für Cecil auszumitteln; dann solle sogleich ihre Verbindung statt finden. Zwei Jahr höchstens könnten darüber hingehen.

„Zwei Jahr voll freudiger Hofnung sind nicht lang," sprach Cecil zuversichtlich.

„Ja, wenn Du hier bliebest, entgegnete Nandine traurig; aber fern von Dir sind sie aus meinem Leben gestrichen."

Die Ministerin nahm daran gar keinen Theil.

„Ich bitte Dich, verschone mich! sagte sie zu ihrem Mann, der sie zu freundlicher Einwilligung bewegen wollte. Nie und nimmermehr geb' ich sie! Nandine kann thun was sie will, da sie die Deine hat und alt genug dazu ist. Ich halte es aber für das Beste, sie durch unausgesetzte Zerstreuung auf andere Gedanken zu bringen."

Das wollte der Minister nicht zulassen, der Nandine sehr angegriffen fand; und so vergrub sich denn die Ministerin, um sich von ihren Familiensorgen zu erholen, tiefer denn je in Wolthätigkeitsvereine.

Im Herbst schickte der Minister Cecil über Italien nach Constantinopel. Er richtete seine Reise ein, um einige Tage bei der geliebten Pflegemutter am Rhein zu verweilen. Da

fand er Lolly mit zwei schönen Kindern; da fand er seine zweite Cousine eben verheirathet, und die dritte verlobt; da brachte er seine eigene Freudigkeit und hofnungsvolle Zuversicht in diesen frohen Kreis, und fragte sich selbst und all diese glücklichen Menschen: „Aber giebts denn wirklich so viel Leid und Unglück auf der Welt, wie man davon reden hört?“ Kühner denn je warf er sich hinaus in die Wellen des Lebens.

Er kam nach Italien. Eine neue Welt lag vor ihm, und in ihm jede Fähigkeit um sie aufzufassen, zu genießen, zu durchgeisten. Fein- und tiefgebildet wie er war, fühlte er sich mächtig ergriffen auf dem Boden, den von Alters her bis auf unsere Tage der Genius durchfurcht hat. Er las den Tacitus, wie den Dante, wie den Byron. Der Zusammenfluß von Reisenden aller Nationen zog ihn ebenso sehr an, als das Leben des Volks in seiner ungenirten Eigenthümlichkeit. Der Verkehr mit Künstlern, mit Gelehrten interessirte ihn nicht minder, als das bunte, farben- und bilderreiche Treiben der Gesellschaft. Überall, in jedem Kreise, war er gern gesehen. Mit sicherm Tact, je nachdem die Menschen es vertragen konnten oder ihn dazu veranlaßten, wußte er stolze Zurückhaltung, die sich suchen läßt, an den Tag zu legen, oder eine Verbindlichkeit, die sich glücklich schätzt entgegenkommen zu dürfen. Seine Pflegemutter machte ihm durch die größte Freigebigkeit seine äußere Lage durchaus unabhängig von jeder Sorge, jeder hemmenden Rücksicht. Er war ein verwöhntes Lieblingskind des Schicksals. Die Sicherheit der Glücklichen hatte er immer gehabt; jezt verfiel er in deren Übermuth. Bisher war ihm

Alles gelungen was er unternommen und gewollt hatte; er fing an zu glauben seinetwegen sei die Welt da.

Er hatte Alles was den Frauen gefällt: eine beseelte Schönheit, einen anmuthigen Verstand, eine beherrschende Haltung. Er gefiel ihnen; aber das genügte ihm nicht: er wollte geliebt sein. Er war so liebenswürdig, daß man ihm wol die Fähigkeit lieben zu können zutraute. Eine schöne junge Italienerin, Braut eines geachteten Mannes, faßte in Rom eine glühende Leidenschaft für Cecil. Ihre Glut erwiderte er, ihre Liebe nicht. Ihr Verlobter zog sich zurück. Da wollte Cecil verzweifeln, denn er — war ja nicht mehr frei! An dem Tage, wo er nach Ancona abreis'te, nahm die schöne unglückliche Fiamma den Novizenschleier. Das brachte ihn etwas zur Besinnung. Er verwünschte seinen frevelhaften Leichtsinn, den er vor sich selbst nicht einmal mit dem Drang unwiderstehlicher Leidenschaft bemänteln durfte. Denn er mußte sich gestehen, hätte sein Glück auf dem Spiel gestanden, so hätte er sich beherrscht, aber er that es nicht — weil es nur Fiamma's war. Ist es meine Schuld, daß sie mir keine wahre tiefe Liebe einflößen, diese Diane, diese Fiamma? sprach er entschuldigend zu sich selbst. Aber er beschloß dann doch künftig zum Scherz nicht mehr die Herzen zu brechen.

Mit Nandinen stand er im Briefwechsel, und fügte jeder Depesche an den Minister ein Blatt für sie bei. Indessen hatte er doch keine rechte Herzensfreude an dieser Correspondenz; man findet sie nur in zwei Fällen: entweder durch ein schrankenloses Vertrauen, oder durch eine frische, kräftigende Anregung. Diese gewährte ihm Nandine nicht, und jenes hegte er nicht für sie. Zu seiner Pflegemutter hatte er ein

tiefes, erquickendes Vertrauen. Ihr erzählte er seine inneren und äußeren Schicksale, wenn nicht unparteiisch, doch unbefangen. Ihr nannte er Fiamma's geknickten Namen, und nahm dankbar, als Entsühnung, ihren sanften ernsten Tadel, ihre Warnungen an. Um für ihn wirksam zu sein hätte Nandine wo möglich ihm vorausgehen, doch mindestens mit ihm Schritt halten — wenn nicht ihn begeistern, wenigstens ihn ermuntern müssen; ihn anregen müssen, nicht durch passive Theilnahme, sondern durch belebende Zustimmung oder belebenden Widerspruch; sie hätte Flügel haben müssen um über ihm zu schweben; jezt blieb sie hinter ihm zurück. Sie hatte eine passive Energie. Das ist eine Eigenschaft der Frauen, mit der sie Unglaubliches durchsetzen, weil sie häufig mit ihr die aktive der Männer ermüden, und frisch sind, während jene athemlos. Sie beschränkt sich aber mehr darauf, einen Platz zu behaupten, als einen neuen zu gewinnen, mehr auf das Feststehen, als auf das Vorwärtsgehen. Überdas war Nandine kränklich, und ihre Seelenstimmung trug diese bleiche Färbung. Ein Brautstand, der über zwei Monate dauert, mag für den Mann ganz angenehm sein, möge er ihn nun auf Reisen oder mit Geschäften oder in irgend einer Thätigkeit, welche sein zukünftiges Glück fördern hilft, hinbringen. Er *fördert* es eben, er legt Hand an, er arbeitet dafür, er ist thätig, er hat nicht Zeit sich abzuängstigen um tausend kleine Besorglichkeiten, sogar wenn er wollte. Aber für das Mädchen ist's eine Marter; denn es muß warten und warten und immer warten, und das zehrt am Lebensmark selbst der phlegmatischsten. Nandine wünschte nichts als daß Cecil heimkehren möge. Cecil wünschte tausenderlei Dinge, unter denen auch

seine Heimberufung war, weil sich an sie ohne Zweifel eine Secretärstelle knüpfen mußte, wie der Minister ihm versprochen hatte. Der Gedanke, daß seine Heirath ebenfalls damit verknüpft sei, lag ganz im Hintergrund wie ein kleines mattes Nachtlämpchen, ging ihm nie auf wie ein Gestirn, schwebte ihm nie vor wie die Feuersäule, die seinem Wege die Richtung gab. Das kümmerte ihn wenig. Er dachte nun einmal, sein Herz sei nicht für die Liebe geschaffen, die überdas für den Mann nur ein secundäres Interesse sei.

Man meint gewöhnlich, Klatschereien seien nur in kleinen Städten zu Hause. Das ist ein seltsamer Irrthum. Es existirt nur der Unterschied, daß die kleine Stadt einen Cirkel, die große hingegen zehn oder zwanzig hat, in denen nach Herzenslust geklatscht wird, und daß jene monatelang von einer und derselben Klatscherei zehren muß, während dieser unausgesetzt frischer Stoff zufließt. Die Theilnahme für des lieben Nächsten Thun und Lassen ist nun einmal dem Menschen in's Herz gepflanzt, und es ist nur sehr zu bedauern, daß sie meistens als Nessel, selten als liebliche Blume zum Vorschein kommt. In großen Städten, deren Bewohner vielfache Verbindungen und Bekanntschaften haben, viel reisen, viel Fremde sehen — folglich für viel Menschen sich interessiren — werden die Klatschereien im großen Styl getrieben. Mag eine bekannte Person aus einem ihrer Kreise in Lissabon oder in Petersburg leben, so weiß ihr Kreis in Wien und Berlin, was sie am Tajo oder an der Newa treibt — natürlich mit jenen Variationen im modernen Geschmack, welche das eigentliche Thema kaum noch durchschimmern und erkennen lassen. Diese stupende Liebhaberei für Klatschereien rührt daher, daß man heutzu-

tag mehr in die Breite, als in die Tiefe lebt, sich lieber nach Außen verflüchtigt, als nach Innen sammelt. Vermöge der Eisenbahnen, der Dampfschiffe, der Journale, der unendlichen Erleichterung um zusammen zu kommen, hat man sich gegenseitig gleichsam immer vor dem Perspektiv, und so erfuhr denn auch Nandine Cecils trauriges Liebesabentheuer mit Fiamma. Es war Jemand aus Rom gekommen, der fast ein Augenzeuge sich nannte. Das sprach und erzählte sich herum bis es der Ministerin mitgetheilt wurde, und zwar von einer intimen Freundin, welche längst Cecils und Nandinens Verhältniß ahnte, und sich tief gekränkt fühlte, nicht in dies Familiengeheimniß eingeweiht zu sein. Die Ministerin trug es sogleich schonungslos ihrer Tochter vor, und wenn Nandine auch nicht glauben konnte, daß der geliebte Cecil ihr im Herzen treulos sei, so zergrämte sie sich doch über eine Flatterhaftigkeit, die so schneidend mit ihrer eigenen Standhaftigkeit kontrastirte.

Cecil war nicht wenig entsetzt, als er in Constantinopel einen Brief von Nandinen erhielt, der ihm deutlich sagte, daß sie mehr gehört habe, als ihm lieb war. Sie klagte nicht, sie fragte nicht; aber sie schrieb in einem unterdrückt empfindlichen Ton, mit einer gekränkten und kränkelnden Reizbarkeit, welche ihm, der das Wort zum Räthsel hatte, deutlich verriethen, daß sie sich verletzt fühle. Cecil hatte Fiamma's Andenken so ziemlich in die Wellen des ionischen Meeres versenkt; daher traf ihn Nandinens Brief doppelt unangenehm. Er wurde ärgerlich und fand sich in seiner Freiheit beschränkt. Wie soll das werden? fragte er sich selbst; gar in dieser immensen Entfernung, wo halb Europa von der Spree bis zum Bosporus zwischen uns liegt, will

sie jede meiner Handlungen, meiner Empfindungen controliren; um wie viel mehr, wenn ich an ihrer Seite lebe! das wird ja eine ganz unaushaltbare, ärger als polizeiliche Aufsicht! — Er antwortete Nandinen in einem Ton, der nur scherzhaft sein sollte, der aber spottend war, und ihr bitter weh that. Da immer Monate zwischen einem Brief und der Antwort lagen, so hatte die Mißstimmung Zeit in dieser Pause wie in zuträglichem Erdreich zu wuchern; und sie that es; d. h. Cecil wurde unbeschreiblich gleichgültig und Nandine unbeschreiblich gespannt. Sein Gefühl unterlag einem kalten — das ihre, einem hitzigen Fieber. Ohnehin ist eine Correspondenz zwischen Liebenden leicht ein Stein des Anstoßes, woran die Liebe zerbricht. Ein und dasselbe Wort kann gesprochen anmuthig, und geschrieben abstoßend klingen. Schwarz auf weiß nehmen sich die Meinungen so unbeugsam, die Ansichten so schroff aus. Manche Plaudereien sind ebenso lieblich zu hören, als nüchtern zu lesen. Und nun die Mißverständnisse um eines Wortes, einer Äußerung willen! Da soll man nach Wochen erklären, was man damals gemeint hat, und ist doch während der Zeit aus dem Zusammenhang gekommen; oder man soll Rechenschaft von dem Gedanken ablegen, der eine gewisse Äußerung hervorgerufen hat, und man hat ihn vergessen; oder das, was man für wichtig und erfreulich gehalten hat, wird übersehen und Gleichgültiges beantwortet. Kurz, eine Correspondenz zwischen Liebenden, die nicht heute Brief und morgen Gegenbrief bringt, ist tausend Gefahren ausgesetzt, und kann die Liebe scheitern machen. Cecil und Nandine waren viel harmonischer gestimmt ehe sie Briefe wechselten, weil

das was die Menschen verstimmt, kleine unvermeidliche Reibungen, wegfiel. Das wird mir aber Niemand glauben, und sollten Liebende dies lesen, so werden sie sprechen: „Nun ja! das waren eben Cecil und Nandine; aber wir!" — Übrigens: gehört Ihr zu den harmlosen Geschöpfen, die sich nichts zu sagen haben, als: „O wie lieb' ich Dich! Ach wie glücklich bin ich!" so correspondirt in Gottes Namen von Berlin bis Tobolsk. Wollt Ihr aber tiefe Gedanken und ernste Gefühle, umfassende Lebensansichten und Lösung allgemein menschlicher Fragen gegen einander austauschen; strebt Ihr nach einem gemeinsamen Verständniß der Welt und Erkenntniß der Dinge; begehrt Ihr von der Liebe, daß sie Euch innerlich reife, lichte und verkläre: so nehmt Euch in Acht, daß nicht der Eine gewahr werde, wenn der Andre ihm nicht Schritt hält.

In Constantinopel gab es keine gesellschaftlichen Zerstreuungen, keine geistigen und künstlerischen Genüsse für Cecil. Er befreundete sich mit einigen Engländern, die nicht ihr Beruf, sondern nur ihre Reiselust dahin geführt hatte, und machte mit ihnen eine Reise nach Griechenland und Kleinasien. Die alte Geschichte, die heroischen Tage der Welt, tauchten ihm an jenen Stätten auf, aus dem tiefen Schatten vergangener Jahrtausende. Mit jenen Zeiten verglichen, in denen der einzelne Mensch so groß war und so Großes vermogte, kam ihm die Gegenwart der Welt, in welcher der Einzelne — ohne Partei — Nichts gilt, kam er sich selbst erbärmlich und kleinlich vor. Welch eine triste und langweilige Laufbahn lag vor ihm! wie langsam mußte er die hergebrachten Stufen aufwärtssteigen, bevor er zum selbständigen Handeln, zur selbstthätigen Wirksamkeit kam!

In der Linie mußte er gehen und gehorchen wie ein Soldat, während er vor Sehnsucht brannte zu zeigen, daß er kommandiren könne, wie ein Feldherr. O wär' ich ein Engländer! sprach er tausendmal zu sich selbst; als Pitt zwei Jahr jünger war als ich jezt bin, war er Minister, aber Minister von andern Proportionen als man sie bei uns kennt! Welch eine irdische Allmacht muß in dem Geist und in der Hand dieses Mannes gelegen haben, um von den französischen Revolutionsmännern „l'ennémi du genre humain" genannt zu werden. — In einer Stellung, die Tausende beneidet haben würden, fing Cecil an sich beklagenswerth zu fühlen. Der Maßstab, mit dem wir messen, bestimmt: ob das Erreichte für uns ein Glück ist. Er überdachte andere Carrieren; Deutschland ist nun einmal nicht das Land des gesprochenen Wortes, wie England, sondern des geschriebenen; die schriftstellerische, selbständige, lockte ihn, obgleich er wußte, daß sie eine Art von Milchstraße ist: lange, sehr lange bleibt sie für die Menschen ein grauer nebelhafter Streif, und erst allmälig, nach langem Hinschauen, werden sie gewahr, daß sie aus Gestirnen besteht. Ihr ist der Ruhm über dem Grabe eben so sicher, als diesseits des Grabes bestritten und ungewiß. Das ist eine Laufbahn für große Menschen, sprach er seufzend, denn er fühlte sich zu ihr nicht stark, nicht hoch genug. Aber um ein alltäglicher Autor zu sein, der nichts thut als Andern ihr wolbekanntes Lichtstümpfchen anzünden, und den sie dafür lobend preisen, weil er ihnen die Mühe spart es selbst zu thun — zu dieser Laufbahn der Eitelkeit und Kleinheit fühlte er sich wiederum nicht klein genug. Immer kehrte er zur Überzeugung zurück den besten Weg eingeschlagen zu

haben. Er trieb ernste Studien und sammelte verschiedenartiges wissenschaftliches Material, um es vielleicht dereinst zu einem literarischen Zweck zusammenschmelzen zu können. Er wurde sehr ernst, verlangte viel von sich selbst, und mehr noch von Anderen, denn sein Übermuth war ungebeugt. Nichts macht den Geist so ernst und reif, als reisen mit einem fragenden Blick auf Welt und Menschen. Aber der Ernst macht junge Menschen leicht stolz und sich selbst überschätzend. Weil sie mehr gedacht haben als Andere, halten sie sich für besser, und die Gedanken durch die That zu bewähren, sparen sie sich für spätere Jahre auf.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Constantinopel ward Cecil vom Minister zurückgerufen. Die Secretärstelle bei der Legation in Copenhagen war vacant. Zwei andere junge Männer meldeten sich zu ihr; doch Cecil hatte gleiche Rechte und durfte auch in die Schranken treten. Er ging über Wien zurück.

Mit einem ganz wonnigen Gefühl fand sich Cecil den verwilderten orientalischen Zuständen entrückt und mitten in dem occidentalischen Comfort der schönen freundlichen Kaiserstadt. Gesellschaft, Theater, Musik, Elegance, rasche, fröhliche, behagliche Lebensäußerungen und Beziehungen — Alles war ihm neu. Es war Anfang Mai; da hat die Gesellschaft noch nicht Wien verlassen; da zeigt sie sich im Gegentheil bei Praterfahrten und Pferderennen mit einem Aufwand von Luxus, Geschmack und Elegance. Nichts ist so vortheilhaft für die civilisirte Welt, als sie im Mittelpunkt ihres Glanzes nach einem mehrjährigen Aufenthalt zwischen Barbaren wiederzusehen. Dann blasirt ihre Hyperkultur nicht, sondern entschädigt nur für die lange Entbeh-

rung gesitteter Zustände. Die wilden, großartigen, unentweihten Naturschönheiten des Orients können nur poetische Seelen dermaßen ergreifen um sie die europäische Kultur vergessen zu machen. Die strebende, ehrgeizige Natur Cecils kam sich dort wie in der Verbannung vor.

In einem der diplomatischen Salons hatte Cecil eine Begegnung, die ihn trotz ihrer Flüchtigkeit tief berührte. Er sah Renata wieder. Und wie schön war sie geworden! wie herrlich aufgeblüht! Der starre Ernst, der damals auf ihrem jungen Antlitz wie Nachtfrost auf einer Blume lag, war weggeschmolzen vor irgend einer Morgensonne, hatte sich gleichsam in frischen Thau verwandelt, der ihrem ganzen Wesen, ihrer Schönheit, ihrem Ausdruck, ihrer Erscheinung einen klaren und reinen Schmelz verlieh. Cecil gedachte, daß er sie damals fast für ein Ungeheuer gehalten, das sich für den Mammon verkauft habe. Nun, kann die tiefste Gemeinheit solche Züge tragen, so ist diese Lüge wenigstens keine gemeine Kunst — sprach er zu sich selbst, während er sie aus der Ferne beobachtete, und fügte dann hinzu: ob der Mann nicht etwa todt und sie frei ist? — Er fragte einen der Herren nach ihr und ihren Verhältnissen und erhielt zur Antwort:

„Schön, elegant und liebenswürdig wie sie ist, hat sie hier seit einigen Monaten la pluie et le beau tems gemacht, während Malfatti wol umsonst seine Wissenschaft an den armen Mann verschwendet."

„Also der lebt noch immer!" rief Cecil.

„Warum sollte er nicht? er ist kaum dreißig Jahr alt! solch ein vegetatives leidenschaftloses Leben wie er führt conservirt ungemein; er mag leichter hundert Jahr alt werden,

als Sie und ich. Und das ist der Gräfin Renata sehr zu wünschen."

„Dieser Spott kommt mir mehr grausam als pikant vor," entgegnete Cecil gleichgültig.

„Mit nichten ist es Spott! rief der Andre; es heißt, das ganze kolossale Vermögen ginge nach dem kinderlosen Tode des Grafen Dobenegg an Lehnsvettern über. Da nun auf Nachkommenschaft nicht zu rechnen ist, so sehr der arme Graf sie auch wünschen soll — so wär' es doch hart für die Frau, wenn er vor ihr stürbe. Indessen, Niemand weiß genau wie die Verhältnisse sind. Der arme Graf mag sie selbst kaum kennen, und überdas sieht man ihn nicht; er zeigt sich nur wenn er mit seiner Frau spazieren fährt. Und es ist kein Gegenstand, den man mit ihr besprechen könnte — obgleich wol Mancher dazu Lust hätte!"

„Das glaub' ich!" sagte Cecil lächelnd. Er hatte seinen Blick während des Gespächs nicht von Renata gewendet. Er stand zu fern um zu hören was sie zu den Personen sagte, die sie begrüßten und umgaben. Aber wie sie es that, wie sie sich trug, sich bewegte — schien ihm, als umwalle sie ein Königsmantel. Plötzlich glitt eine Veränderung, ein freudiger Glanz über ihr Antlitz; die Königin wurde eine Göttin. Er folgte ihrem seligen Blick, und begegnete dem eines Mannes, der eben eingetreten war, und ein ernstes vornehmes Ansehen hatte. Cecil fragte, wer das sei, und man nannte ihm einen ungarischen Namen. Ohne sich zu besinnen ging Cecil zu Renata, auf die Gefahr hin nicht von ihr erkannt zu werden. Der Ungar sprach mit ihr, und er wollte das Gespräch stören — weiter nichts. Als er ihren Namen nannte, trat der Ungar ruhig zurück,

und Renata sah Cecil an, als ob sie urplötzlich aus dem Himmel auf die Erde falle — traurig und befremdet. Das schmerzte ihn, und es that ihm Leid sie in einem glücklichen Moment gestört zu haben; doch seine Reue kam zu spät; er mußte sie anreden. Renata erkannte ihn sogleich. „So begegnet man sich immer wieder in der Welt," sagte sie. Sie war weniger einsylbig, weniger schroff als dazumal auf dem Ball; dafür auch weniger fremdartig und überraschend. Sie hat das Leben gelernt — sprach Cecil mit einem unwillkürlichen Seufzer heimlich zu sich selbst. Da er es auch genug gelernt hatte um den Unterschied zwischen einem Salon in Ratibor und in Wien einzusehen, so zog er sich bald zurück und machte Anderen bei Renata Platz. Doch seine geheime Aufmerksamkeit blieb während des Abends bei ihr.

Sein Aufenthalt in Wien währte noch fünf Tage; allein er begegnete ihr nicht mehr. Nur einmal sah er sie in der Ferne, spazieren fahrend mit Graf Dobenegg. Dann mußte er fort nach Berlin. Während der Reise beschäftigte er sich unablässig mit dem Gedanken: ob Nandine wol auch in ihrer Art sich eben so schön entfaltet haben würde wie Renata. Er war erwartungsvoll gespannt aufs Wiedersehen. Er gedachte des Ausdrucks, der Renata's Antlitz verklärt hatte, als der junge Ungar ins Zimmer trat; er gedachte seines eigenen gebieterischen Herzklopfens, als er unvermuthet Renata wiedergefunden. Der stumme Wunsch nach Emotionen des Herzens regte sich in ihm, und Nandinens Bild glänzte ihm heller denn je zuvor in die Seele.

Er kam an hofnungsreich, unruhig, bewegt. Er flog zum Minister, der ihn herzlich — zu Guntram, der ihn

jubelnd empfing. „Und Nandine?“ fragte er zitternd; wie geht es ihr? denkt sie an mich?“

Nandine trat ein. Es war als lege sich eine eiskalte Hand auf Cecils Herz: er erkannte sie kaum! Welk, blaß, mager, schien sie eingeschrumpft zu sein, während ihre sonst so zarten Züge scharf hervortraten. Nandine gehörte, wie schon gesagt, zu den feinen Blondinen, die nur im Schmelz der alles verklärenden ersten Jugend hübsch sind, und ihre Schönheit selten über zwanzig Jahr hinausbringen. Unter besonders günstigen ihrem Temperament zusagenden Verhältnissen, in einer glücklichen Stille, mit seelenruhiger Heiterkeit, können sie sich länger corserviren — wie man es zu nennen pflegt — aber diese Bedingungen hatten ihr gefehlt. Die ewigen sorgen- und zweifelhaften Bangigkeiten, welche um jede sehnsuchtsvolle Liebe schweben, hatten ihrem Herzen jenen heftigen Schlag gegeben, der das Blut ungleich durch die Adern jagt, und dem Colorit seine weiche gleichmäßige Färbung nimmt. Durch die argen Kopfschmerzen, an denen sie häufig litt, hatte sie ihre größte Schönheit, die Fülle ihres blonden Haars verloren, das sich jezt nur noch dünn um ihre eingesunkenen Schläfen legte. Ihre Augen waren in die großen Höhlen zurückgetreten, und der Mund hatte jenen gezwungen lächelnden Zug angenommen, hinter dem sich gern, für gleichgültige Blicke, ein trauriges Herz verbirgt. So sah Nandine denn aus wie eine kleine welke Maiblume; und keine Hofnung daß sie wieder frisch erblühen könne! denn sie war vierundzwanzig Jahr alt! — Cecil war wie zerschmettert. Wol hatte er Nandine vor drittehalb Jahren, als sie von der italienischen Reise heimkehrte, kranken Aussehens gefunden; doch ihre Verlobung, ihr Zusammenleben

von einigen Wochen, hatten ihr Glanz und Frische wiedergegeben. So hatte er sie verlassen und so erwartete er sie wiederzufinden, nur stralender und entfalteter, weil sie ja endlich zum Ziel gelangt war. Statt dessen fand er eine Verwüstung! Daß Nandine sie seinetwegen erlitten, tauchte ihm nicht klar aus dem Strudel von Schreck, Schmerz und Niedergeschlagenheit auf, der ihm durch die Seele wogte. Ein Gott würde Nandine angebetet haben; der schwache Mensch dachte nur: Himmel, wie alt ist sie geworden! wie ganz unkenntlich! — — Er war verlegen, verwirrt und trostlos, folglich nicht herzlich, nicht von jener wolthuenden Wärme, welcher Nandine so sehr bedurft hätte. O er liebt mich nicht mehr! sprach sie gleich in den ersten Tagen zu sich selbst, und es war ihr, als löse sich ihr Herz im Busen von ihr ab und sänke in eine unergründliche, dunkle Tiefe. O ich bin elend!

Aber auch Cecil sprach zu sich selbst: O ich bin elend! Sie zu heirathen, schien ihm unmöglich, aber ganz, ganz unmöglich, denn sein Leben ging aufwärts, der Entwickelung entgegen, und das ihre — abwärts. Astrologen würden gesagt haben: sie waren nicht unter demselben Stern geboren; — so war ihm zu Muth. Ueberhaupt kam er sich plötzlich zu jung vor um schon zu heirathen; er war noch nicht sechs und zwanzig Jahr. Wie lästig und drückend war ein Hausstand in seinen Verhältnissen! er hatte kein Vermögen, nichts als was seine Pflegemutter ihm gab. Das war sehr viel, aber er brauchte es für sich; er hatte sich nie an irgend eine Einschränkung oder Versagung gewöhnt. Ueberdas war es unsicher. Sie disponirte freilich über ihre Einkünfte zu seinen Gunsten, doch war es nicht

wahrscheinlich, daß sie, wenn sie starb, das Erbe ihrer fünf Töchter für ihn schmälern würde; dann hätte er nichts. Nandine besaß ihrerseits gar kein Vermögen, und da der Gehalt eines Legationssecretärs nicht von der Art ist um damit ein glänzendes Haus in der diplomatischen Welt zu machen, so hielt Cecil es für ganz unmöglich unter diesen Umständen zu heirathen. Jezt, da er auf dem Punkt war festen Fuß in der Carriere zu fassen, wollte er eine Frau, die sie glänzend und bewundert mit ihm durchwandelte, eine Frau, um welche die Welt ihn beneidete, eine Frau, welche mit jeder andern siegreich rivalisiren könne und unwillkürlich schwebte Renata vor seinem innern Blick — aber um's Himmelswillen nur keine wie Nandine, bei der die Welt denken dürfe: er habe sie aus Dankbarkeit geheirathet, weil sie, die Tochter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, ihm seine ersten Schritte geebnet hatte. Dagegen empörte sich seine Eitelkeit. Nein! sprach er entschlossen zu sich selbst, zwischen den Gefeiertsten will ich wählen! jezt zu heirathen wäre Raserei! —

Er arbeitete im Ministerium des Auswärtigen: Die Stelle in Copenhagen war noch nicht frei, weil der Gesandte auf einige Monate verreis't war, und der Secretär, bis zu seiner Rückkehr, ihn vertreten mußte. Cecil war ganz damit zufrieden. Er hatte Gelegenheit jezt wo es galt, unter den Augen des Ministers, seine Brauchbarkeit an den Tag zu legen, und die schreckliche Aussicht auf die Heirath blieb so lange in der Entfernung, bis er eine feste Anstellung hatte. Um sich zu zerstreuen und seine Zeit wo möglich zu überfüllen, arbeitete er mit einem ganz unbegreiflichen Eifer. Ein rastloser Geist, ein tüchtiger Kopf — der wird weit

gehen! hieß es von ihm, und der Minister fing an stolz auf den künftigen Schwiegersohn zu werden.

Cecil und Nandine waren nicht unbefangen und traulich mit einander wie Glückliche zu sein pflegen. Er litt; denn er machte sich Vorwürfe über seine Kälte und sein nicht zur Liebe zu beugendes Herz, denn er wußte wol, daß Nandine seinetwegen zwei Heirathen ausgeschlagen, und daß er ihr Leben ruinire, wenn er sie nicht heirathe. Aber sie litt tausendmal mehr, denn sie sah ihr Ideal untergehen. Sie fühlte instinctmäßig mit der Clairvoyance jeder tiefen und wahren Empfindung, daß Cecil eigentlich nur sich selbst und seine Zukunft in ihr geliebt habe, und daß er darüber zum Bewußtsein gekommen in dem Augenblick wo er am Ziel sei. Es kam ihr vor als habe die starre Verneinung ihrer Mutter einen Fluch über ihre Liebe ausgesprochen, der jezt gräßlich wahr werde; als habe sie selbst Sünde gethan sich dem Willen der Mutter zuwider zu verloben. Der alte Spruch der Bibel fiel ihr ein: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder.“ Alle Folterqualen innerer Zerissenheit gingen ihr nagend durch die Seele, und um so nagender da sie sie verschwieg. Zur Mutter durfte sie nicht von Cecil sprechen, zu Cecil nicht von der Mutter; jene erzürnte sich und er wurde bitter. Zum Vater, der entzückt von Cecil war, und ihn bei jeder Gelegenheit mit Guntram um die Wette lobte, wagte sie nicht von ihrem Kummer zu reden, und so ließ sie sich denn im Stillen zernagen, als habe sie heimlich Gift genommen. Für die Gewalt, mit der sie sich am Tage zur Ruhe zwang, hatte sie fieberhafte Nächte. Sie war so sanft, so gut, so fromm; dennoch gingen ihr Verzweiflungen durch.

die Seele, denn sie fühlte, daß sich ihr Herz von seinem Leben losreißen mußte, und es ist schwer zum Herzen zu sagen: Stirb! laß dich begraben. — Das Einzige, worüber sie sich zu klagen erlaubte, weil sie es unmöglich verbergen konnte waren ihre vernichtenden Kopfschmerzen. Der Hausarzt gab ihr diese und jene Mittel; sie brauchte sie, doch ohne Erfolg. Alle ihre Umgebungen waren zu sehr an ihre krankhafte Erscheinung gewöhnt, um zu bemerken, daß sie täglich mehr hinschwand.

„Schlafe nur recht wol, liebe Nandine,“ sagte Cecil einmal mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, weil es ihn beklemmte sie gar so übel aussehend zu finden. Er nahm ihre Hand und küßte sie; sie brannte in der seinen.

Traurig dankbar sah sie ihn an, drückte seine Hand und zog sich in ihr Zimmer zurück. Da sank sie auf das Sopha; alle Adern pulsirten fürchterlich, der Kopf schwindelte, die Brust wollte zerspringen; — ein Blutstrom quoll hervor. Ah, ich sterbe! das ist gut! dachte Nandine, während ihr in tiefer Ohnmacht das Bewußtsein schwand. So fand sie ihre Kammerjungfer, die über den grausigen Anblick Zeter! und das ganze Haus zusammenschrie. Cecil war noch bei dem Minister, als man dem die Botschaft brachte. Es war eine traurige Szene am Lager der jungen Sterbenden die Eltern, den Bruder, den Verlobten zu sehen. Der Arzt war davon tief ergriffen. Ach, er wußte nicht, daß zwischen diesen Menschen nur der Tod Frieden stiften konnte! — Als die Ministerin ihre Tochter in diesem Zustand sah, erwachte bei ihr wie bei Cecil das Gewissen. Beide klagten sich einer Schuld an; Beide sanken auf die Knie neben Nandinen und die Ministerin umarmte Cecil, und versicherte der

Tochter, daß er ihr ein lieber willkommner Sohn sein solle. Nandine lächelte wie sie seit Jahren gelächelt hatte, mit einem heimlichen Schmerz und dachte bei sich: Umsonst!

Der Arzt hatte noch Hofnung gegeben. Die gesprungene Ader müsse heilen, sagte er; Nandine durfte nicht sprechen, nicht sich bewegen. Ihre Mutter, Guntram, Cecil, wechselten unablässig ab, sie und ihre Wärterin zu bewachen, und ihr Vater saß stundenlang an ihrem Bett und suchte zu rathen, wie sie sich befinde. Er war immer zärtlich für sie gewesen, und Guntram immer gut; ihre Nähe war wolthätig für Nandine; doch der Mutter und Cecils Sorgfalt that ihr weh. Ich muß sterben damit sie mir ein wenig Liebe zeigen! dachte sie. Denn sie wußte wol, daß sie sterben müsse, obgleich sie dem Ausspruch des Arztes nicht widersprach. Und sie starb nicht nur gern, weil das Leben ihr allzu bitter gewesen war, sondern mit jener stillen Freudigkeit, die oft um den Tod junger Menschen schwebt. Es ist als ahnten die jungen Seelen, daß sie nur auf diese Weise den unermeßlichen Schmerzen der Erde entfliehen können.

Cecil litt unaussprechliche Qualen. Stumm saß er neben ihr, stumm betrachtete er sie, stumm beobachtete er ihre täglich zunehmende Schwäche; aber sein Herz schwieg nicht. Es bestürmte ihn mit tausend Vorwürfen. Fünf Jahre hat sie dich geliebt — sprach es zu ihm — mit einer muthigen, standhaften Liebe, die alle Hindernisse, alle Entfernungen überdauert und jede Prüfung bestanden hat; ja, jede, sogar . . . deine Treulosigkeit. Aber du! sobald du ihrer Hand und ihres Herzens gewiß warst, hast sie nicht geliebt mit gleicher Erwiderung, hast sie ganz vergessen bei Fiamma,

und halb . . . wie oft! Warum brachst du nicht mit ihr, damals in Rom, Fiammas wegen? warum brachst du nicht später von Constantinopel aus mit ihr, als du aus ihren Briefen erkanntest, daß zwischen euch keine tiefere Uebereinstimmung, keine gemeinschaftliche Entwickelung sich entfalte? darum: sie ist die Tochter ihres Vaters, und du glaubtest ihn nöthig zu haben bis jezt; doch sobald du Secretär sein wirst, brauchst du ihn nicht mehr so nothwendig . . . wozu dann noch die unschöne kränkliche Tochter lieben? Das Alles hast du nicht klar gedacht, hast nicht den Muth gehabt dir sebst einzugestehen, daß du mit nichtswürdiger Berechnung handelst. Aber so ists! als dies Mädchen dir nach fünf bangen ungewissen Jahren mit ihrem schüchternen wunden Herzen endlich! endlich! freudig entgegen kommen will, da drückst du es ihr mit eiskalter Hand in die Brust zurück, begegnest ihr nie anders als kühl und verlegen, findest nie ein herzliches Wort für sie, das ihr Vertrauen hätte wecken oder ihr Zuversicht hätte geben können, gönnest nie der eingeschüchterten Seele das, was sie so sehr bedurft hätte: das Bewußtsein sich aufzurichten an deiner Gegenliebe. Nein! du drückst sie herab zur Kränkung, zur Schmach — unerwidert zu lieben. Die Kette von Leiden, welche deinetwegen sie umwickelt, reibt sie endlich auf. Guntram wurde von einer ähnlichen Krankheit gerettet, weil er keinen Herzenskummer hatte; sie muß sterben und durch deine Schuld, Cecil, durch deine Schuld!

So, unerbittlich, klagte sein Herz ihn bei sich selbst an, ihn, der stolz genug war um zu glauben, daß er kein Unrecht thun könne. Er fing an zu wähnen er habe mehr Unglück als andre Menschen, während er lieber hätte sagen

sollen, er thue mehr um es über sich zu bringen. Einen Augenblick gab es, wo der Arzt eine zuversichtliche Hofnung für Nandine faßte. Cecils erste Bewegung war jubelnde Freude: er fühlte sich erlös't von Schuld; die nächste war Verzweiflung: er fühlte sich gefesselt an das unglückliche Mädchen. Aber diesmal war das Schicksal barmherzig. Es nahm Nandine hinweg.

„Cecil!“ sagte sie eines Abends, als er allein bei ihr war; das erste Wort, das sie seit zehn Tagen sprach.

„Ich bin hier, Nandine, aber rede nicht!“ entgegnete er.

„Ich mögte doch gern einmal, ein einziges Mal mit Dir reden, sagte sie. Jetzt könntest Du es mir erlauben.“

Eine unsägliche Angst zerwühlte seine Züge. Er fürchtete Vorwürfe, Klagen; er fühlte sich feig dagegen. Er stammelte zitternd: „Der Arzt will es nicht.“

„O, der! sagte sie wegwerfend; kann der mir nicht helfen, so darf er mir auch nichts verbieten. Aber Du mußt mir Eines versprechen, lieber Cecil.“

Sie hielt ihm ihre krankhaft weiße Hand hin, und er legte betheuernd die seine hinein.

„Du mußt mir versprechen, fuhr sie fort, daß Du künftig lieben willst, Dich selbst einmal vergessen willst, mein geliebter Cecil, denn in einem Andern leben, das ist Liebe!“

„Du bist grausam, Nandine, sprach er kaum hörbar, glaubst Du denn, daß ich Dich nicht immer für den Engel gehalten habe, der Du bist?“

„O, nicht meinetwegen sag' ich das, mein armer Cecil, nur Deinetwegen. Ich fürchte mich in Deiner Seele vor Deiner Zukunft, wenn Dein Herz untergeht zwischen den

Eisschollen der Welt. Darum ist mir der Tod willkommen. Lebend, hätte ich nie Dein Herz zerschmelzen können — dazu war meine Liebe nun einmal nicht stark genug — aber todt, werde ich in Dir fortleben mit einer traurig weichen Erinnerung, und vielleicht wird sie bewirken, daß Dein Herz nicht erstarre. O Cecil! denk an mich! denk an die tausend Thränen, die ich um Dich geweint habe, und sie werden Dir wie ein Frühlingsregenschauer durch die Seele gehen und Blüten aus ihr hervortreiben. Denk an die Liebe, die immer wie in trüber Gefangenschaft in meiner Brust gewohnt hat, und ersticke sie nicht, wenn Dir eine ähnliche wieder begegnet" .... —

„Willst Du Dich rächen, Nandine?" fragte er leichenblaß und bebend.

„Die Todten wissen nur von Vergebung, erwiderte sie, und ich sterbe ja. Im Himmel giebt es nichts als Liebe, und dahin geh' ich ja. Ich wollte Dir nur einmal die Wahrheit sagen, auf meinem Sterbebett, damit Du sie nicht vergessen mögest. Zürne mir nicht deshalb. Ich liebe Dich. Ich verzeihe Dir. Auch hast Du keine Schuld. Ich war keine gute Tochter, wie hättest Du in mir eine gute Frau erwarten dürfen!"

„Hör' auf, Nandine! rief Cecil gebieterisch, hör' auf! ich kann dies nicht ertragen."

Sie schwieg erschreckt. Er fuhr sanfter fort: „Klage mich an, ich verdien' es! aber nicht Dich. So wenig wie Du gegen Deine Mutter Unrecht hattest, die es dadurch beweis't, daß sie endlich Deine Wünsche erfüllt, so wenig hast Du es gegen mich gehabt. Ich bin Deiner nicht werth. Ich

fühl' es und klage mich an deshalb. Siehst Du denn nicht, daß ich trostlos bin?"

Er warf sich neben ihr Bett nieder und drückte das Gesicht auf ihre Decke, um eine konvulsivisches Schluchzen zu ersticken und seine Thränen zu verbergen.

„Nicht so, nicht so! sprach sie sanft; laß mich Dein Antlitz sehen, Dein liebes Auge! und sag einmal, liebe Nandine. Den holden Blick, den süßen Klang will ich mit mir hinüber nehmen; weiter nichts, Cecil."

Er richtete sich auf und sah sie mit so tiefer Innigkeit an und sagte mit so süßer Zärtlichkeit ihren Namen, daß sie schmerzlich seufzte.

„O wie schwer ist der Tod! — Hättest Du mich früher so angeblickt, so zu mir gesprochen .... vielleicht! .... doch ich danke Dir, geliebter Cecil! nun will ich ein wenig schlafen und immer! immer! von Dir träumen."

Sie berührte sanft seine Stirn, wie zum Segen; dann wendete sie den Kopf und entschlief. Sie wachte nicht mehr auf. Es herrschte eine ungeheure Trauer im Hause des Ministers. Die einzige Tochter, das liebenswürdige junge Mädchen war dahin! man hätte glauben dürfen, daß allen Ueberlebenden die Blüte der Existenz in Nandinen gebrochen sei, solchen Ausbrüchen von Klagen begegnete man, solche Betrübniß wurde an den Tag gelegt. Und doch vermißte nur Einer sie wahrhaft! nur das Herz des Vaters fühlte sich leer, seitdem sie ihm fehlte. Cecil machte sich Vorwürfe und empfand Reue — jedoch nicht eigentlich Schmerz um ihren Verlust. Guntram war vierzehn Tage lang sehr niedergeschlagen und dann — getröstet. Die Ministerin hatte große Explosionen von Verzweiflung, und um sich davor

zu retten, floh sie zu ihren gewohnten Beschäftigungen. Nach sechs Wochen gab es kaum eine andere Erinnerung an Nandine, als — die Trauerkleider. Der Mensch lebt! ein Paar Tage, und wie schnell hat er vergessen. Der Mensch stirbt! ein Paar Tage und wie schnell ist er vergessen. Und dennoch liebt er das Leben, in welchem nichts von Dauer ist, als die Vergänglichkeit. —

Wie denn alle Carrieren überfüllt sind mit Aspiranten, so hatten sich auch allmälig vier um die Secretärstelle in Copenhagen beworben. Cecil war der brauchbarste von Allen und es schien keinem Zweifel zu unterliegen, daß er gewählt werden würde, umsomehr da seine Verdienste durch die Empfehlung und den Schutz des Ministers gehoben wurden. Da kehrte der Gesandte in Copenhagen von seiner Badereise zurück, und verweilte einige Tage in Berlin, bevor er sich auf seinen Posten begab. Sein Neffe begleitete ihn, ein ganz junger, aber sehr brillanter und ausgezeichneter Mensch, aus einer großen Familie in Westphalen, den er dringend dem Ministerium als höchst brauchbar empfahl und zum Legationssecretär wünschte. So bekam denn Cecil einen gefährlichen Rival. Sei es nun dieser Rivalität wegen, oder waren die Prinzipien des Gesandten dem Eintritt eines Unadligen in die Diplomatie zuwider — genug, Cecil mißfiel ihm; er fand ihn anmaßend, voll Bewußtsein der Ueberlegenheit und unerträglich rechthaberisch. Letzteres rührte daher: Eines Abends unterhielt man sich beim Minister über die Beschränkung des Sundzolles, und Cecil sagte, es sei ein recht frappantes Zeichen von der Instabilität aller Zustände, daß die einzige Stadt des preußischen Staates, welche Freiheit vom Sundzoll besäße, durchaus nicht mehr

in den Handelsverhältnissen sei, welche ihr dadurch wesentlichen Nutzen bringen könnten; denn es sei die Stadt Prenzlau. Der Gesandte erwiderte gleichgültig, er habe nie von dieser Sundzoll-Freiheit der Stadt Prenzlau gehört. Cecil entgegnete, das sei wol möglich, indem ihre Schiffahrt sich gegenwärtig auf Flußkähne beschränke; aber die Berechtigung existire dennoch. Und seitdem war er in den Augen des Gesandten unerträglich rechthaberisch.

Endlich fanden die gewohnten Examina statt, und Cecil und der Neffe des Gesandten gingen mit gleichem Schritt daraus hervor. Aber Cecil hatte größere Ansprüche, weil er zwei Jahr länger als Jener Attaché gewesen war. Dennoch setzte der Gesandte es durch, daß sein Neffe die Stelle bekam, und vielleicht deshalb: weil der Minister sich scheute, einer blinden Parteilichkeit für den Schwiegersohn beschuldigt zu werden, und daher nicht sein Recht mit voller Energie vertreten mogte. Cecil fand sich fürchterlich verletzt. Denn so ist der Mensch: er thut Unrecht und wundert sich gar nicht, wenn Andere durch ihn leiden müssen; thun aber Andere ihm Unrecht — ja, dann wundert er sich über alle Maßen, und findet, daß dieser Fall ein unerhörter, ein himmelschreiender in den Annalen des Menschengeschlechts sei.

„Warum mußtest Du Dich zum unberufenen Vertheidiger der alten verrotteten Sundzoll-Freiheit der Stadt Prenzlau aufwerfen? sagte Guntram niedergeschlagen zu Cecil. Dieser Ritterdienst hat Dir den Hals gebrochen.“

„Deines Vaters Lauheit hat es, entgegnete Cecil finster. Deiner Annahme kann ich nicht beistimmen, denn für so erbärmlich ist es mir unmöglich einen Menschen zu halten! Daß die Meisten, die Hochgestellten, schwer einen Widerspruch

ertragen, weiß ich, aber eine ganz gleichgültige Äußerung — was hat ihm die zu Leide gethan?"

„Nichts, als daß er sie nicht zu machen wußte," antwortete Guntram, und Cecil zuckte verächtlich die Achseln.

Der Minister sprach ihm Muth zu, verhieß ihm eine baldige Anstellung im Ministerium selbst, und suchte ihn durch Aufzählung ähnlicher Fälle der Zurücksetzung zu trösten. Aber Cecil blieb kalt und gekränkt.

O, wenn Nandine noch lebte! sprach er zu sich selbst, nimmer wäre mir das geschehen! nimmer hätte es dann der Minister gelitten! — Und so bedauerte er Nandinens Tod zum ersten Mal recht tief, als er durch denselben zu leiden glaubte. Nicht der Vorliebe des Gesandten für seinen Neffen, sondern seiner Abneigung für den unadligen Secretär maß Cecil seine Zurücksetzung bei. Es würde ihn weniger verletzt haben, wenn unter ähnlichen Umständen der Sohn eines Handwerkers ihm vorgezogen wäre, als der eines Grafen. Er fühlte seinen ganzen Stand in sich gekränkt.

Der neue Secretär sollte sich mit seinem Chef auf seinen Posten begeben. Am Abend vorher war bei Guntram, der ihn gut kannte, ein Souper von jungen Männern. Cecil wollte nicht kommen; durchaus nicht. Guntram beschwor ihn seinen Ärger nicht so zur Schau zu tragen: das könnte lächerlich werden. Er ließ nicht ab mit Bitten, mit Vorstellungen. — Cecil kam. Aber bald bereute Guntram was er gethan hatte. Cecil war von einer so schneidenden Schärfe, von einer so herausfodernden Bitterkeit, daß er über jedes Wort wie mit einem Schwert hieb. Jedes der seinen war wie ein zugespitzter Pfeil gegen seinen glücklichen Rival gerichtet, und so, daß es schwer war anders als mit noch

größerer Bitterkeit darauf zu antworten. Indessen wußte derjenige sie zu vermeiden, der aufgereizt und geärgert werden sollte; wenigstens vor dem Souper. Während desselben aber mogte wol der Champagner bewirken, daß er allendlichst auch die Geduld verlor, und nun war es für Gleichgültige sehr ergötzlich, dem Kreuzfeuer zuzuhören, das wie aus zwei feindlichen Batterien hin und her über den Tisch flog. Nur Guntram war heftig erzürnt, sowohl über Cecils Rücksichtslosigkeit, als über seine eigene Thorheit, ihn recht dringend zu sich geladen zu haben. Jeder Tropfen Wein war ihm versauert, jeder Scherz verbittert, er konnte nicht lachen, aus Besorglichkeit vor einem übeln Ende, und er durfte doch als Wirth kein grämliches Gesicht machen — und ebensowenig daran denken, das Souper abzukürzen. Cecil trank absichtlich sehr wenig, um durchaus Herr seiner Worte, seiner Äußerungen zu bleiben, und um nicht eine Sylbe mehr oder weniger zu sagen, als er sagen wollte. So blieb er immer bei kaltem Blut, als der junge Secretär, der nicht diese Vorsicht brauchte, anfing sehr gereizt und heftig zu werden. Nichts stachelt mehr den Zorn auf, als die Kaltblütigkeit eines Gegners; den Ausbrüchen der eigenen Haltungslosigkeit gegenüber, erscheint seine Haltung wie der bitterste Vorwurf, und nichts macht ärgerlicher, als sich vor Andern im Nachtheil zu fühlen. Selten wird man durch die fremde Kälte zur Besinnung — häufig zum Äußersten gebracht; und so geschah es auch hier. Die Übrigen suchten zu beschwichtigen, zu übertäuben; aber Cecil, nachdem er ein Wort gehört hatte, das für beleidigend gelten konnte, stand vom Tische auf und verließ das Zimmer. Alle konnten sich vorstellen, was darauf folgen würde, und

trennten sich unruhig und neugierig. Nur der Legations-secretär sagte, es sei ihm grade Recht, vor seiner Abreise noch Zeit genug zu haben, um Cecils kaltblütige Impertinenz zu bestrafen. In der That war auch kein Augenblick zu verlieren, denn am andern Morgen wollte der Gesandte um 10 Uhr abreisen. Bei Tagesanbruch geschahen die üblichen Schritte, und die Gegner trafen sich auf einem abgelegenen Platz bei der Fasanerie. Die Secundanten machten die hergebrachten Versöhnungsversuche, welche sie durch die Aufregung des Weins motiviren zu dürfen glaubten. Cecil entgegnete äußerst höflich, er seines Theils könne von dieser Entschuldigung nicht Gebrauch machen, indem er keineswegs betrunken gewesen sei. Der Legationssecretär rief heftig: er ebensowenig! — und sie stellten sich. Die leichteste Art des Pistolenduels war gewählt worden. Die Secundanten zählten Eins! Zwei! Drei! — beide Schüsse fielen. Der Legationssecretär sank zusammen; Cecil taumelte, raffte sich aber auf, und eilte mit den Secundanten und dem Arzt dem Ohnmächtigen zu Hülfe.

„Hier mögte sie umsonst sein, sagte der Arzt gelassen; aber Sie, wendete er sich zu Cecil, der sich ganz erschöpft auf Guntram lehnte — wo sitzt es bei Ihnen?"

Cecil machte eine abwehrende Bewegung, zeigte nur auf den Gegner und ging dann langsam zu seinem Wagen.

„Lassen Sie nur gleich einen Chirurgus für Sich holen!" rief ihm der Arzt nach.

Am Abend war der Legationssecretär todt und Cecil lag am heftigen Wundfieber danieder. Der Minister war sehr erzürnt und machte seinem Sohn bittere Vorwürfe über das

Souper, über Cecils Anwesenheit bei demselben, über seine Secundantschaft.

„Cecil ist mein Freund, entgegnete Guntram gelassen, da durfte er mir und ich ihm nicht fehlen.“

„Dafür kannst Du jezt mit ihm auf die Festung gehen! rief der Minister. Welch einen unsinnigen, furiosen Streich hat er da gemacht! er ruinirt sich. Wie will er denn mit dem Leben davonkommen, wenn er keine andre Art und Weise kennt, um durch das Leben zu kommen, als seinen Gegner todtzuschießen?“

Cecil litt an einer schmerzenden, doch nicht gefährlichen Wunde; mehr aber an dem Ausgang des Duells. Guntram hatte umsonst versucht, es ihm zu verschweigen, ihn hinzuhalten. Als er die Wahrheit wußte, ward er äußerlich ruhig, während nagende Trauer sein Inneres überflutete. Das hab' ich nicht gewollt! sprach er zu sich selbst; nur ihm eine Lehre, eine Warnung geben, nur ihm zeigen, daß man sich nicht stumpfsinnig Alles gefallen lassen darf, nur protestiren gegen das Unrecht was mir geschehen ist. — Einfacher hätte Cecil sagen können: Ich habe mich nur rächen wollen, und weder für ihn noch für mich die möglichen Folgen klar bedacht. Er mußte sich eingestehen, daß sein Leben fortan von zwei Schatten verdunkelt sei, daß er ihn mit der Hand, sie mit dem Herzen getödtet habe. Ich habe zu viel Unglück! sprach er zu sich selbst, wickelte sich stumm in seine Decken und redete mit Niemand ein Wort.

„Klage doch, oder weine, oder fluche! rief Guntram zuweilen ganz in Verzweiflung. Es wird doch immer besser sein, als diese gräßliche Grabesstille.“

Aber Cecil schwieg und empfing auch schweigend die Nachricht, daß er zur Festungsstrafe auf zehn Jahr verurtheilt sei — eine Form, die gewöhnlich um neun Zehntheil zusammenschmilzt. Er hatte noch nicht das Bett, geschweige das Zimmer verlassen; doch entschloß er sich auf der Stelle abzureisen. Das gab ihm äußere Lebensthätigkeit wieder; er riß sich auf wie aus einem tiefen Traum.

„So ist das Leben! sagte er zu Guntram. So lange wir unreif zum Handeln, zum Thun sind, und mit vom Schicksal gebundenen Händen dasitzen — sind wir unschuldig, friedlich, glücklich. Sobald wir zu freien Händen und zum selbständigen Handeln kommen, beeinträchtigen und berühren wir Andere, thun ihnen weh, wie das ganz unvermeidlich ist bei einem gemeinsamen Drängen Vieler zu einem Ziel — zum Glück zum bewußten, erkämpften Glück — und jedes Weh, das wir absichtlos verhängen oder absichtlich bereiten, rächt sich tausendfach an uns selbst, so daß wir uns schuldig und elend fühlen, ohne doch im Grunde etwas Andres gethan, als unsere Bestimmung durchlebt zu haben. Welch einen Ballast von Leid ich nun schon mit mir herumschleppe — das ist unsäglich! in Lieb' und Haß ist mir das Äußerste begegnet, was dem Menschen geschehen kann: die geliebte Braut ist todt, und todt der Feind, der mir entgegentrat und mein Eigenthum raubte — und dafür verliere ich die köstlichsten Jahre meines Lebens in jämmerlicher Gefangenschaft, und muß doch eingestehen, daß mir durch sie kein Unrecht geschieht. O Guntram! welch eine konfuse, windschiefe Welt, in der wir leben! welch ein unausgesetzter Kampf auf Leben und Tod, mit oder ohne Pistolenduel! . . . Selig die Todten, Guntram! sie haben sich

durchgeschlagen, sie brauchen nicht mehr zu fürchten, was wir doch müssen, daß der erste Schritt aus ihrer Klause heraus gegen einen Andern gerichtet ist. Das Grab hält sie fest."

„Das fehlt noch, daß Du melancholisch wirst! rief Guntram. Kann die Luft des Krankenzimmers denn wirklich so heftig auf Deine stählernen Nerven wirken, daß sie ganz nebelhaft umdüstert werden?"

„Die Seele leidet! nicht die Nerven."

„Bah! die Seele! — Hast Du denn eine Seele? ich meine nicht den unsterblichen Geist, von dem die Theologen und Philosophen bejahend oder verneinend, je nach ihren verschiedenen Doctrinen und Systemen reden; nein! auf dergleichen metaphysische Subtilitäten lasse ich mich nicht ein, weil man es durch sie höchstens zu Meinungen, nie zu Überzeugungen bringt. Ich meine eine Seele wie die Frauen sie haben, wie die arme Nandine sie hatte, so eine Sensitivenseele, welche scheu zusammenzuckt vor den rauhen Berührungen der Welt; — ich hoffe sehr, die hast Du nicht, denn sie ist ein ungeheures Unglück für einen Mann: sie macht ihn feig! — Wenn nicht feig, um mit Säbel und Pistolen, so doch feig, um mit dem Leben umzugehen. Ich hab' Unglück, spricht er dann, ich muß mich in Acht nehmen! — Dann ballt er sich zusammen wie ein Igel, kriecht in sich hinein wie eine Schnecke, und macht sich zu einer Weiberseele, denn die thut sehr Recht daran nach der Welt zu — Igel, und für's Haus — Schnecke zu sein. Aber von Dir verbitte ich mir dergleichen."

„Du hast nicht meine Erfahrungen, und der Himmel behüte Dich davor. Ehedem hab' ich auch so leichtsinnig

gedacht — aber das Leid kommt ja Schlag auf Schlag über mich, so daß ich wol nachdenklich und ernst werden muß — vollends jezt auf der Festung."

„Kopf hoch und Herz hoch! ermahnte Guntram. Ist ein Jahr um, so ist die Begnadigung da, Du kannst Dich in Glogau recht ausruhen, recht stark werden" . . . —

„Im Gefängniß? das wär' ein Mirakel! welcher Gefangene wäre im Kerker erstarkt?"

„Kerker? sollte man nicht glauben, du würdest in's Burgverließ geworfen! Gefangene wie Du befinden sich ganz vortreflich, und haben überdas während ihrer leichten unscheinbaren Haft die lebende Theilnahme aller Frauen für sich."

„Und wenn man einen Seidenfaden um mich legt, den ich nicht überschreiten darf, sagte Cecil, so fühl' ich mich wie im Kerker."

„Dann mußt Du Dich in Deiner eigenen Haut so fühlen! rief Guntram mißmuthig über den niedergeschlagenen Freund; denn aus der kannst Du nun vollends unmöglich heraus. Ich meines Theils bin über meine zweimonatliche Festungsstrafe gar nicht niedergeschlagen, und nur das thut mir Leid, daß ich in Spandau mein Hauptquartier aufschlagen muß, während Du nach Glogau wanderst. Die kleine Rücksicht, uns nicht zu trennen, hätte man schon für uns haben können . . . dächt' ich."

Aber Cecil war sehr zufrieden mit dieser Trennung, weil seine düstre Stimmung in Guntrams gedankenlosem Leichtsinn nur Widerspruch, nicht Zerstreuung fand. Er hatte sich nach seiner Weise mehr aus Berechnung als aus innerlichem Bedürfniß, vor Jahren zur Freundschaft mit Guntram verbunden, der noch immer derselbe gute Junge, und

ihm blind ergeben war. Und deshalb hatte Cecil ihn lieb, an hellen Tagen, wenn das Leben munter und lustig vorwärts ging. Doch in trüben Tagen war er ihm lästig, weil sie sich dann nicht verstanden. Und der Freund muß ein noch helleres, tieferes Verständniß des Freundes, als Liebende von einander, haben; denn die Liebe ist holdgeschwätzig, das Herz fließt ihr über, in Lust und Leid hat sie einen süßen Blick, ein zärtliches Lächeln, ein liebliches Wort für das Geliebte, einen Frühlingshauch, der die kalte, schwarze Erde mit Blumen überwebt, einen Sonnenstral, der die verborgenste Anmuth unwiderstehlich hervorlockt. In der Liebe lebt und webt ein reizendes, unvergängliches Feenwesen. In der Freundschaft nicht. Sie ist still; sie hat nur einen Händedruck, das Herz geht ihr nur sanft auf, wie nach jener Sage die Muschel sanft sich öfnet, einmal um den himmlischen Thautropfen zu empfangen, ein andres Mal um ihn als Perle wiederzugeben; sie ist die Nachtviole, die ernste unscheinbare Blume, die, wenn alle andere Blumen schlafen, in dunkler einsamer Nacht für uns duftet; sie ist der Fixstern mit trostreich unwandelbarem Lichte. Zur Freundschaft gehören superiöre Naturen, starke Seelen. Zur Liebe nicht. Daher haben sich dann die Männer mit rührender Befangenheit eingebildet, sie seien für die Freundschaft geschaffen, und in alten Zeiten, als sie noch starke Seelen hatten, da gab es wirklich Orest und Pylades, da gab es wirklich in Noth und Tod getreue Waffenbrüder. Doch jezt ist diese Behauptung zu sehr rococo geworden, als daß sie sich noch mit ihr hervorwagen könnten, und Cecil selbst, wenn er von Guntram sprach oder an ihn dachte, nannte ihn nie anders, als: mein guter Freund. —

Ein guter Freund verhält sich zum Freunde, ungefähr wie ein Liebeshandel zur Liebe, und so war es denn sehr natürlich, daß Cecil in ernsten und gewichtigen Momenten keine Befriedigung in seiner Freundschaft fand.

Als er vom Minister Abschied nahm, war er so trübe, so tief in sich versunken, daß der ihn nicht anders als mit Schmerz empfangen und entlassen konnte. Er hatte Cecil um Nandinens willen, und um seiner eignen schönen Gaben willen lieb; er hatte sich seit Jahren gewöhnt, einen Sohn in ihm zu sehen, an den sich sowol liebe als stolze Hofnungen knüpften. Er mogte sich auch wol heimlich gestehen, was Cecil ebenfalls heimlich fühlte, daß dies Alles kaum stattgefunden hätte bei Nandinens Leben. Nun lag auf diesem jungen und glänzenden Dasein ein so trauriger Flor! Die Gewaltsamkeit, welche das fremde Leben zerbrach, hatte das seine bis in's Mark erschüttert. Gering wie man von den Menschen denken — niedrig wie man das eigne Leben anschlagen möge — immer erbebt der Mensch, wenn er ein Todesurtheil aussprechen oder unterschreiben soll! um wie viel mehr erbebt er, wenn seine Hand den Tod gebracht hat, mit Wissen und Willen, in zornmüthiger, racheburstiger und dennoch besonnener Leidenschaftlichkeit! Dies innere Beben schien noch immer Cecils ganzes Wesen zu durchzittern. Um es zu verbergen, nahm er sich so heftig zusammen, daß er nicht anders als mit trübem Ernst erscheinen konnte. Der Minister war gerührt und fast gegen seinen Willen freundlich. Er hatte ihn doch ein wenig ermahnen wollen, zu bedenken, daß dies der Ausgang sei, wenn man sich für den Mittelpunkt des Universums halte. Aber Cecils Anblick, sein erstes Wort entwafnete ihn.

„Unter dieser Wolke muß ich durch das Leben gehen!“ sagte Cecil, der stolze, zuversichtliche, glücksgewisse Mensch.

Statt seine Ermahnung zu halten, erwiderte der Minister: „es kommt auch wieder blauer Himmel, mein lieber Cecil!“ — und fuhr fort, ganz väterlich mit ihm zu reden, und ihn über seine etwanigen Befürchtungen ganz aus der Carriere gerückt zu werden, zu beruhigen. Er rieth ihm in seiner Haft archäologische Studien zu treiben, oder sich mit den orientalischen Sprachen zu beschäftigen. Jene könnten ihn für einen Posten in Italien — diese für London oder Paris ganz besonders empfehlen, weil man an diesen Orten gern wissenschaftlich gebildete Männer habe. Er warnte ihn vor dem Versinken in nutzlosen Trübsinn, der die Vergangenheit nicht aussöhne und der Zukunft schade. Und so reis'te Cecil nach seinem neuen Wohnort ab, nachdem auch die Ministerin zärtlich von ihm Abschied genommen — zärtlich! so froh war sie, daß er nicht ihr Schwiegersohn werden konnte! Dieser Gedanke hatte sie innerlich vollkommen über den Verlust der Tochter getröstet.

Als Cecil die Thürme von Glogau gewahrte, über die sich die Novembernebel wie Leichentücher ausbreiteten, überlief ihn ein Schauder, und der Gedanke erwachte in ihm: Und wenn ich nun wirklich zehn Jahre hier zubringen müßte! — Als er durch das Thor fuhr, innerhalb desselben er wenigstens auf Jahresfrist gebannt war, befiel ihn ein noch tieferes, namenloses Grausen; war's eine Mahnung an die Vergangenheit? an die Zukunft? er wußte es nicht, aber es tauchte ihm urplötzlich die Ueberzeugung auf: Hier wird mir ein Unheil widerfahren! vielleicht sterb' ich hier. Er war noch nervenkrank von den Erschütterungen der Seele

und den Leiden des Körpers, welche er in der letzten Zeit überstanden; daher hatte er jene reizbare Empfänglichkeit für fremde Umgebungen und Einflüsse der Natur, an welcher gewöhnlich nur Frauenzimmer leiden, vermöge einer überfeinerten Organisation. Er schloß die Augen und drückte die Zähne auf einander, indem er sich in seinen Mantel hüllte, als ob er sich fest und unzugänglich gegen ein drohendes Verhängniß machen wolle.

Dann stellte er sich dem Gouverneur vor, und suchte sich einzurichten und einzuleben in die Nothwendigkeit. Er wollte Niemand sehen, keine Bekanntschaften anknüpfen; der Gedanke war ihm ein Greuel, Gegenstand der Neugier zu werden: darum wollte er so wenig wie möglich das Zimmer verlassen. Ohnehin hatte er nicht die Erlaubniß bekommen, spazieren reiten zu dürfen, also fehlte ihm jede Auffoderung dazu. Arbeiten wollte er, ernste Studien machen, wie der Minister ihm gerathen, ruhig werden, und von den Menschen sich fern halten. Er schrieb seiner Mutter, seinem Bruder Sigismund, seiner Tante vorzugsweise, lang und ausführlich über seine letzten Erlebnisse. Bis dahin war er allzu leidend gewesen, und hatte immer nur von Zeit zu Zeit einige Worte für sie an Guntram dictirt, der dann eine beruhigende Bemerkung über sein Befinden und seinen Zustand hinzufügte. Nun aber lag ein ganzes Paquet von treuen, trostlosen, zärtlichen Briefen vor ihm, und je mehr ihm graute vor dem Verkehr mit gleichgültigen kalten Menschen, desto mehr wollte er sich im Geist an diejenigen anschließen, deren Liebe und Theilnahme ihm jezt so wolthätig war. Und so schrieb er ihnen denn aus vollem, überwallenden Herzen, im tiefen Bewußtsein eines selbstverschuldeten

Unglücks und folglich mit einer Trauer, die zu tief war, um für eine Beschönigung des Geschehenen gelten zu können, oder um bei Andern eine Entschuldigung zu erbetteln. Er bat um Briefe; er bat Alle, seine Schwestern, mit denen er sonst nie in Correspondenz gewesen, seine Cousinen. Es war als wolle er sich in all' der Liebe und Freundlichkeit gleichsam reinbaden, um wieder Zuversicht zu sich selbst und zu einem helleren Schicksal als bisher ihm zu Theil geworden, fassen zu dürfen.

„So viel Gaben und so wenig Glück!" sprachen unwillkürlich alle die Seinen.

„Wie kommt es nur, fragte seine jüngste Cousine Molly ihre Mutter mit großer Bekümmerniß, daß es dem Cecil plötzlich so übel geht? daß Nandine stirbt, daß er gekränkt und zurückgesetzt wird, daß ihm jezt das Allertraurigste geschieht?"

Frau Forster erwiderte mit Thränen im Auge: „Gott hat ihm nur die Gaben verliehen, um Alles zu erstreben, mein Kind, und nicht das Glück, um Alles zu erreichen."

Ach, sie hätte wol sagen müssen: Er hat die Gaben mißbraucht; woher soll ihm das Glück kommen und wie kann es bei ihm bleiben?

Um die Weihnachtszeit schickten ihm all' die freundlichen Frauen jene kleinen Geschenke, die sie mit solcher Liebe zu machen pflegen, mit solcher graziösen Beachtung der Neigungen und Gewohnheiten. Seine Schwester Sophie schickte ihm einen großen Strauß schöner künstlicher, von ihr selbst gemachter Blumen, und schrieb ihm dazu: „Ich kann mir eine Festung nun einmal nicht wie einen Ort vorstellen, wo Blumen wachsen, und da ich weiß, daß Du sie gern in

Deinem Zimmer magst: so sende ich Dir diese, die wenigstens den Vorzug haben, daß sie nicht verwelken." — Frau Forster schickte ihm einen Fußteppich, den sie selbst gestickt, mit dem Bemerken: sein Zimmer sei ihr nach seiner Beschreibung allzu frostig und kühl erschienen. Von Molly bekam er eine Aquarelzeichnung: das intérieur des Salons aus dem Landhaus am Rhein, wo er die frohsten Tage seiner Jugend mit ihnen allen zugebracht; — und so die Uebrigen. Gar Lolly hatte seiner gedacht, und ein schönes Blatt brachte ihm aus Brüssel ihr reizendes, geistvolles, von ihren drei Kindern umgebenes Bild.

Diese Atmosphäre von Liebe erquickte zuerst — und verweichlichte dann Cecil. Die Frauen wollten ihn nur trösten; aber wie ihnen das leicht geschieht: sie verstehen kein Maaß zu halten, besonders nicht wenn ihr Mitleid erregt wird; sie verfielen in eine Art von Adoration, und Cecil ließ sich in dieser unschuldigen Weise anbeten. Je wärmer und weicher er von dieser Seite berührt ward, um desto mehr floh er jeden Verkehr mit den Menschen um ihn her, denn er war in keiner Art für einen gleichgültigen Umgang gestimmt. In bösen Stunden verschloß er sich trüb und streng in sich selbst; in guten Stunden fand er Anregung in seinen Studien, und Erholung im brieflichen Umgang. Als aber das klare Winterwetter die Wolken und Nebel verscheucht, und dafür frische Luft und hellen Himmel hatte, da ertrug er die abspannende Zimmerluft nicht länger. Er ging ins Freie, nämlich auf den Wall innerhalb der Mauern. Mit hypochondrischer Laune und Pünktlichkeit wählte er die Stunde von eins bis zwei, weil da gerade Niemand spazieren zu gehen pflegte, und ein gewisses Thor, durch das er

täglich hinaus und wieder herein ging. Es war das innere Thor. An dem äußern stand das Wachhaus; an dieses lehnte sich nur das einsame Häuschen des Thorschreibers, mit einem Fenster rechts und einem Fenster links von der Hausthür, und jedes dieser kleinen, niedrigen, trüben Fenster erhellte ein winziges Stübchen. Das eine bewohnte der Thorschreiber mit seiner Frau; in dem andern wohnte ihre Tochter Louise.

Ein Fremder, der sich absondert und seine eigenen, einsamen Wege geht, wird sogar in einer großen Stadt bemerkt, um wie viel mehr in einer kleinen, und nun gar in einer solchen, wo er als Gefangner leben muß. Man hatte auch hier viel von Cecil gesprochen: man war aufs Genauste von allen Umständen seines Duels unterrichtet; man nahm Partei für und gegen die Veranlassung zu demselben, für und gegen sein einsiedlerisches Leben. Von dem allen aber wußte Louise Müller, die Thorschreibertochter, nichts.

Sie saß in ihrem Stübchen am Nähtisch und nähte äußerst sauber den Hohlsaum von schönen Batisttaschentüchern für die Gemalin des Gouverneurs; denn sie war eine sehr geschickte Nähterin, der ihre Kunst einen guten Erwerb eintrug. Im Fenster standen Töpfe mit Geranium und Reseda, eine Mirthe und ein Monatsrosenstock. Der Nähtisch stand dicht am Fenster, des Lichtes wegen, und ein schweres Nähkissen zierlich in Tapisserie gestickt, das Geburtstagsgeschenk einer Freundin, schmückte ihn. Über demselben hingen einige aus Almanachen geschnittene Stahlstiche in bescheidenen Rahmen von Goldpapier, und noch etwas höher hing an einem starken Nagel der grüne Käfig eines schmetternden Kanarienvogels. Ein ziemlich kurzer und faltenloser,

aber blendend weißer Musselinvorhang rahmte eng dies ganze Bildchen eines engen Lebens ein.

Es war ohnehin kein sonderlich klarer Tag, und Louise Müller hatte Mühe, die feinen Fäden des Batistes scharf mit ihrer Nadel bei jedem Stich zu sondern; doch plötzlich wurde es so dunkel, daß sie es unmöglich konnte. Sie blickte unwillig auf, wer so nah am Fenster vorübergehe, um es gänzlich zu verdunkeln? Es war Cecil; aber sie kannte ihn nicht. Sie sah einen großen, rabenschwarz gekleideten Mann mit einem Flor um den Hut — er trauerte um Nandine — fest in einen weiten schwarzen Mantel gewickelt, langsam vorüber gehen wie Jemand der in Gedanken vertieft ist und keine Eile hat. Sie hatte nur noch Zeit, sein schönes edles Profil zu gewahren, über welches Krankheit und lange Trauer eine Marmorfarbe — und die Gewohnheit ernster Gedanken eine sinnende Schwermuth gehaucht hatten, dann verschwand er im Thor. Als er fort war, blickte Louise auf einen ihrer kleinen Stahlstiche, der das Porträt eines jungen, melancholischen Mannes war, den die Unterschrift als Edgar Ravenswood bezeichnete; und dachte bei sich selbst:

Es fehlte ihm nur die lange schwarze Feder, so würde er akkurat wie Edgar Ravenswood ausgesehen haben. Aber wer mag das sein?

Dann nähte sie fleißig weiter. Eine Stunde später ging Cecil mit derselben Haltung, mit demselben Schritt, auf demselben Wege, wieder in die Stadt hinein.

Am andern, am dritten, am vierten Tage wiederholte er seinen Spaziergang. Jedesmal ließ Louise Müller ihr Nähzeug in den Schooß fallen um ihn grade ins Antlitz

zu sehen, und um jedesmal mit verstärkter Überzeugung zu sagen:

Edgar Ravenswood wie er leibt und lebt! Schade, daß er keine schwarze Feder trägt.

Am Abend des vierten Tages fragte sie ihren Vater:

„Wer mag denn wol der schwarze Herr sein, der hier immer vorbei und spazieren geht, und so traurig aussieht? kennst Du ihn nicht, lieber Vater?"

„Es ist ein Herr aus Berlin; entgegnete der alte Müller, der sich durch sein Thorschreiberamt berufen glaubte, alle Menschen zu kennen, welche durch das Thor ein- und auswanderten, und daher weder Fragen noch Erkundigungen bei Nachbarsleuten, Gevattern und Freunden sparte. Und wenn der Herr schwarz angezogen ist und traurig aussieht, so hat er großes Recht dazu, denn Se. Majestät der König hat ihn zu lebenslänglicher Festungsstrafe in unserer Stadt Glogau verurtheilt."

„Großer Gott, sagte Louise mitleidig, was kann er denn gethan haben? das ist doch hart!"

„Hart? dummes Ding! fuhr der alte Müller auf. Unser König ist der beste und gnädigste von allen Königen. Was der thut das ist wolgethan! kann es von ihm fast eben so gut als von unserm lieben Herrgott heißen, so ein gerechter König ist er!" . . . . —

„Aber was hat denn der arme junge Mann verbrochen, daß unser gnädiger König so streng gegen ihn ist?" fragte Louise zitternd.

„Er hat seinen besten Freund rachgierig in einem sehr mörderischen Duel erschossen, und darüber hat sich seine Braut, die zugleich die Schwester seines Freundes war, zu

Tode gegrämt. Se. Majestät will aber Friede und Freude im ganzen preußischen Reich haben, wie viel mehr zwischen so nahen Verwandten und vornehmen Leuten — denn der Eine ist der Sohn von einem Präsidenten und der Andre von einem Minister — und deshalb ist an dem Mörder dies Exempel statuirt."

So lauteten die Nachrichten, welche die Fama von Glogau in die untersten Kreise versprengt hatte.

„Ein Mörder ist er aber doch wol nicht, lieber Vater, sagte Louise beklommen, wenn er auch seinen Freund im Duel erschossen hat?"

„Nicht? fragte Müller barsch. Nun wie nennst denn Du, Jungfer Weisheit, einen Menschen der einen andern getödtet hat? he? — — Dummes Ding!" setzte er hinzu, weil Louise schwieg und sich besann, ob es wirklich keinen andern Ausdruck gebe. Und damit war das Gespräch zu Ende, denn der alte Müller liebte keine Widerrede. Er war ein allzu loyaler Unterthan um nicht ein etwas despotischer Vater zu sein. Die patriarchalischen Vorstellungen von unumschränkter königlicher und väterlicher Gewalt gehen gewöhnlich Hand in Hand.

Louise war des Schweigens zu gewohnt, um sich dadurch gedrückt zu fühlen. Da es Abend war zündete sie die Lampe an, rückte die alten harten Lehnstühle der Eltern an den Tisch, und setzte sich dann selbst mit einer weniger feinen Arbeit daran. Die Mutter, welche mit der gedankenlosen Geschäftigkeit des Volkes es zuwege brachte, den ganzen Tag in dem winzigen Häuschen herum hanthieren zu können, kam nun auch herein, setzte sich an ihr schnurrendes Spinnrad, und begann ihre Lippen in der nämlichen

Weise zu bewegen, wie sie den Tag hindurch Hände und Füße bewegt hatte: sie begann ununterbrochen und gedankenlos zu sprechen. Der Vater rauchte, kraute die Katze auf den Kopf, welche behaglich murrend auf seinen Knien lag, und warf ab und an ein Wort in den Redestrom seiner Gattin. Um sieben Uhr brachte diese ein Biersüppchen zum Nachtessen aus der Küche herein. Um neun Uhr legte Louise ihre Arbeit sauber zusammen und in ein Körbchen, las aus dem Gesangbuch ihren Eltern ein Lied vor, wünschte ihnen gute Nacht, und ging nach ihrem Stübchen hinüber.

Aber dort begann ein neues Leben für sie — ein solches, das sie wie die Theaterdekoration eines Königspalastes oder einer Feengrotte über das dürre Sparrwerk des alltäglichen warf. Geschwind ging sie zu Bett — denn es war am Abend recht kalt in ihrem Zimmer! statt aber ihr Licht auszulöschen, putzte sie es säuberlich, zog dann rasch und freudig ein Buch unter ihrem Kopfkissen hervor und las! — las mit dem Entzücken, das man nur bei siebzehn Jahren kennt, wo man ein Buch nicht sowol lies't, als lebt. Jezt grade las sie „Kabale und Liebe," und Gott weiß wie viel Thränen das Schicksal ihrer Namensschwester ihr erpreßte, ja, vielleicht hätte sie weniger, oder weniger bitterlich geweint, wenn diese Namensverwandtschaft nicht stattgefunden hätte. Jezt schien ihr, als sei ein Theilchen von ihr selbst dabei im Spiele, oder gar, als könne es vielleicht ein Vorspiel ihres eigenen Schicksals sein. Denn es ist unvermeidlich, daß die Imaginationswerke, Schauspiele, Romane, Gedichte, eine unberechenbare Gewalt über die eindruckbereiten Seelen junger Mädchen bekommen, die sich für nichts interessiren und nichts verlangen als das Eine — mit

dem Herzen zu leben. Was das eigentlich heiße, das wissen sie nicht. Sie sehen wol in den Büchern Leid und Schmerz, Verzweiflung und Tod, aber sie sehen es wie die dunkle Folie, auf welcher der Diamant der Liebe ruht, oder wie das vernichtende Gewitter, über das sich der Regenbogen des Friedens breitet, oder wie den stürmischen Tag, aus dem sich der glorreiche Sonnenuntergang der Kraft erhebt. Der schwarze Hintergrund, und Gewitter und Sturm scheint ihnen Nebensache oder leicht überwindlich zu sein, weil sie ohne Erfahrung sind. Alle Imaginationswerke, wenn sie die Tiefen und das wunderbar wechsel- und geheimnißvolle Spiel der Menschenseele zu erfassen und darzustellen streben, sind gut für Menschen, welche zum Bewußtsein über sich selbst und das Leben gekommen und nicht mehr athemlos durstig nach dessen Emotionen sind. Dann werden sie ihnen manches Verständniß erschließen, sie zu mancher Beobachtung leiten, sie zur Einkehr in sich selbst, zum Nachdenken über Ursach und Wirkung anregen, ihnen feine Dinge und ernste Wahrheiten sagen; aber grade dies, was einen Roman so anmuthig macht: die Feinheit und Tiefe der Menschenkenntniß und die auf derselben gegründete Entwickelung der Gefühle und Charaktere — geht für junge Mädchen ganz verlóren, und da ohnehin die Phantasie rasch und lebhaft genug bei ihnen ist, so scheinen mir die Imaginationswerke wenigstens höchst überflüssig für sie. Ich höre zuweilen sagen: „Aber mit Auswahl doch!" — da ist aber keine, keine zu treffen, welche nicht die zartesten, innerlichsten Fibern des Herzens vibriren machte! O spart ihnen das für die Wirklichkeit auf, und laßt sie nicht an Fictionen es verschwenden. Eine Ausnahme wäre freilich zu machen:

die des historischen Romanes, wo in der Genauigkeit, Breite und Weitschweifigkeit der Beschreibung die Phantasie erlahmt, wo statt der Gefühle die Kleider analysirt werden und wo man statt der Charactere, Gebräuche ausgemalt findet. Er verwässert freilich die hohe, edle, starke Geschichte — doch das thut der keinen Schaden bei ihren ächten Jüngern; und die Herzen der jungen Leser setzt er in keine bedenklichen Flammen — wovon hier eben die Rede ist. Was übrigens die Pädagogen dazu sagen, ob sie sich die Macht zutrauen, durch ihre Lehren und Ermahnungen die Kraft des Eindrucks zu neutralisiren, den ein Roman oder eine Tragödie gemacht; ob sie herzhaft glauben, eine junge Seele empfinde die verpönten Liebes- und Sehnsuchtsgefühle nicht eher, als bis sie ihr die Erlaubniß ertheilen, sich ihnen dem Verlobten gegenüber hinzugeben, — das weiß ich freilich nicht. Ich wollte nichts, als meine Überzeugung aussprechen.

Louise Müller hatte Niemand, der sich um ihre Erziehung, so wie wir es verstehen, bekümmerte. Sie war in die Schule gegangen, hatte lesen, schreiben und rechnen gelernt, auch gelernt, wo auf der Landkarte die Hauptstädte der europäischen Reiche liegen und wie viel Einwohner sie haben; dann war sie zum Prediger gegangen, um ihr Christenthum so weit zu lernen, um confirmirt zu werden, und in die Nähschule, der feinen Arbeiten wegen. Bei sechszehn Jahren hatten all diese verschiedenen Studien aufgehört, denn Vater Müller erklärte, ein Mädel das schon mit seinen Eltern zum Abendmal gegangen sei, brauche nichts mehr zu lernen, sondern müsse nun an's Erwerben und an Unterstützung der Eltern in ihren alten Tagen denken. Die Haupttugend eines Mädchens bestand für ihn in Arbeitsamkeit und Fleiß, wor-

aus ganz von selbst ein stilles, sittsames Benehmen folge. Lesen nannte er Müssiggang, und außer Bibel und Gesangbuch war ihm jedes Buch ein Greuel. Er dachte in diesem Punkt ungefähr wie jener fanatische Muhamedaner, der die Bibliothek zu Alexandrien verbrannte, sprechend: „Steht in all' den Büchern dasselbe was im Koran, so sind sie überflüssig, steht etwas Andres drin, so taugen sie nichts." Er hatte einmal seine Tochter beim Lesen von „Menschenhaß und Reue" ertappt, das sie von einer Freundin erliehen hatte, und nun mit heißen Thränen benetzte. Er machte diese Thränen bedeutend heftiger, wenn auch minder süß fließen, indem seine Rechte ziemlich heftig ihre Wange berührte, und die Linke zugleich das Buch in das Ofenfeuer schleuderte. Als dies Strafgericht ihm gar acht Groschen kostete — weil die ergrimmte Bücherverleiherin, der Louise und die Freundin das Unglück geklagt hatten, diesen Schadenersatz begehrte — als diese enorme Summe ihm, eines Buches wegen, buchstäblich in Rauch aufging, da that er einen zornigen Schwur, die Tochter solle ganz andere Dinge erleben, beträfe er sie je wieder bei einem solchen nichtsnutzigen Buch. Doch Louise konnte nicht mehr die Thränen, die Theilnahme, das Herzpochen vergessen, womit sie „Menschenhaß und Reue" zwei und ein halbes Mal hintereinander gelesen. Da sie für Geld Handarbeiten machte, so war es dem Vater nicht möglich, jeden Gang in die Stadt zu controliren und jeden Groschen ihrer Einnahme zu berechnen; sie nahm heimlich Bücher bei der Verleiherin, und las sie heimlich bei nächtlicher Weile. Am Tage versteckte sie den lieben gefährlichen Schatz bald hier bald dort an einem verborgenen Plätzchen. Ihre langen und langweiligen Tage legten sich über ihre zauberhaften,

tausendfarbigen Nächte, wie die Nachtfalter mit dunkeln Flügeln die bunten und lieblichen zudecken, die sie verbergen und schützen. So farblos, eng und dürftig ihre Existenz am Tage war, so glänzend, weit und reich wurde sie, sobald Abends um 9 Uhr die Thür ihres Stübchens hinter ihr zufiel, und der Riegel sie von der Außenwelt und der Wirklichkeit abschloß. Sie las bis tief in die Nacht hinein, bis ihr die Wangen brannten und die Füße eiskalt wurden, bis sie die heißen, schweren Augenlider trotz aller Anstrengung nicht mehr offen erhalten konnte. Dann löschte sie ihr Licht, und ein fiebernder, halbwacher Zustand voll Bilder, Träume und Erscheinungen, ging lange, lange dem stillen, erquickenden Schlaf vorher, in welchem das Herz all' seine Bekümmerniß, der Geist all' seine Anstrengungen, die Seele all' ihre Unruh vergißt. Wenn die Mutter aus dem kurzen, flüchtigen Schlaf des Alters früh bei Tagesanbruch erwachte, und im Häuschen herum zu schleichen begann, war Louise zuweilen noch nicht eingeschlafen, und aus dem Morgenschlummer erweckte sie dann gewöhnlich der Vater, indem er mit der Faust an ihre Thür donnerte.

„Dein Klopfen hört sie ja seit einer Stunde nicht, Mutter! sagte er indem er die Alte bei Seite schob, so ein verschlafenes Mädel ist es.“

Dieser Mahnung mußte Louise denn freilich Folge leisten, umsomehr da heftige Vorwürfe nur durch ihr allerschnellstes Erscheinen gemildert werden konnten. Der lange Schlaf, behauptete der alte Müller, gebe der Jugend dickes, schweres Blut, mache sie unlustigen Gemüths und trägen Wesens — was ihr übel anstehe; und seine Tochter müsse flink und fröhlich sein, wenn er sie lieb haben solle. Louise war aber

von Natur weder flink noch fröhlich. Die rastlose äußere Geschäftigkeit ihrer Mutter hatte sich bei ihr nach Innen gekehrt, und zog sie in eine dunkle Gefühlswelt hinein, über der sie brütete, von der sie mit offenen Augen träumte. Das gab ihr etwas Zerstreutes und Kaltes. Abermals zum Gegensatz von der redseligen Mutter sprach sie fast gar nicht; und das gefiel dem Vater eben so sehr, als ihre Zerstreuung ihm mißbehagte. Die Jugend muß zuhören, wenn das Alter spricht; war eine von seinen Sentenzen. Er hätte sie aber vervollständigen und sagen dürfen: Aber das Alter muß auch von Dingen reden, welche der Jugend nützlich und erfreulich sind. — Es ist schlimm für die Jugend, daß alle Sentenzen und Maximen von alten Leuten ausgehen und folglich zu ihrem Vortheil sind.

Seit langer Zeit hatte Louise keinem Wort ihres Vaters eine so tiefe, theilnehmende Aufmerksamkeit geschenkt, als seinem Bericht über Cecil. Sie war so groß, daß sie bei der nächtlichen Lectüre ihrer Theilnahme für Ferdinand von Walther und Louise Miller Eintrag that. Gott! dachte sie, es passiren doch wirklich eben so traurige und noch traurigere Geschichten als man in den Büchern lies't, und wer weiß, ob diese von „Kabale und Liebe" nicht auch irgendwo passirt ist.

Cecil setzte seine täglichen Spaziergänge pünktlich und gleichmäßig fort, und Louise bewachte seine Erscheinung mit unsäglicher Spannung. Sieht denn ein Mensch, der seinen Freund getödtet und seine Braut verloren hat, noch aus wie alle übrigen Leute? fragte sie sich selbst, und mußte sich dann bei Cecils Anblick gestehen, daß er allerdings aussehe wie Niemand sonst, der ihr vorgekommen. Allmälig fing

die Stunde von eins bis zwei an, die Wichtigkeit für sie zu gewinnen, welche bis jezt die neunte Abendstunde gehabt. Die Ungeduld, das Verlangen, die Erwartung, die sie ihren Büchern zugewendet, wendete sie nun den zwei Augenblicken zu, wo er an ihrem Fenster vorbei ging. Vom frühen Morgen an beobachtete sie das Wetter, Wind und Wolken, ob es regnen oder schneien oder Sonnenschein kommen werde, und berechnete danach die Gewißheit, die Wahrscheinlichkeit, die Unmöglichkeit seines Spazierganges. Cecil hatte sein Leben nach der Uhr eingerichtet, weil er fand, daß trübe Epochen wenn nicht am schnellsten, doch am unmerklichsten verstreichen, sobald der Tag mit wechselloser Regelmäßigkeit eingetheilt ist. Die Existenz nimmt dann eine gewisse Maschinen-Bewegung an vermöge welcher die Seele zur Ruhe gebracht werden kann, wie das Kind zum Schlaf durch die Bewegung der Wiege. Die Seele erwacht denn freilich zuletzt, wie auch das Kind — aber gestärkt. Darum ließ sich Cecil selten durch das Wetter stören, höchstens durch strömenden Regen. Dennoch, obgleich Louise das sehr bald bemerkte, hatte sie allmorgentlich die unsägliche Angst, er werde nicht kommen; denn je glühender ein Wunsch ist, desto unmöglicher kommt uns dessen Erfüllung vor. Sobald die Uhr Eins schlug wurde ihr abwechselnd heiß und kalt vor Spannung, und kam nun Cecil bald darauf, so fühlte sie im Grunde keine andere Freude, als die, von ihrer Erwartung erlös't zu sein; die rechte Freude kam jezt, in der Stunde von eins bis zwei, wo sie ihn auf dem Wall, und seine Heimkehr gewiß wußte. Das war eine selige Stunde, durch die alle geheimnißvollen Entzückungen gingen, welche sie sonst nur bei ihren Büchern gehabt. Wenn Cecil dann

kam, beobachtete sie ihn genau, Gang, Haltung, Ausdruck, Züge — Tag für Tag mit neuem, mit erhöhtem Interesse, und nach und nach mit dem brennenden Wunsch doch ein einziges Mal recht genau seine Augen zu sehen — wohinter sich vielleicht der Wunsch versteckte, von ihm angesehen zu werden. Cecil blickte aber, wie ein ernster Mensch der er war, ruhig und gleichgültig gradeaus. Am allerersten Tage, als er noch keine bedeutungsvolle Erscheinung für Louise war, hatte er allerdings jenen unwillkürlichen Blick auf sie gleiten lassen, mit dem man an einem ganz nahen Fenster vorüber zu streifen pflegt; da hatte er hinter kleinen trüben Scheiben unscheinbare Blumentöpfe und ein häßliches, nähendes Mädchen gesehen, das ein feuerfarbenes Halstuch mit gelben Blümchen trug, und eine feuerrothe Nasenspitze hatte — Grund genug für Cecil, sein Auge nie mehr durch den Anblick dieses unholden Frauenzimmers zu beleidigen. Und das geschah in demselben Moment, als seine äußere Erscheinung einen so ganz entgegengesetzten Eindruck auf sie machte.

Ach ja! sie war allerdings häßlich, die arme Louise Ich hab' es so lange wie möglich verschwiegen, damit nicht alle Welt sich von Hause aus gleichgültig wie Cecil von ihrer rothen Nase wegwenden möge. Endlich kommt es denn doch zur Sprache. Endlich würde man sich doch verwundern Cecil täglich bei einem Mädchen vorübergehen zu sehen, ohne sie eines Blicks zu würdigen, wenn man ein Madonnenantlitz bei ihr voraussetzen dürfte. Denn er hat zwar die besten Vorsätze gefaßt weder zu kokettiren noch zu lieben, weder die Herzen zu gewinnen noch zu brechen; und sein eignes Herz einer Frau hinzugeben — das mag ihm vielleicht

gar unmöglich sein. Überdas gehört er zu den Männern, die nur Neugier, nicht Theilnahme für eine Person haben, welche ein rothes Kattunhalstuch trägt und ohne Handschuh über die Straße geht. Seine Sympathien waren für eine Atmosphäre von Feinheit, Elegance, Grazie, welche nur von Denjenigen als oberflächlich, heuchlerisch, den Charakter verflachend, das Herz erstickend oder verderbend dargestellt wird, die in niedriger Sphäre bleiben, weil ihnen keine andere zugänglich ist. Er begehrte das Spiel des Geistes, die Geschmeidigkeit der Formen, die Anmuth geselliger Bildung, welche den Mangel an Schönheit — diesen unleugbaren, schmerzlichen, in unsrer mattblütigen Zeit immer weiter umsichgreifenden Mangel — vergessen macht. Dennoch würde seine Neugier unfehlbar für ein reizendes Antlitz erwacht sein, und ihn wer weiß wie weit von seinen Vorsätzen abgelockt haben. Aber jezt war es unmöglich! Louise hatte eine breite untersetzte Gestalt, die auf einem kurzen Halse einen etwas großen Kopf trug. Die Züge waren stark und doch nicht bestimmt; das Gesicht war zu fett. Ihre lebhaften braunen Augen lagen tief hinter den starken Backenknochen und den dicken Backen. Indessen übertraf die Unschönheit der Farbe bei Weitem die der Form. Ihre Lebensweise bückte sie unablässig über eine mühselige Arbeit, sperrte sie in ein niedriges, heißes Stübchen, gönnte ihr keine Bewegung, keine frische Luft. Daher drängte das Blut zum Kopf, röthete ihre Nase, ihre Augen, und machte ihren Teint fahl und fleckig. Unter andern Verhältnissen wären die Eltern mit ihr in ein Bad gegangen, hätten sie reiten lernen oder viel gehen lassen, hätten die Unschönheit und mit ihr die krankhafte Anlage zu beseitigen gesucht;

doch in den ihrigen war davon nicht die Rede. Sie nähte Tag aus, Tag ein, vom Morgen bis zum Abend, und ging nur aus um ihre Kundschaft zu besorgen, und Sonntags in die Kirche. Ein Besuch bei einer Freundin wurde dann und wann mit diesen Gängen verknüpft. Die Freundin hieß Marianne und war die Tochter eines Briefträgers. Da Marianne eine sehr zänkische Mutter hatte, die mit aller Welt keifte und schmollte, so sahen sich die Mädchen viel lieber in Louisens stillem Stübchen, wo sie ungestört mit einander plaudern durften. Und das gönnte der Thorschreiber seiner Tochter gern, umsomehr da Marianne ein munteres fröhliches Mädchen, und der Briefträger sein langjähriger Freund war, der die allerausführlichsten, wenn auch nicht die richtigsten Geschichten über die Correspondenzen zu erzählen wußte, die er seit vierundzwanzig Jahren in der Stadt Glogau herumtrug. Nicht daß er ein unzuverlässiger Mann gewesen wäre und sich je eine unerlaubte Neugier hätte zu Schulden kommen lassen; o mit nichten! Nur die erlaubte, welche — — oder, damit ich mir keine Feinde mache! das Combinationsvermögen, welches auf allen Postbureaus herrscht, weshalb sollte Herr Kraft, der Briefträger, es nicht besitzen und üben? Zu viel Tausende von Briefen waren durch seine Finger geglitten, zu viel tausend Mal hatte er den Empfang dieser Briefe gesehen, um nicht durch ihre Form, Adresse, Zahl, gewisse divinatorische Gaben über den Inhalt ganz unwillkürlich in sich auszubilden. Indessen ging er höchst vorsichtig mit dieser gefährlichen Wissenschaft um, und nur bei seinem langjährigen Freund Müller erlaubte er es sich, die stillen und verschwiegenen Spekulationen auszusprechen, welche er über seine Briefe anstellte.

Marianne und Louise, welche nie in ihrem Leben einen Brief weder geschrieben noch erhalten hatten, kannten folglich nicht das geringste Interesse dafür. Sie plauderten von ihren eigenen kleinen Angelegenheiten, von Arbeiten, Kunden, Einnahme und Ausgabe; von den wunderschönen Büchern die sie lasen, und den wunderschönen Hüten und Kleidern, die sie bei den vornehmen Damen sahen; von Liebesverhältnissen und anderweitigen Klatschereien in ihrer eigenen und in höherer Sphäre; kurz, sie sprachen ganz genau von denjenigen Dingen, welche junge Mädchen interessiren, welches Standes sie auch sein mögen — nur mit der Modifikation, daß bei den vornehmeren Gouvernanten, Lehrmeister, Pensionen, mit ihrem unendlichen Gefolge von Klage über die Langeweile, und Spott über deren Schwächen und Lächerlichkeiten, an die Stelle der Kundschaft treten.

Seitdem Louise täglich Cecil sah, hatte sie viel weniger als sonst den Wunsch, mit Mariannen zu plaudern, denn die Gegenstände ihrer Plaudereien waren ihr höchst gleichgültig geworden. Sie hatte weiter kein Interesse, als das für ihn und für seine traurige Geschichte, die sie mitleidswürdiger als irgend eine in ihren Büchern fand. Nur für Kabale und Liebe behielt sie eine ganz besondere Zärtlichkeit, und zwar ihres eigenen Namens, und des Umstands wegen, daß Cecil, wie Ferdinand, eines Präsidenten Sohn war. Dem Lauf ihrer Gedanken zu folgen, wäre ganz unmöglich — schon deshalb, weil sie durchaus keine bestimmten und folgerechten Gedanken hatte, sondern nur wirre, unklare, aber eben dadurch mächtigfesselnde Vorstellungen von der Möglichkeit eines ähnlichen Verhältnisses, von dem schmerzlichen Glück einer solchen Liebe. Was daraus werden, wie

sie enden könne — daran dachte Louise nicht. Bei siebzehn Jahren kennt man überhaupt kein Ende, weil man keinen Wechsel kennt, und tritt der Tod auch in's Leben hinein, so kann er wol das, doch nicht die Unwandelbarkeit der Gefühle zerbrechen, denn der junge Mensch glaubt an die Ewigkeit, nicht blos im Himmel, sondern schon auf der Erde.

Es ist unglaublich was Alles sich Louise aufdachte, um einmal Cecils Augen zu sehen! — Ihm einmal grade entgegen zu gehen? aber es war doch allzu unschicklich, einem Mann grade in's Gesicht zu starren. — Ein Geräusch zu machen, irgend etwas hinzuwerfen, oder dergleichen damit er sich danach umschaue? aber sie würde sich allzu verlegen dabei benehmen. — Endlich fiel ihr ein, sich in ihre Hausthür zu stellen. Sie that es. Sie lehnte sich an den Thürpfosten, so daß sie den Weg hinauf sah, den Cecil kam. So lange er in der Ferne war, freute sie sich halb selig über ihren Platz, der ihr erlaubte, ihn so viel länger zu sehen. Als er sich näherte — lief sie davon und in ihr Zimmer. Das war doch dumm von mir! murmelte sie ganz verdrießlich, nachdem er vorüber war; aber ich konnte nicht anders.

Eines Tages schneite es heftig. Die Mutter hatte schon am Morgen vor dem Häuschen den Schnee weggekehrt; doch Mittags lag er wieder fußhoch. Da kann ja Niemand durchkommen! dachte Louise plötzlich, als sie kurz vor ein Uhr aus dem Fenster sah, sprang auf und heraus und fegte den Schnee so sauber und sorglich weg, als kehre sie ein Prunkgemach und nicht die Straße. Froh ihres Werkes setzte sie sich wieder an ihren kleinen Nähtisch, und hofte heimlich, irgend ein guter Geist werde Cecil zuflüstern, daß

sie einzig für ihn den Weg geebnet habe. Doch dieser gute Geist, der Verständniß heißt, waltet nur zwischen Seele und Seele, und geht nicht von einer Phantasie zur andern; Cecil beachtete nicht im mindesten diese Aufmerksamkeit. Nur als er von der ungebahnten Promenade zurückkehrte, trat er auf dem freien Plätzchen ein Paarmal stark nieder um den Schnee abzuschütteln, der sich unbequem um seine Füße geballt hatte. Dabei sah er aber sehr aufmerksam seine Stiefel, und gar nicht die arme Louise an, die gespannt jede seiner Bewegungen überwachte. Eine Freude hatte sie indessen doch. Cecil hielt sein Taschentuch in der Hand: einen weißen Foulard mit schwarzem Rande, der Trauer wegen, und ein schwarzes F. war mit Seide zierlich in einen Zipfel gestickt. Ein F.! das konnte nun Franz, Felix, Friedrich, Florentin, und eben so gut hundert Familiennamen bedeuten; Louise aber beschloß, daß es Ferdinand bedeute, und war entzückt über ihre Entdeckung.

Bei der nächsten Gelegenheit machte sie es genau wieder so, und diesmal hatte die Sache einen eben so unerwarteten Erfolg. Es war trotz des bedeutenden Schneefalls wunderschönes Wetter, und der Sonnenstral der letzten Februartage lag funkelnd und glitzernd über der weißen Fläche, die lind unter ihm zu schmelzen begann. Der alte Müller stand in seiner Hausthür und sonnte sich. Die Hähne krähten. Die Spatze und Goldammern flogen zirpend und vergnügt durch die belebende Luft. Es war zwei Uhr, und Cecil kam zurück. Wieder stampfte er den Schnee von den Füßen; da er aber einen alten Mann mit weißem Haar in der Thür gewahrte, und da er vornehme Manieren hatte, zu denen wesentlich Leutseligkeit gegen Geringe gehört, so

grüßte er ihn freundlich. Der alte Müller rieb sich vergnügt die rothblauen Hände daß die Finger knackten und sagte, sein Käppchen rückend:

„Ein Wetter wie im Mai so schön!"

„Ja, prächtiges Wetter," antwortete Cecil und ging vorüber.

Louise saß da, die Stirn fest an die Fensterscheiben gedrückt, lautlos, bewegungslos, ganz Aug und ganz Ohr. Cecils flüchtiges Lächeln, womit er den Vater begrüßt, der glänzende Blick, der aus dem dunkeln ernsten Auge glitt, am meisten vielleicht die klingende Stimme — zitterten in ihr nach, als er längst fort war. Tagelang zehrte sie von dieser Erinnerung. Dann erwachte der Wunsch brennend in ihr, auf ähnliche Weise von ihm begrüßt zu werden. Sie versuchte wieder, wie schon früher, unter die Hausthür zu treten; und diesmal blieb sie wirklich stehen, und blickte scheinbar unbekümmert straßab und straßauf. Aber o weh! es war ein finstrer, grauer Tag, an dem man sich nicht aufgefodert fühlt, froh die Welt und die Menschen anzuschauen. Überdas hatte ein Brief von Guntram Cecil tief niedergeschlagen. Im Lauf des Sommers sollten Versetzungen und Veränderungen im diplomatischen Corps statt finden, und das Alles ging ihm verloren! Es treten zuweilen die äußern Verhältnisse wie glückliche Constellationen zusammen, demjenigen ein rasches und seltnes Glück bringend, der, wenn er den flüchtigen günstigen Moment versäumt hätte, vielleicht ein Jahrzehnt auf einen ähnlichen warten müßte. Das wußte Cecil sehr gut, und auch daß ihm ein solches Schicksal bevorstand, sobald er nicht zu einem günstigen Zeitpunkt seinen Lauf wieder begann. Er sah im Geist

seine ganze Carriere, der er so folgerecht, so überlegt, so unermüdlich zugestrebt hatte — ruinirt, stockend, schleichend, ihm keine Befriedigung gewährend, nicht einmal Spielraum für seine Fähigkeiten ihm gönnend. Er sah sich heraus geschleudert, bei Seite gesetzt — und wieder stieg der egoistische Schmerz in ihm auf, und er seufzte mit bittrer Trauer: O Nandine! lebtest du, so stände es anders mit mir! du warst mein guter Geist .... warum bist du von mir gewichen? — Es gab wol eine Antwort auf diese Frage, aber sie lautete hart: weil ich dir das Herz gebrochen habe. Und wer hat die Kraft, so ehrlich mit sich selbst zu sprechen?

In dieser Stimmung nun ging Cecil an der harrenden Louise vorüber, natürlich ohne sie auch nur im Geringsten gewahr zu werden. O er grämt sich fürchterlich! sprach sie zu sich selbst; wenn er nur nicht krank wird, oder gar stirbt! ... Wenn ich ihn nur alle Tage sehen kann, so will ich doch schon lieber nicht von ihm bemerkt werden... Aber sehen muß ich ihn ... sonst sterbe ich. Marianne besuchte sie am Nachmittag.

„Was fehlt Dir denn, Louischen? fragte sie; Du bist ja so still? Ich hab' das schon neulich gefunden?“

„Mir fehlt nichts, liebe Marianne, erwiderte Louise so gleichgültig als möglich. Ich muß nur immer daran denken, ob es an anderen Orten schöner ist als hier.“

„Schöner als hier in Glogau? rief Marianne: o ja, das glaub' ich gern. In Breslau mag es herrlich sein, in Berlin noch herrlicher. Wenn ich dahin einmal käme.... so blieb ich auch da. Und es ist gar nicht unmöglich, daß ich dahin komme! Es geht die Rede von einer Heirath der

ältesten Tochter des Gouverneurs. Wird etwas daraus, so werd' ich Kammerjungfer bei ihr; das hat mir die Jungfer ihrer Mutter versprochen, die Franziska, die meine Cousine ist und viel gilt bei ihrer Herrschaft. Es ist nur noch leider ein bischen im weiten Felde. Das Fräulein will nicht recht, meint die Franziska, denn es ist ein Wittwer von vierzig Jahren, der rothes Haar und vier Kinder hat. Pfui! rothes Haar! einen solchen Mann mögt' ich nicht."

„Ich auch nicht!" rief Louise ganz lebhaft, obwol sie nur zerstreut auf Mariannens Geschwätz gehört hatte: aber bei dem rothen Haar fiel ihr Cecils schwarzes ein, über das der Sonnenstral einen stahlblauen Schmelz legte. „Nein, Gott behüte mich! Judas hatte rothes Haar und verrieth den Herrn Christus. Nein, solch ein Mann ist falsch."

„Das weiß ich nun grade nicht, entgegnete Marianne gelassen, aber häßlich ist er, und das ist fatal." Und sie fuhr fort von ihren Wünschen und Hofnungen zu sprechen, die immer mit einer Kammerjungferstelle in Breslau oder Berlin anfingen, und mit einem Mann gleichviel wo — nur nicht rothhaarig! — endeten. Als Louise gar nicht in das Geplauder einstimmte brach sie endlich ab.

„Dir geht etwas im Kopf herum, Louischen! schäme Dich, daß Du es Deiner besten Freundin nicht sagen willst."

Aber Louise leugnete standhaft, ohne jedoch die Freundin überzeugen zu können. Marianne mit ihren Fragen und ihrer Redseligkeit wurde ihr unerträglich. Sie mogte nichts als still bei ihrer Arbeit sitzen, den ganzen Tag an Cecil denken und zwei Augenblicke ihn sehen. Wenn sie in traurig ernstes Nachdenken verfiel, so mußte sie sich denn doch eingestehen, daß ihr ein höheres Glück, eine süßere Befrie-

digung nicht zu Theil werden könne; so wollte sie dann wenigstens die ihr erreichbare ungestört und in vollem Maaß genießen. „Kabale und Liebe" war das einzige Buch, das ihr noch Vergnügen machte. Sie las darin immer wieder die Szenen zwischen Ferdinand und Louise. Zuletzt kaufte sie sich das geliebte Buch um es zu eigen zu haben, und lernte es halb auswendig, so daß sie nur Ferdinands Rolle las, aber Louisens auswendig sprach. Dadurch machte sie sich die Täuschung von zwei Personen.

Der Frühling kam; mit ihm Schneeglöckchen und Veilchen. Ich weiß nicht, welchen Zauber die ersten Frühlingsblumen haben, daß man sich gedrungen fühlt sie einem geliebten Wesen zu schenken. Und wenn man sich auch sonst nicht gar viel aus Blumen macht — oder wenn man Jahraus Jahrein viel schönere pflegt und verschenkt — die ersten Frühlingsblumen, von der jungen Sonne aus der kahlen Erde hervorgelockt, haben einen magischen Reiz, wie eine geheimnißvolle Verheißung von einem kommenden langen, himmlischen Glück. Den ersten Veilchenstrauß hat gewiß Niemand für sich selbst gepflückt oder gekauft. Wie hätte Louise es thun sollen! Täglich ging sie in das winzige Gärtchen hinter dem Hause und sah nach den Veilchenknospen, ob sie wüchsen, sich färbten, aufblühten. Heute kann ich sie pflücken, sagte sie, indem sie niederkniete und die Blätter sorgsam mit der Hand wegbog. Nein, heute noch nicht, aber morgen; dann werden sie ganz schön sein! setzte sie hinzu, nachdem sie ein Weilchen sie betrachtet hatte. Dann stand sie auf und freute sich auf morgen. Es verstand sich von selbst, daß sie Cecil zugedacht waren.

Endlich hatten sich die Veilchen zur Vollkommenheit ent-

faltet. Louise pflückte ungefähr zwei Dutzend und band sie mit grüner Seide zu einem zierlichen Sträußchen zusammen. Das that sie fröhlich und muthig; aber Hand und Muth sanken, als sie daran dachte den Strauß zu überreichen. Sie wußte gar nicht recht, wo das geschehen solle. Vor ihrer Thür unmöglich — denn was hätte der Vater dazu gesagt, der es unvermeidlich sehen würde! sie zitterte bei dem bloßen Gedanken, und sann und berieth sich so lange hin und her, und für und wider, bis — Cecil vorüber gegangen und zum Thor hinaus war. Da auf einmal entschloß sie sich, lief, die Hand mit dem Veilchenstrauß unter der Schürze verbergend, pfeilgeschwind hinaus, ereilte ihn athemlos und bot ihm schüchtern ihre Veilchen an. Dies unschöne Blumenmädchen konnte unmöglich einen andern Gedanken in Cecil erwecken als den, daß sie sehr wünsche ihre Veilchen zu verkaufen und daß sie keinen Käufer finden könne — wie aus ihrer Eil und Hast hervorzugehen schien. Er nahm die Veilchen mit der einen Hand, und zugleich mit der andern aus seiner Westentasche ein schönes neues Zweigroschenstück, das er der unbeweglich dastehenden Louise in die ihre legte; und darauf ging er weiter. Louise blieb wie versteinert. Geld! für ihre Blumen, für ihre geliebten mit aller Sorgfalt gepflegten Veilchen — Geld! für dies Gemisch von herzüberwältigenden Gefühlen, die sie nicht zu zersetzen und zu nennen wagte — Geld! Sie warf die Münze mit Abscheu von sich. Dann fiel ihr ein, daß sie doch von ihm komme, daß er sie bei sich getragen, daß seine Hand sie berührt habe; — und sie spähte so lange im Moos und im keimenden Gras umher, bis sie sie wiedergefunden hatte. Sie wischte die etwanig daran klebende Erde säuberlich ab

und sah das blanke kleine Geldstück traurig und immer trauriger an, bis ihr die Thränen in die Augen traten, und sie halblaut zu sich selbst sprach: „Ach! so weiß er denn wirklich gar nichts von mir? gar nichts! gar nichts!“ Und so schlich sie zurück in ihr Stübchen, an ihren Nähtisch, mit einem unsäglich geknickten und gedemüthigten Herzen.

Es war ein kleiner Sonnenstral von Freude, daß Cecil bei seiner Heimkehr den Strauß noch in der Hand hielt. Louise dachte jezt nur an dessen fernere Schicksale: ob er in's Wasser gestellt, ob er in einem Buch getrocknet, ob er vor Augen oder in der Hand gehalten werden würde. Nichts von dem Allen! Cecil warf ihn samt seinen Handschuhen gedankenlos in seinen Hut. Dort fand sein Diener die welken zusammengetrockneten Veilchen, und warf sie eben so gedankenlos in's Ofenfeuer, wo sie einmal aufknisterten und dann zwischen den Flammen spurlos verschwanden. — — Das Zweigroschenstück hingegen wickelte Louise sorgsam in ein Stückchen Seidenpapier, verbarg es einsam in einem Fach ihres Nähtisches, und holte es Abends und Morgens hervor, um es mit stiller Andacht zu betrachten — weil es aus *seiner* Hand kam.

Eines Sonntags an einem schönen Frühlingsmittag besuchte Marianne ihre Freundin und foderte sie zu einem Spaziergang auf. Louise war durch ihre einsiedlerischen Gewohnheiten träge gemacht, und liebte nicht zu gehen und sich viel zu bewegen. Marianne, schon von Natur beweglicher und leichtblütiger, hatte jezt vollends einen dringenden Grund zu einem Spaziergang, nämlich einen neuen Strohhut mit einem rosenfarb und weißen schottischen Taftband,

den sie, und in dem sie sich selbst, wunderhübsch fand. Sie bat so lange und so eindringlich, bis Louise, die weder von sich noch von ihrem Hut eine so vortheilhafte Meinung hegte, ihr nachgab. So gingen sie denn auf dem Wall Arm in Arm, Marianne plaudernd und erzählend, Louise schweigsam zuhörend und heimlich fürchtend aber doch wünschend, Cecil zu begegnen.

„Weißt Du, wer da gegangen kommt?" fragte Marianne plötzlich in die Ferne deutend.

Louise erkannte sogleich Cecil, sagte aber herzhaft: „Nein."

„O, dann will ich es Dir erzählen!" rief Marianne.

„Still doch! sagte Louise ängstlich; sprich doch nicht so laut von ihm .... oder laß ihn erst vorübergehen."

Das geschah, ohne daß Louise den Muth gehabt hätte, ihre Augen aufzuschlagen, so beschämt war sie noch immer wegen der bezahlten Veilchen. Dann erzählte ihr Marianne mit geringen Variationen, was der Vater bereits im Winter erzählt hatte, und fügte nur hinzu — was sie durch ihre Kammerjungferbekanntschaften wußte — daß er zu gar Niemand gehe, gar keine Gesellschaft besuche, und nicht eine einzige Bekanntschaft gemacht habe. Das und sein Familienname waren neu für Louise.

„Was kann er denn so für sich allein treiben den ganzen lieben langen Tag?" fragte sie nachdenklich.

„Das mag der Himmel wissen! rief Marianne. Er schreibt wol sehr viel; denn fast jeden Tag, den Gott werden läßt, sehe ich seinen Diener mit einem Brief in der Hand bei uns vorbei und zur Post gehen."

„Und dann bekommt er auch wol viel Briefe?"

„Das weiß ich nicht! aber ich muß einmal meinen Vater danach fragen. — Es ist doch immer zum Erstaunen, daß ein so schöner junger Mann wie ein Einsiedler lebt.“

„Glogau mag ihm wol zu schlecht sein,“ sagte Louise ganz niedergeschlagen.

„Und ich kann's ihm nicht verdenken, wenn er aus Berlin hergekommen ist!“ rief Marianne.

Nach einigen Tagen trat sie mit wichtiger und zufriedener Miene in Louisens Stübchen, und sagte sogleich nach den ersten Begrüßungen:

„Louischen, so viel Briefe wie der Herr Forster bekommt, bekommt sonst Niemand in ganz Glogau! Es ist ordentlich ein kleiner Schatz für das Postamt — all dies Briefporto.“

„So? sagte Louise gedehnt. Hast Du denn Deinen Vater danach gefragt?“

„Ich fragte ihn ganz schlau, entgegnete Marianne, ob es wahr sei, daß seit einigen Monaten so viel Briefe aus Amerika hierher kämen. Aus Amerika? fragte er verwundert. Oder aus Afrika, sagte ich, und an den Herrn, der hier seit vorigem Herbst wegen eines Duels gefangen sitzt; so habe ich gehört. Warum nicht gar! antwortete der Vater; der Herr bekommt zwar Briefe in Menge, und von allen Ecken und Enden her; aber aus Europa sind sie doch sämtlich. Siehst Du, Louischen, nun wissen wir's!“

„Was wissen wir, liebe Marianne?“

„Nun, daß er sich die Zeit mit Briefen vertreibt.“

„An wen kann er denn aber schreiben, wenn sein Freund todt ist und seine Braut auch?“ fragte Louise nachdenklich.

„Vielleicht an eine andere Liebste!" rief Marianne lustig.

„O Marianne, was sagst Du da! sprach Louise mit traurigem verwerfenden Ton; er ist ja noch in Trauer um die todte."

„Nun ja! drum eben sucht er sich bei einer lebendigen zu trösten."

Diese Nachrichten, diese Scherze waren Dolchstiche für Louise. Daß Cecils trübe Sehnsucht, sein Gram, seine Gedanken einer todten Geliebten angehörten, fand sie natürlich und rührend; einer lebenden — das erregte in ihr die brennendste, qualvollste Eifersucht. Liebte er nur die Dahingeschiedenen, nur Wesen, die über der Welt wohnten, war sein Herz bei ihnen und todt — so beschied sie sich mit ihrem Loos, ihn aus der Ferne schweigend, demüthig, verborgen anzubeten. Die Todten, so lange ihr Andenken frisch und warm ist, sind unbesieglich! mit ihnen ist keine Rivalität möglich. Ist aber das Andenken kalt worden, dann sind sie schnell von der lebendigen Erscheinung nicht blos besiegt, sondern vernichtet; dann ist für sie keine Rivalität möglich. Aber die Lebenden stehen auf gleichem Fuß einander gegenüber. Das Alles fühlte Louise dunkel; nur war sie nicht im Stande sich darüber Rechenschaft abzulegen. Sie begann sich unaussprechlich elend zu fühlen. Unausgesetzt hatte sie die Empfindung, als nage Etwas an ihrem Herzen. Sie nähte und nähte, immerfort gedankenlos, seelenlos. Sie wußte nicht, wohin sich wenden mit ihrer heimlichen Qual, wußte nicht, wie sie abschütteln, wie sich von ihr zerstreuen und wodurch. Sie hatte keine Beschäftigung außer ihrem Nähzeug; keine Gesellschaft außer ihrem strengen Vater und ihrer langweiligen Mutter, die Beide

keine Ahnung von dem innern Leiden der Tochter hatten, — und freilich auch Marianne! aber sie scheute sich der lustigen kecken Marianne ihr trauriges Geheimniß mitzutheilen, umsomehr da die schon ein Paarmal gesagt hatte:

„Louischen, Du bist verliebt! ich weiß nur nicht in wen, aber ich werd' es schon herausbekommen. Schäme Dich, daß Du kein Vertrauen zu mir hast! das vergeb' ich Dir nie, nie und nie!“

Ganz entsetzt hatte Louise dann immer diesen Mangel an Vertrauen geleugnet, und auch wirklich schon versucht, der Freundin ihren Herzenszustand zu offenbaren; allein immer war es ihr, als müsse sie an dem ersten darüber gesprochenen Wort sterben. Sie hatte jezt nur einen Wunsch: einen Brief von oder an Cecil zu haben, zu lesen. Sie wußte wol, daß es Unrecht sei; doch wie sollte sie sonst erfahren, ob Mariannens Behauptung wahr sei? Sie zermarterte sich mit Planen, von denen einer so unausführbar als der andre war. Oft saß sie unbeweglich da, die Hände mit der Arbeit schlaff in den Schooß gesunken, den Kopf auf die Brust geneigt, das Auge starr, und eben so starr die Seele einem Punkt zugewendet — einem Punkt, der nie ihrem Blick entschwand, und den sie doch nie erreichen konnte. Es ging ihr wie Meeresfluten über die arme Seele fort, die nicht kämpfen noch ringen konnte, und sehr bald den festen Grund verlor. Sie war wie ein Ertrinkender, der ohne schreien zu können erstickt, und der untergeht, weil Niemand seine Gefahr ahnt. — —

O Ihr Eltern! seid aufmerksam auf Eure Töchter! wann hat es wol je so viel traurige Krankheiten, Schwermuth, Hypochondrie, Nervenschwäche, ja Irrsinn für junge Mäd-

chen gegeben, als eben jezt? wann hat sich die traurige Disharmonie in ihren inneren Zuständen fühlbarer gemacht? wann hat sich die Ausbildung einer Richtung, einer Fähigkeit auf Kosten des Gesamtwesens in betrübenderen Resultaten gezeigt, als eben jezt? Gewiß kennen wir Alle wenigstens ein solch armes junges Wesen, dessen Gaben dermaßen untereinander aus dem Gleichgewicht gekommen sind, daß die Vernunft sie nicht mehr in ihren Fugen zusammenhalten kann. Der Grund davon ist fast immer eine vernachlässigte Erziehung oder eine überreizende. Im ersten Fall wuchert die Phantasie auf dem unangebauten, und doch warmen und reichen Seelenerdreich; im zweiten wird dem Geist oder dem Talent überspannende und daher nicht ausreichende, nicht nährende Speise geboten. In beiden Fällen wird es der geringsten körperlichen Verstimmung leicht gemacht, zerrüttend auf die geistige Organisation zu wirken, und in beiden Fällen liegt das Herz brach, darbend an schönen gesunden natürlichen Gefühlen. Ist das nicht fürchterlich traurig, weil es so ganz wahr ist? —

„Wie das Mädel konfus ist! sagte der alte Müller zuweilen ganz verdrießlich, wenn Louise in Gedanken vertieft dasaß, nicht hörte, wenn man mit ihr sprach, verkehrte Antworten gab, tagelang nichts aß. Wo hast Du denn aber Deinen Kopf, dummes Ding!“ fuhr er sie dann zornig an.

„Ich weiß nicht Vater!“ rief sie geängstigt, aus ihren Träumen nur durch harte Worte in die Wirklichkeit zurückversetzt. Sie wurde immer stiller, ihr Auge immer trüber, ihr Herz immer schwerer. Es war Sommer geworden, Cecil machte Abends seine täglichen Promenaden; da saß sie

denn auf der Bank vor ihrer Thür, und sah ihn kommen und gehen. Er hatte die Trauer um Nandine mit dem Jahrestag ihres Todes abgelegt; er hatte von Guntram glückverheißende Nachrichten über seine Begnadigung und den Wiedereintritt in die Carriere bekommen. Die Flügel regten sich wieder, die Lust am Leben wachte wieder auf; die Hofnung schmolz den Gram aus der Brust und vom Antlitz, dessen Schönheit stralend hervorbrach. Das sah Louise, ohne die Ursach zu kennen.

Marianne hatte Recht! murmelte sie. Er wird wol eine Andre lieben. Aber wen? aber wo? und kann er denn so treulos vergessen? .... Wüßt' ich nur Alles ganz genau, ganz gewiß, so würde mir wieder besser zu Muthe werden. — Und all ihre Gedanken richteten sich darauf einen Brief zu lesen, der ihr Auskunft geben könne. Sie wurde wieder etwas muntrer, etwas gesprächiger. Marianne, die den Eltern gesagt hatte, Louise komme ihr krank und seltsam vor, beruhigte sich wieder, und um so leichter da die Eltern versicherten, Louise sei nur darum zerstreut und ein bischen träge, weil der Sommer so drückend heiß sei. Die frischere Luft des Frühherbstes traf mit ihrer scheinbaren Erkräftigung zusammen.

Louise wußte es so einzurichten, daß sie häufige Gänge in die Stadt thun mußte, und zwar immer zu der Stunde, wo der alte Kraft seine Briefe, welche die Berliner Post brachte, austrug. Durch große Aufmerksamkeit und viele vorsichtige Fragen hatte sie das ausgekundschaftet und die Berliner Post schien ihr besonders wichtig, weil Cecil von dort gekommen war. Sie suchte dann immer dem Kraft zu begegnen oder noch lieber ein Stückchen Weges mit ihm zu

gehen, und nach Mancherlei zu fragen, was seines Amtes und Berufs, aber doch ganz unverdächtig war. Der alte Müller hatte zwar über ihre häufigen Gänge in die Stadt als über nichtsnutzige Zeitverschwendung gezankt; doch die Mutter hatte diesmal Louise in Schutz genommen und sie mit den Worten vertheidigt: es sei gesund, sich täglich die Füße ein wenig zu vertreten, sonst steige das Blut zu Kopf, und sie selbst hätte nimmermehr 55 Jahr alt werden können, wenn sie in ihrer Jugend Louisens sitzende Lebensweise hätte führen müssen. So behielt sie denn die zur Ausführung ihres Plans erfoderliche Zeit. Manches Mal war sie schon dem Kraft in der Gegend von Cecils Wohnung begegnet, und nie hatte er Briefe für ihn! immer kam ein solcher einen Tag vorher oder nachher! Louise war schon halb muthlos geworden durch die stets wiederkehrende und stets fehlschlagende Erwartung; doch der Gedanke, daß dies die alleinzige Möglichkeit sei, um Cecils Verhältnisse zu ergründen, gab ihr Beharrlichkeit.

Eines Tages klagte ihr der Briefträger bitter, wie mühselig sein Amt mit dem wachsenden Alter werde, bei Wind und Wetter umher zu laufen, von Haus zu Haus, Treppauf, Treppab, im Zugwind zu stehen, auf die Bezahlung zu warten. Louise beklagte ihn sehr, und als sie an ein Haus kamen, wo ein Brief eine Treppe hoch abgegeben werden mußte, schlug sie ihm vor, ihn dort hinauf zu bringen. Allein er dankte ihr und sagte: So lange seine alten Beine ihn trügen wolle er seine Pflicht thun. Am andern Tage regnete und stürmte es heftig. Louise wußte nicht, sollte sie gehen oder bleiben. Es wird doch umsonst sein, sprach sie zu sich selbst; vielleicht verfehle ich Kraft bei

dem bösen Wetter, oder vielleicht ist er krank und ein Andrer trägt gar die Briefe aus, ein Andrer, den ich nicht kenne, von dem ich nichts erfahre. Aber wenn ich heute nicht gehe, so verliere ich vielleicht die einzige Möglichkeit! .... Nein, ich muß gehen! ich muß mir ohnehin schottischen Zwirn kaufen. — — — Sie warf ein Tuch um, nahm den Regenschirm, steckte den Geldbeutel ein, und lief so geschwind hinaus, als wolle sie sich jede fernere Überlegung abschneiden. Sie lief gradeswegs der Straße zu, wo Cecil wohnte, und gewahrte auch wirklich den Briefträger. Wenn ich nur nicht zu spät komme! dachte sie mit jener namenlosen Angst, die uns ergreift, wenn wir uns entschlossen haben etwas zu thun, wovon wir wol wissen, daß es Unrecht ist, wovon wir aber nicht lassen wollen und nun fürchten, daß wir es müssen. Sie ereilte den Briefträger und grüßte ihn.

„Wo kommen Sie denn her, Louischen! rief er verwundert. Es ist ja Wetter, daß man keinen Hund — sondern nur einen Briefträger herausjagt, und wenn ihm auch das Fieber in allen Gliedern steckt .... wie mir."

„Ach Gott, sagte Louise mitleidig, Sie sehen ja aus, als hätten Sie drei Tage im Grabe gelegen! Sie müssen recht krank sein."

„Freilich, mein Kind, freilich! doch wer fragt danach? Vorwärts! heißt es, da sind die Briefe! marsch! — und ich muß in jedes Wetter hinaus, und hier nun gar zwei Treppen hinauf klettern." Er blieb mit einem Päckchen Briefen in der Hand wie um sich momentan auszuruhen in der Thür des Hauses stehen, das Cecil bewohnte.

„O geben Sie her, ich lauf' geschwind hinauf! rief

Louise und nahm ihm die Briefe so hastig fort und sprang so eilig die Treppe hinan, daß er nur Zeit hatte ihr nachzurufen:

„Zwei Treppen hoch! beim Bedienten abzugeben! und 1 Thaler 10 Groschen Porto." — Dann lehnte er sich an die Wand und wartete gelassen auf ihre Rückkehr.

Louise kam auch bald zurück, denn oben hatte sie die Briefe in ihre Tasche gesteckt, das Geld aus ihrem Beutel genommen, und nun zählte sie es dem Briefträger auf, wünschte ihm gute Nacht und gute Besserung und lief pfeilgeschwind heim. Sie hatte drei Briefe an Cecil! — obwol sie nie einen Brief bekommen hatte, obwol sie unsre verfeinerte Erziehung nicht kannte, welche eine Indiscretion daraus macht, wenn man Jemand ansieht, während er einen Brief lies't — so sagte ihr doch das natürliche Rechtsgefühl, daß sie etwas Nichtswürdiges thue, indem sie fremder Leute Briefe erbreche. Aber das Verlangen, etwas über ihn, von ihm zu erfahren, und die Gewißheit, daß ihr kein andres Mittel zu Gebot stehe, überwog jede Bedenklichkeit, jede Furcht, jeden Selbstvorwurf. Sie mußte noch ein Paar Stunden scheinbar ruhig bei den Eltern zubringen, ehe die nächtliche Einsamkeit sie vor jeder Störung schützte. Während dieser Stunden waren jeder Pendelschlag der großen Wanduhr, und jeder Pulsschlag in ihren Adern, wie ebensoviel Hammerschläge, welche jede Secunde in ihr Gehirn hammerten. Um neun Uhr ging sie in ihr Zimmer wie Jemand, der von der Folter kommt, halb bewußtlos, mit gebrochenen Gliedern, abgemattet, unfähig jeder Überlegung. Wie ein Lebensmüder Gift nimmt und dazu denkt: „Das wird mich retten!" — so nahm sie die Briefe her-

vor, schnitt mit ihrem schärfsten Trennmesser den Umschlag auf der Seite auf, und zog die Blätter vorsichtig heraus. Der erste Brief war aus Magdeburg von Cecils Schwester Auguste, und voll so ausführlicher und umfassender Familiennachrichten, daß Louise meinte, nachdem sie die acht Seiten gelesen, sie kenne die ganze Familie so genau, wie sich selbst. Der zweite war aus Königsberg von Sigismund, und enthielt fast gar keine Äußerlichkeiten, sondern meistens Beziehungen auf das innere Leben, auf Schicksale, Stimmungen, Erfahrungen und Hofnungen. Louise kannte den Zusammenhang all dieser angedeuteten Momente nicht, und war nicht im Stande, Sigismunds scharfem und bezeichnendem Ausdruck so leicht zu folgen, als Augustens beschreibender Phraseologie. Nur das Eine verstand sie sehr gut, daß Sigismund die bestimmte Zuversicht aussprach, Cecil werde binnen Jahresfrist begnadigt und der Haft los und ledig werden. — Dann geht er und ich sehe ihn nie wieder! sprach sie mit dumpfer Verzweiflung halblaut, und ebenso wiederholte sie seinen Namen, diesen seltsamen, fremdlautenden, anmuthigen Namen, den sie nie gehört, nie gelesen, und der für ihn allein erfunden schien. — Der dritte Brief war noch übrig. Er sah so zierlich aus im buntbemalten Umschlag, er duftete so angenehm, daß er dem unverwöhnten Auge Louisens wie ein köstliches Kleinod erschien. Grade deshalb kam er ihr höchst gefährlich vor, und in ihn verlegte sie den Aufschluß über das was ihr am Wichtigsten war. Nachdem sie zitternd die Enveloppe aufgeschnitten, entfaltete sie mit fürchterlicher Beängstigung das äußerst fein beschriebene spiegelglatte, blumenumrankte, stark parfümirte Blatt. Es flimmerte ihr vor den Augen;

sie deckte sie mit der Hand zu, um sie auszuruhen, um sich zu fassen; dann versuchte sie zu lesen. O Jammer! er war in fremder Sprache geschrieben! Nichts verstand sie, gar nichts! nicht einmal die Überschrift „Bruxelles.“ kaum die Unterschrift „Lolly.“ Aber dieser einsame Name Lolly, aber diese fremde Sprache schienen ihr Alles zu erklären: es war eben eine ferne Geliebte! — Wer weiß denn, ob er um eine Braut getrauert hat, dachte Louise; in den Briefen seiner Geschwister ist ja gar nicht von einer solchen geredet. Er wird um seinen Freund getrauert haben, und keine Todte lieben, sondern eben diese Lolly, die eine Französin oder Engländerin — wenigstens in keinem Fall seine Schwester ist.

Das Herz drohte ihr zu brechen. Sie weinte nicht. Mit trocknen Lippen, mit brennenden Wangen, mit heißen Augen, starrte sie das Blatt an, und las darauf nichts als seinen Namen Cecil und ihren Namen Lolly. Nun ist's entschieden, murmelte sie, nun ist's gut! ich weiß was ich wissen wollte: ich weiß Eines und Alles. Cecil und Lolly. Im stumpfen Hinbrüten durchwachte sie die Nacht. Als der Tag graute, als die Mutter anfing im Häuschen umher zu tappen, da weckte die knarrende Küchenthür Louise aus ihrer Seelenerstarrung. Es war ja Unrechts genug, die Briefe gelesen zu haben, unterschlagen durfte sie sie nicht, Krafts wegen; das sagte sie sich instinktmäßig. Sie klebte mit Gummi vorsichtig den feinen Schnitt zu, nachdem sie alle Blätter genau in die Umschläge zurückgeschoben; und dann verwahrte sie sie in ihrer Tasche. Zur gewöhnlichen Stunde der Briefvertheilung wollte sie sie abgeben.

Als sie im Begriff war, Krafts gestriger Weisung gemäß, die zweite Treppe hinaufzusteigen, flog es ihr wie ein

Blitz durch den Kopf, doch lieber zu Cecil selbst zu gehen, ihn zu sehen, mit ihm zu sprechen .... zum ersten, zum einzigen Mal. Sie klopfte an die erste beste Thür. Cecil rief Herein! Sie trat ins Zimmer und blieb an der Thür verzagt stehen. Cecil saß am Schreibtisch; er trug einen Hausrock von schwarzem Sammet. Er blickte lebhaft auf, fixirte Louise mit seinen großen glänzenden Augen und fragte ein wenig verwundert aber freundlich:

„Was wünschen Sie?"

Bezaubert von seinem Blick, von seiner Stimme, blieb Louise stumm und unbeweglich. Sie konnte nicht antworten, denn sie hatte nichts verstanden; sie sah und hörte nur wie hinter einem goldnen Schleier. Sie fuhr auf und kam zur Besinnnng, als Cecil mit starker Stimme und strengem Blick sprach:

„Nun? was wollen Sie? reden Sie."

Sie murmelte ein Paar unverständliche Worte und, zog die Briefe hervor. Cecil stand auf, nahm sie und fragte:

„Wie kommt denn das? ist der Briefträger krank?"

„Ja, antwortete Louise, gestern schon! .... und die Briefe hätten auch schon gestern abgegeben werden müssen. Nehmen Sie es nicht übel."

„Es thut nichts! sind Sie die Tochter des Briefträgers?" sagte Cecil gütig.

„Ja ..... o Gott" .... stammelte Louise.

„Die kleine Verspätung ist unwichtig; sein Sie darüber ruhig!" sagte er freundlich, und gab ihr das Postgeld.

Sie hätte sich gern vor ihm niedergeworfen und um Vergebung gebeten für ihre Schuld, ihre Thorheit, ihre Lüge; doch sie wagte es nicht! er stand so groß, so gebiete-

risch vor ihr. Nur als sie das Geld nahm, bückte sie sich, küßte flüchtig seine Hand, sagte beklommen: „O, ich danke," und war rasch zur Thür hinaus.

Cecil dachte: Wie diese Leute eingehetzt sind in der Pünktlichkeit! das arme Ding war ja in Todesangst über die Unordnung ihres Vaters. — Dann setzte er sich bequem im Lehnstuhl zurecht und las mit großem Behagen seine Briefe ohne im Geringsten den wahren Zusammenhang zu ahnen.

Als Louise zurückkam, sank sie erschöpft auf's Bett, und streckte sich müde und lang aus — wie zum Sterben. Es war aber doch gar nicht die Stunde um schlafen zu gehen, und die Eltern fanden dies Benehmen höchst befremdlich.

„Bist Du krank?" fragte der alte Müller barsch.

„Nein!" sagte sie, immerfort ganz unbeweglich und mit geschlossenen Augen auf dem Bette liegend.

Er rüttelte sie rauh am Arm; sie veränderte ihre Stellung nicht. Er hatte Lust sie zu schlagen; die Mutter meinte, sie möge doch wol krank sein, und da dürfe man ihr nichts zu Leide thun. So blieb Louise denn liegen bis am andern Tage zu der Stunde, wo Cecil vorüber zu gehen pflegte. Da stand sie auf, setzte sich an's Fenster, wartete auf sein Kommen und Zurückkommen, und sank dann wie in Lethargie auf ihr Bett zurück. Sie sprach nicht, antwortete nicht; beschäftigte sich nicht. Der Vater war heftig erzürnt und wollte sie strafen und züchtigen, damit sie wieder zur Besinnung käme; die Mutter wollte das nicht zulassen, und fürchtete sich doch vor der Tochter. Endlich kam Marianne; doch auch ihr Zuspruch machte nicht den geringsten Eindruck auf Louisen. Marianne war bereits drei Stun-

den bei ihr gewesen, und sie hatte nicht mit der Wimper gezuckt, nicht den kleinen Finger geregt. Da schlug es ein Uhr. Sie erhob sich, setzte sich auf ihren Platz im Fenster und starrte hinaus. Als sie einen gewissen Schritt hörte, wurde sie aufmerksam, und als sie Cecil gewahrte, flog ein heller Glanz durch ihr trübes Auge. Sie bog sich vor um ihm so lange wie möglich nachzuschauen, immer mit stralendem Antlitz. Nachdem er verschwunden war, wich der freudige Ausdruck und machte einem völlig stumpfsinnigen Platz. Eine Stunde später wiederholte sich genau dieselbe Szene, nur mit dem Unterschied, daß Louise nun das Fenster verließ und sich wieder aufs Bett streckte. Marianne hatte Alles genau beobachtet, und die traurige Wahrheit dämmerte in ihr auf. Sie kam mehre Tage hinter einander wieder, und wurde immer mehr darin bestärkt. Darauf ging sie zum Arzt, der ihren Vater kürzlich behandelt hatte, vertrauete ihm ihre Muthmaßungen, und führte ihn zu Louisen. Deren Eltern wollten nichts von einem Arzt wissen, der nun einmal vom gemeinen Mann fast durchgehends mehr als der Tod gefürchtet wird. Doch Kraft, der eben genesen war und Vertrauen zu seiner Behandlung gefaßt hatte, redete dem alten Müller so dringend zu, und machte es ihm zu einer solchen Gewissenssache, daß er die ärztliche Behandlung nicht von Louisen abweisen durfte. Und so ergab es sich denn bald, daß das Licht der Vernunft und die Kraft des Willens sie verlassen hatten. Sie blieb immer ruhig, unschädlich, sittsam; sie war nicht sowol in Wahnsinn als in Blödsinn verfallen; nur während der zwei Minuten, wo sie täglich Cecil durchs Fenster sah, wurde ihre Seele halb wach; übrigens schien sie zu schlafen.

Der Arzt ging zu Cecil und sagte ihm nach ärztlicher Weise unumwunden, wovon es sich handle: das Mädchen habe den Verstand verloren durch ihn oder aus Liebe zu ihm — und was er davon wisse. Cecil erwiderte, das müsse wol ein arges Mißverständniß sein, denn er habe wie ein Karthäuser gelebt, Niemand kennen gelernt und wisse nichts von einer Louise Müller, oder einer Thorschreibertochter. Als der Arzt ihn fragte, wie und wo er seine täglichen Promenaden mache, antwortete Cecil ruhig:

„Herr Doctor, Sie thun diese Frage aus Menschenliebe für Ihre beklagenswerthe Patientin, und darum will ich Ihnen auch sehr gern und aufrichtig Rede stehen. Nur aber muß ich Sie dringend bitten, den Verdacht eines alltäglichen Liebeshandels von Hause aus schwinden zu lassen, denn er würde Sie befangen machen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Person nicht kenne, von der Sie reden.“ — Dann erzählte er dem Arzt von seinem einsamen, regelmäßigen Leben, seinen Beschäftigungen, seinen Gewohnheiten mit der Ruhe eines Menschen, der sich auf keine Weise das Unglück eines Andern vorwerfen darf. Sie sprachen lange zusammen, und schließlich bat ihn der Arzt, seine Spaziergänge vor der Hand in einer andern Richtung zu machen.

Als Cecil am nächsten Tag nicht zur gewohnten Stunde vorbeiging, blieb Louise vielleicht zehn Minuten in der Stellung einer Lauschenden, Wartenden. Dann schrie sie hell auf: „Er ist fort!“ und sank zu Boden. Sie war ohnmächtig. Der Arzt, der bei dieser Szene gegenwärtig war, hofte auf eine Krisis. Aber Louise erwachte nur zum ani=

malischen Leben, nicht zum Bewußtsein. „Cecil und Lolly!“ wiederholte sie einige Mal und verstummte dann wieder.

Der Arzt ging nachdenklich zu Cecil und sagte: „Entschuldigen Sie meine Fragen, die Ihnen lästig, zudringlich, unnütz erscheinen müssen, und zu denen mich doch warlich nur ein Interesse der allerernstesten Art veranlassen kann. Heißen Sie Cecil?“

„Ja!“ entgegnete der.

„Und wer ist .... ich bitte Sie — wer ist Lolly?“

„Die einzige Lolly, die ich kenne, erwiderte Cecil höchst befremdet, ist meine Cousine.“

„Und in welcher Verbindung stehen Sie mit ihr?“

„In der freundschaftlichsten, und in einer lebhaften Correspondenz.“

„Nun sehen Sie! diese beiden Namen, Cecil und Lolly, hat die Louise Müller vorhin viermal wiederholt.“

„Herr Doctor, Ihre Patientin scheint mir nicht sowol geisteskrank als clairvoyante zu sein.“

„Es fehlen alle Symptome des magnetischen Schlafes, doch keines des Irrsinns,“ entgegnete kopfschüttelnd der Arzt.

Cecils Neugier war lebhaft erregt. Er glaubte dennoch an den Zustand des Hellsehens bei der Kranken, und wünschte sie zu sehen. Der Arzt wußte nicht, welchen Eindruck seine Erscheinung auf sie machen würde, und erlaubte es nicht: als aber ihr Stumpfsinn mehre Tage hindurch ganz gleich blieb, da glaubte er, daß Cecils Anblick durch die Überraschung der Freude vielleicht wolthätig auf sie wirken könne. Er nahm ihn mit. Dann ging er zuerst zu Louisen hinein und sagte:

„Wachen Sie auf! Cecil kommt.“

„Nein, antwortete sie ganz vernehmlich, er kommt nicht, er ist fort, zu Lolly. Cecil und Lolly.“

Auf einen Wink des Arztes trat Cecil ein. Aber Louise erkannte ihn nicht mehr. Für sie war er fort und bei Lolly. Cecil hingegen erkannte in ihr höchst überrascht die Briefträgertochter, die ihm einmal Briefe gebracht, und ängstlich wegen der Verspätung um Verzeihung gebeten hatte. Er sagte das dem Arzt. Man forschte nach, man fragte, man zog Kraft zur Rechenschaft, und so kam man denn ungefähr zur Wahrheit; — umsomehr, da Marianne in Trauer und Thränen aufgelös't erklärte: sie habe schon seit Monaten eine beklemmende Veränderung, eine starre Verschlossenheit und Einsylbigkeit an Louisen wahrgenommen, und ihr oft im Scherz gesagt: sie sei heftig verliebt. Louise habe das immer geleugnet. Doch sie sei jezt wie von ihrem Leben überzeugt, daß Louise an ihrer unseligen Liebe für Cecil erkrankt sei.

Und so war es wirklich. Sie genas nicht wieder. Als der chimärische Stab zerbrach, um den sie ihre Liebe geschlungen hatte, da fiel diese zu Boden und in den Staub wie wilde Ranken, denn die Phantasie hatte nichts mehr, woran sich zu knüpfen, und sie allein hatte diese Liebe alimentirt. Wer mit seinem Herzen lebt, verfällt schwerlich in diese Geistesnacht. Im Herzen wohnt der Glaube, die Klarheit, die Kraft. Es kann zittern, leiden, entbehren, brechen in seinen Qualen und Schmerzen; aber ungestört flammt das Seelenlicht über ihm, wie ein ewiges Lämpchen über einem Grabmal. Das Herz ist der Schwerpunkt im menschlichen Wesen; dieses hält aus und zusammen, so lange die Fähigkeiten sich dort conzentriren, von dort aus sich

verbreiten, wie aus einer Quelle im Gebirg die Bäche ins Thal hinabrieseln. Bekommt irgend eine andere Fähigkeit die Oberhand, so wird das Gleichgewicht leicht verrückt und kann, wenn es auf die Spitze getrieben wird, in gänzliche Störung der innern Harmonie ausarten.

Cecil war zerschmettert durch dies Ereigniß, dessen allendlichen Ausgang er nicht mehr in Glogau erlebte. Er litt fürchterlich und auf jede Weise. Sein gesundes Gefühl litt an dem nicht wegzuräsonnirenden Schmerz, daß er, schuldlos wie der Wanderer im Gebirg, durch seinen Schritt die Lavine gelös't, die eine solche Verheerung gestiftet hatte. Sein Stolz litt durch die Muthmaßungen, an denen die Welt so reich ist, und die ihm auf keine Weise, nicht einmal von den besten Freunden gespart wurden: inwiefern er an dieser Katastrophe Schuld sein möge. Seine Eitelkeit litt durch den Gedanken: Andre könnten es für möglich halten, daß er, der elegante, verwöhnte, feingebildete Mann zu einem Liebesverhältniß der allerinferiörsten Art herabgestiegen sei, ja sogar es nicht verschmäht habe, einer so grundhäßlichen Person und aus der letzten Classe des Volks den Kopf zu verdrehen. Wäre sie wenigstens schön gewesen! — So aber fühlte er sich gekränkt bis zur Beleidigung, und sein Zorn über die Verkehrtheit des Mädchens überwog tausendfach sein Mitleid. Dieser Zorn sprach sich in Äußerungen der tiefsten Bitterkeit über sein Schicksal aus, und die Seinen fingen an, ihn als einen zum Unglück Prädestinirten zu betrachten, dessen glänzende Gaben ein neidisches Geschick und das Glück, das nur dem Unbedeutenden hold ist, — wider ihn selbst kehrten.

Aber das Schicksal erzieht den Menschen anders, als der

Vater das Kind. Der spricht: „Böses Kind, Du hast Deine Lection nicht gelernt; — dafür mußt Du nacharbeiten. Du hast genascht; — dafür mußt Du fasten. Du hast gelogen; — dafür bekommst Du auf die Finger.“ Vergehen und Strafe folgen sich unmittelbar wie Blitz und Donnerschlag, damit das Kind ihren innern Zusammenhang fasse. Das ist nicht nöthig für den reiferen, an das Nachdenken gewöhnten Menschen, der die Wege des Lebens versteht, und daher sehr wol weiß, daß, wenn er hier in eine Schlucht gestiegen oder gestürzt ist, er da oder dort, so oder anders, sich wieder aus ihr herausarbeiten muß. Zu ihm spricht das Schicksal mehr in Warnungen, in Mahnungen, in indirecten Weisungen, als in jener primitiven elterlichen Weise. So kommt es denn oft, wenn trübe Ereignisse, große Schmerzen über uns einbrechen, daß wir fast vorwerfend zum Schicksal, oder zum Lenker der Schicksale, zu Gott, aufblicken und mit lauter Klage oder stummer Bitterkeit fragen: Woher kommt mir das? wodurch hab' ich das verschuldet? — ohne daß wir in der Gegenwart, sogar in der Vergangenheit nicht immer, den Grund davon entdecken können. Dennoch besteht immer ein geheimer Zusammenhang zwischen solchen scheinbar räthselhaften Ereignissen und uns selbst, möge dies Selbst nun Handlung, Wesenheit, Character, Erscheinung, oder das Alles zusammen sein. Dennoch müssen wir immer früher oder später erkennen, daß solche unvorhergesehene und unberechenbare Erlebnisse — Schickungen sind; warnende, trauernde, rächende, segnende Boten, die uns zur Einkehr in uns, zum Rückblick auf uns mahnen sollen. Wohl dem, der sie nie mißverstanden hat!

Cecil kam nach Berlin zurück. Der Minister wollte nicht,

daß man sagen, daß Cecil selbst glauben dürfe, er habe nur den künftigen Schwiegersohn in ihm protegirt; er gab ihm die Secretärstelle bei der Legation in Frankfurt. Auf der Reise dahin sah Cecil seine ganze Familie wieder; seine Mutter, all' seine Geschwister, die geliebte Pflegemutter mit ihrem Mann und ihren Töchtern. Doch er war der Alte nicht mehr, der fröhliche Jüngling nicht, der vor einigen Jahren so glücksgewiß, so zukunftsfreudig nach Italien zog. Er war damals im Beginn der Lebensreise, ganz frisch, ganz muthig, ganz unverwundet. Ein solcher Moment hat noch für Niemand lange gewährt. Das Erste, was sich an ihn hängt und unzerstörbare Schatten oder Narben auf ihn wirft, ist der Ballast der Erinnerungen. Stark und unermüdlich kann man mit ihnen gehen; — aber man fliegt nicht mehr. Golden oder eisern, Ketten sind sie immer!

In seiner Familie fühlte Cecil sich gar nicht heimisch. Sie waren Alle in Magdeburg versammelt bei seiner Schwester Auguste. Die war ihm zu pretentiös! sie hatte gewisse kleine, sogenannte elegante Manieren angenommen, die ihm in ihrer Stellung und ihren Verhältnissen lächerlich vorkamen. Er suchte ihr beizubringen, sie sei noch mit nichten elegant, weil sie ein Sammtkleid hätte und es etwa zweimal im Winter anzöge, und weil sie ihre schönen gestickten und mit Spitzen besetzten Pelerinen Abends umhinge, wenn sie Besuch erwarte, während sie den ganzen Tag nur einen Foulard um den Hals knüpfe. Dergleichen Äußerungen mißfielen ihr sehr, denn sie that sich ein wenig darauf zu gut, gute Wirthin zugleich und elegant zu sein; und er setzte diese letzte Eigenschaft beträchtlich in Zweifel. Mit seines Schwagers zuweilen etwas barschen Scherzen und seinen

vertraulichen ungeglätteten Manieren befreundete er sich noch weniger, obgleich dessen gute Laune ihm gefiel. Sigismund imponirte ihm jezt wie einst durch seinen ruhigen Character, durch seine ernste Richtung, durch sein einfaches Streben, ein tüchtiger Mensch grade auf der Stelle zu sein, die er einnahm, — während er selbst hauptsächlich auf der Stelle, die er dereinst einnehmen würde, sich glänzend bewähren wollte. An den Glanz dachte Sigismund nie, Cecil immer. Zur Sympathie gehört Gleichheit der Charactere; die der Neigung, der Ansichten kann sie entbehren. Bei den Brüdern war es grade umgekehrt! sie begegneten sich wol in allgemeinen gleichartigen Ansichten, aber sie nahmen nicht denselben Standpunkt ein.

„Mein Bewußtsein — das ist mein Glück!“ sprach Sigismund; und Cecil sagte:

„Auch mein Glück ist eins mit innerer Befriedigung; aber sie muß auf äußern Erfolg sich basiren, sonst spielt man leicht Comödie mit sich selbst, und hängt sich an den Schatten statt an das Wesen.“

„Nicht doch! erwiderte Sigismund, der Erfolg ist oft, meistentheils sogar, nur der Schatten des Wesens, und was ich gewollt, nicht was ich erreicht habe, ist mein Glück.“

„Vollbringen — ist das meine,“ sprach Cecil.

„Wer hat vollbracht?“ fragte Sigismund.

„Der, welcher mit allen Kräften gestrebt hat.“

„Mit allen? nein, Bruder! nur mit den guten.“

„Auch die bösen können nützlich dienen, wenn sie unterworfen, gezügelt, beherrscht werden, wie die Galeerensclaven im Bagno“ . . . . —

„Wo die Aufsicht so mühselig ist, daß jener Nutzen sie nicht aufwiegt.“

„Du strebst nach einer idealen Glückseligkeit, Sigismund, die in der Welt nicht zu realisiren ist.“

„Und Du, lieber Cecil, nach einer realen, die es gewiß ebensowenig ist.“

Die gute sanfte Mutter hatte die Ehrfurcht, welche sie ehedem vor ihrem Mann gehegt, in geringerem Grade auf ihre Söhne übertragen, die für sie Orakel waren — und zwar so, daß Derjenige, welcher zuletzt mit ihr sprach, immer Recht hatte. Sie stellte sich vor, was sie selbst leiden würde, wenn Cecils Schicksale sie getroffen hätten. Sie würde sie nicht überlebt haben! und so behandelte sie ihn wie einen Menschen, der todtkrank in der Seele ist. Aber das ermüdete Cecil, der sich in der Gegenwart stark machen wollte gegen die Vergangenheit. — Sein jüngster Bruder seine Schwester Sophie waren ihm im Grunde ganz fremd, neue Bekanntschaften, die ihm der Natur nach alt und vertraut hätten sein müssen. So kam es, daß er sich im Kreise der Seinen doch nicht aus vollem Herzen wol befand; aber sie hatten Nachsicht für ihn, weil sie Mitleid mit ihm hatten; und so blieb er in ihren Augen was er gewesen war: ein Diamant, der noch nicht die rechte Fassung gefunden hatte.

Bei seiner Tante war es anders! da fühlte er sich heimisch. Sie ließ Saiten in ihm erklingen, die sonst immer, allen Menschen gegenüber und allen Schicksalen, stumm waren. Er hatte Vertrauen zu ihr, das höchste: er fürchtete sich nicht, mit Fehlern und Fehltritten von ihr gesehen zu werden.

„Du hast keine Liebe, Cecil!“ sagte sie traurig nach

einer stundenlangen, aufrichtigen Mittheilung von seiner Seite, über Alles was er in diesen vier Jahren erlebt hatte.

„Wo soll ich sie finden, Herzensmutter?" fragte er.

„Nicht außer Dir, Cecil, mußt Du sie suchen, in Dir, mein Kind! — Wärme, Hingebung, Selbstentäußerung muß man haben, wenn man nicht im Egoismus erstarren will; die Liebe mein' ich. Dein Herz ist umpanzert! es hat nie gelitten; nicht um Fiamma, die Nandinens wegen vergessen ward; nicht um Nandine, die für Dich in späteren Ereignissen untergegangen ist. Höchstens das Weib hast Du in ihnen geliebt, das Glück, welches sie Dir gaben oder versprachen; nicht den Menschen, nicht Deines Gleichen, berechtigt zu den Foderungen an Dich, welche Du an sie gemacht."

„Muß man denn durchaus von der Liebe beseligt und zerschmettert werden?" rief Cecil.

„Vielleicht . . . . um ganz entwickelt zu werden. Ich weiß es nicht, denn ich war nie weder das eine noch das andre. Aber das weiß ich: die Liebesfähigkeit muß man sorgsam in sich pflegen, und dazu hilft mächtig die Liebe für ein Wesen. Die Welt und die Bestrebungen in ihr machen das Herz kalt. Die Liebe erwärmt es wieder — aber eine andre Liebe als Du je gekannt hast."

„So beklage mich, Mutter!" sprach Cecil finster.

„Du solltest heirathen; sagte sie nach einer Pause. Die nächsten und innigsten Bande, die Ehe, die Sorge für Frau und liebe Kinder, üben zuweilen den segenvollsten Einfluß."

„Eine ganz neue pädagogische Maßregel, Herzensmama! rief Cecil scherzend, setzte aber sogleich ernst hinzu: Und

würdest Du mir gern eine von Deinen Töchtern zur Frau geben?"

„Darauf muß ich mich besinnen," sprach sie lächelnd.

„Nein! rief er, besinne Dich nicht und gieb mir keine, wie es jezt Dein unwillkürliches Gefühl ist! Die Frauen begehren zu viel in der Liebe .... ach, ich mögte fast sagen: sie geben auch zu viel! und geben doch nicht das Eine, das Beseligende: die goldene Fessel, welche durch Befriedigung Glück bringt, und nicht Langeweile, nicht Leere noch Öde, wie das gewöhnlich der Fall ist. Ich kann nicht genug lieben um zu heirathen. Nie hat die Liebe mich ganz erfüllt, mein ganzes Wesen so in Anspruch genommen, um über sie die Verhältnisse zu vergessen" .... —

„Nie die Deinen! unterbrach sie ihn ernst, aber wol die der Geliebten; z. B. Fiammas! das sagt' ich ja vorhin."

Cecil erröthete flüchtig und sagte: „Du bist unerbittlich streng, Mutter! wo ist das Leben, das ohne einen Vorwurf der Art wäre?"

„O ich weiß, sagte Frau Forster traurig, daß ein solcher Vorwurf auf Euch wie ein Sandkorn, auf uns wie ein Felsen lastet. Aber eben weil die Welt Euch nicht straft, müßtet Ihr, dächte ich, um so strenger gegen Euch selbst sein. Wie wird das werden, Cecil? Du trittst jezt ganz unabhängig ins Leben; Du hast die innere und äußere Selbständigkeit erlangt, welche Dir bis jezt fehlten; Du bist gereift durch Erfahrungen und Schicksale aller Art; Du hast — wenn nicht Manches erreicht, doch Manches überwunden, und das giebt vielleicht eine höhere Befriedigung; Du besitzest schöne glänzende Gaben; — und ich habe doch kein Vertrauen zu Deiner Zukunft."

„Und mit Recht! mir fehlt das Glück.“

„Das sagen Alle, welche die himmlische Blüte des Glücks nicht zu pflegen verstanden.“

„Und welche Pflege begehrt es denn, wenn die unablässigen Bestrebungen meiner ganzen Jugend, meines halben Lebens, es nicht zu entfalten vermogten?“ rief Cecil aufgeregt.

„Es begehrt Liebe, Cecil! sprach sie sanft; Liebe für die Creatur, für das Geschöpf Gottes. O, Cecil, die mußt Du lernen! liebe Gott, liebe die Menschen oder einen Menschen — liebe nur etwas Andres als Dich selbst, mein Sohn.“

„Und wird es dann keinen Schmerz, keine Enttäuschung, keine Verblendung, keinen Tod mehr geben? und wird dann das Herz weniger leiden und nicht brechen?“

„Nein, sagte sie, es wird leiden, es kann brechen — aber in der Hand Gottes, mein Sohn!“

3. Der Mann.

Es war zwei Jahre später, als Cecil eines Abends in Frankfurt durch die neue Mainzerstraße ging und die Fenster eines gewissen Hauses erleuchtet sah. Frau von Werden ist also zurückgekehrt, dachte er, vielleicht nimmt sie schon wieder Besuch an. Er ließ sich melden und ward angenommen. Frau von Werden empfing ihn in Trauerkleidern. Sie war den Vierzigen nahe, nicht schön mehr, auch nie schön gewesen. Sie hatte jene conventionelle Grazie des Salons, welche man gute Manieren nennt, und welche in der Gesellschaft höchst angenehm ist. Denselben Zuschnitt hatte auch ihr Verstand, ihre Bildung. Alles war für den Salon berechnet, aber durch lange Gewohnheit und feinen Tact zur zweiten Natur geworden, so daß der Umgang mit ihr leicht und angenehm, wenn auch nicht anregend war. Reich, und seit einigen Jahren Wittwe, lebte sie in Frankfurt, wo ihr Mann Geschäftsträger eines kleinen Bundesstaates gewesen war. Cecil hatte sie gern. Er athmete leicht in dieser leichten Atmosphäre. Bei diesen abgeglätteten, zierlichen Naturen fühlte er sich vollkommen im Gleichgewicht, und das that ihm wol. Er strebte dahin es nicht zu verlieren.

„In Trauer find' ich Sie, gnädige Frau, sagte er erschreckt; um's Himmels Willen! Ihre Frau Tochter“ ... —

„Meine Tochter befindet sich wol, Gottlob! ich habe immer gute Nachrichten von ihr, und erst im Sommer erwartet sie ihre Entbindung. Sie sehen mich aber in Trauer um meinen Bruder.“

„Sie hatten einen Bruder! rief Cecil höchst befremdet, und nie hörte ich von ihm.“

„Das war auch besser, denn Sie würden nur Trauriges von ihm gehört haben. Meine Familienleiden und Freuden mache ich nicht gern zum gleichgültigen Gespräch. Meines armen Bruders trübes Leben hat ein leichter Tod, der Nervenschlag, beendet. Ein Courier brachte mir die Nachricht, und zugleich die, daß meine Schwägerin tödtlich erkrankt sei. Da setzt' ich mich augenblicklich in den Reisewagen und fuhr zu ihr. Gestern Abend bin ich zurückgekommen.“

„Und weder von Ihrer Abreise noch von Ihrer Heimkehr geben Sie uns die geringste Kunde!“

„Wie gesagt, die Abreise kam zu plötzlich und was die Heimkehr betrift, so hat meine Schwägerin mich begleitet, und ich wollte ihr in den ersten Tagen und am fremden Ort nicht gleich fremde Menschen vorführen.“

„Der Tod des Gemals und eine gefährliche Krankheit können wund genug machen um jede Schonung zu verdienen; aber ein Lebenszeichen hätten Sie uns doch während dieser langen vier Wochen geben können, gnädige Frau, umsomehr da Ihre Frau Schwägerin Sie auch jezt vermuthlich unserm Kreise entziehen wird.“

„Das denke ich nicht, sagte Frau von Werden. In die

Gesellschaft können wir freilich nicht gehen, aber es wäre mir sehr angenehm, wenn ich meiner Schwägerin durch einen kleinen ihr zusagenden Kreis etwas Zerstreuung bereiten könnte. Sie ist der Welt entfremdet; das thut nie gut! das exaltirt die Gefühle und giebt dem Herzen eine Spannung, die ihm auf die Dauer weh thut."

Während sie so sprach, hatte sich Cecil unwillkürlich das Bild einer sentimentalen Landedelfrau zusammengesetzt, und dachte bei sich selbst, daß dadurch der Umgang mit Frau von Werden beträchtlich unerfreulicher werden dürfte. Da öfnete sich eine Thür, und in ihren langen, schleppenden Trauerkleidern trat Renata ein.

„Meine Schwägerin, Gräfin Dobenegg," sagte Frau von Werden, während Cecil aufstand, Renata zu grüßen.

„Wir kennen uns," sagte Renata kalt, ungefähr mit dem Ausdruck, den sie damals in Ratibor hatte.

„Desto besser! sagte Frau von Werden. In einer fremden Umgebung ist nichts so unbehaglich als all' die fremden Gesichter."

„Ja," sagte Renata, schlug die Arme übereinander, lehnte sich im Sopha zurück, senkte den Kopf und schien ganz abwesend mit dem Geist zu sein.

Cecil war stumm vor Freude und Überraschung. Renata hier! Renata Wittwe! Er sagte kein Wort, aber ihm war zu Muth, als gewinne er eine neue Ansicht der Zukunft. Da sie sich gar nicht um ihn bekümmerte, keine Sylbe sprach, auf keine Weise an der Unterhaltung Theil nahm, die sich zwischen ihm und Frau von Werden fortspann: so hielt er es für das Beste, sich ihr nicht mit seinen Erinnerungen zu nähern; und als ihm plötzlich der schöne Ungar

in Wien einfiel, hatte er keine Lust mehr es zu thun. Über Alles, was in diesen vier Wochen geschehen und gesagt worden war, stattete Cecil an Frau von Werden einen launigen, mit eigenen Randglossen versehenen Bericht ab, ohne jedoch in den Ton der Munterkeit zu verfallen, der den Trauerfloren gegenüber unpassend gewesen wäre. Da er aber überzeugt war, daß die Herzen nicht diesen Flor trugen, so schien ihm jene Rücksicht genügend. Auf einmal stand Renata auf und verließ das Zimmer ebenso lautlos, als sie gekommen war.

„Warum geht die Gräfin? bin ich ihr störend?“ fragte er.

Frau von Werden machte ihm mit der Hand ein Zeichen zu schweigen, und sagte dann: „Ich bitte, bekümmern Sie Sich gar nicht um meine Schwägerin. Sie hat in ihrer Einsamkeit und durch ihr Schicksal gewisse eigenthümliche Allüren bekommen. Sie ist scheu wie ein Reh, das man nur zähmen kann, indem man es ungestört gehen und sich an fremde Umgebungen gewöhnen läßt.“

Diesen Vergleich fand Cecil höchst unpassend, eingedenk Renatas Erscheinung bei ihrer Schwester und in Wien, und er sagte:

„Gnädigste Frau, Sie müssen Gräfin Dobenegg genauer kennen als ich; daher wag' ich keinen Widerspruch, nur die Bemerkung, daß sie mir früher nicht den Eindruck einer scheuen Weltunkundigen gemacht hat, sondern den einer Königin, die auf einen Wink bald allein, bald umringt sein will.“

„Und wo haben Sie meine Schwägerin so gesehen?“

„Letzteres in Wien, ersteres in Schlesien bei ihrer Schwester."

„Bei der Diane? unterbrach ihn Frau von Werden lebhaft, o! da bitte ich Sie herzlich, erwähnen Sie nicht Dianens gegen meine Schwägerin. Das ist ihr eine fürchterliche Erinnerung."

„Und weshalb, um Gotteswillen! das ist ja Alles so räthselhaft!" rief er befremdet.

„Wissen Sie denn nicht, sagte Frau von Werden geheimnißvoll, daß die arme Diane davongegangen ist?"

„Unmöglich!" rief er entsetzt, eingedenk seiner eigenen flüchtigen Neigung für die liebliche Diane.

„O, es ist leider ganz wahr und ganz bekannt, und ich erstaune nur, daß Sie nichts davon hörten. Vor mehren Jahren schon ging sie von ihrem Mann fort, und zwar mit dem Hofmeister ihrer Stiefsöhne, den sie auch geheirathet hat. Die Einen sagen, daß sie aus Leidenschaft für diesen jungen Menschen — die Andern, daß sie aus heller Langerweile diesen Schritt gethan hat, durch den sie gänzlich mit ihrer Familie zerfallen ist, so daß man nur wie einer Todten ihrer gedenkt. Sprechen Sie nicht zu meiner Schwägerin von Dianen: Sie thun ihr weh."

Ach, ihm selbst that diese Nachricht weh! Er gedachte Dianens wie er sie vor Jahren gesehen, tändelnd, umherflatternd, vogelleicht und vogelmunter in dem großen, ernsten Zimmer von Schloß Regensberg, mit den dunkelrothen Damasttapeten und dem deckenhohen Spiegel; die Kinder neben ihr, die nicht ihre eigenen waren, und der Mann, der ihr Gemal war! nicht neben ihr. Wie natürlich, daß

es so kam, und wie traurig, daß grade dies Wesen in diese Verhältnisse gerathen mußte!

Cecil sprach noch etwas mit Frau von Werden über all' die Schmerzlichkeiten, die man erlebt, blos dadurch daß man lebt, daß man aus einem Jahr ins andre tritt und von Zeit zu Zeit einen fragenden Blick auf die Menschen wirft, die man hier und da und dort in der Welt mehr oder weniger flüchtig gekannt hat. Jünglinge, von denen man die glänzendsten Hofnungen hegte, findet man als die alleralltäglichsten Männer wieder; engelsliebliche Mädchen, als höchst gewöhnliche Frauen; bezaubernde Frauen ruinirt von Leidenschaften; hier zerrissene Verhältnisse; da — mit dürftiger Künstlichkeit zusammengeklebte, welche Andere hintergehen sollen, ohne es zu können; dort den Tod in allen Gestalten, Tod des Leibes, des Glückes, des Herzens, der Hofnung; überall, wenn's hoch kommt, wenn das Schicksal ganz besonders günstig gewesen, eine mittelmäßige Entwickelung; und dies Alles nicht ausnahmsweise für einen Beklagenswerthen, sondern als das Loos der ganzen Menschheit.

„O schweigen Sie! rief Frau von Werden; man darf diese Bilder nicht zu nah beschauen; sie machen muthlos, und wir sollen frisch und stark sein, wir, die wir nicht durch ungewöhnliche Heimsuchungen geknickt sind."

„Gnädige Frau, entgegnete Cecil mit traurigem Lächeln, die Glücklichen nennen schon das eine ungewöhnliche Last, was wir Andere als eine alltägliche tragen."

„Sie machen mich aber melancholisch! rief Frau von Werden fast ungeduldig, und ich will und darf es nicht sein, um dem trüben Sinn meiner Schwägerin das Gleichgewicht zu halten."

„Grämt sie sich so tief um den Tod ihres Gemals? dann ist sie glücklich, weil sie wenigstens Erinnerung des Glücks hat, sagte Cecil bitter. Grämt sie sich um . . . . etwas Andres, so mag ihr Leben ja wol jezt eine neue Wendung nehmen. In keinem Fall sehe ich Grund zum Trübsinn, in welchem sich manche Damen über die Gebühr gefallen.“

„O, meine Schwägerin ist ein edles Herz!“ rief Frau von Werden mit einer Wärme, die bei ihr doppelt auffiel, weil sie sich selten ihr hingab. Cecil aber ging fort, ernst, gedankenvoll über die beiden Schwestern, an die er so überraschend erinnert worden war.

Renata lebte bei Frau von Werden, aber nicht mit ihr. Sie erschien zwar zu den Stunden, wo man sich in einem Hause zu versammeln pflegt, doch sie blieb theilnahmlos und einsylbig in der Unterhaltung, und sprach fast nur dann, wenn man gradezu das Wort an sie richtete. Sie langweilte die Menschen; man hörte auf, sich mit ihr zu beschäftigen; sie merkte es nicht. Sie war paralysirt unter der Last eines ungeheuern Schmerzes, und wie alle Personen, die an die Einsamkeit gewöhnt sind, verstand sie nicht die Maske vorzulegen, welche die Weltgewohnten mit solcher Leichtigkeit tragen. Frau von Werden fühlte sich genirt durch die fremdartige Erscheinung ihrer Schwägerin.

„Nimm Dich doch ein wenig zusammen, lieber Engel, bat sie. Du trittst zwischen uns wie aus einer andern Welt, und verhüllst Deine Liebenswürdigkeit so sorgsam vor den Leuten, die nichts Besseres begehren, als freundlich mit Dir umzugehen, als ob es Unliebenswürdigkeiten wären.“

„Du bist zu gut, Charlotte! sagte Renata; ich verhülle mich nicht; ich zeige mich wie ich bin . . . . stumpf."

„Es ist so unangenehm, lieber Engel, den Leuten Anlaß zum glossiren und räsonniren zu geben, daß Du es doch vermeiden, und mehr in unsrer Art sein solltest."

„Wie gern! wenn ich nur im Stande wäre, die verschiedene Art zu bemerken!"

„Liebe Renata, Du hast in der Welt gelebt, Menschen gesehen, weißt sehr gut wie man sich zu benehmen hat, um nicht aufzufallen, warst so ganz angenehm" . . . . —

„Ja! . . . . damals!" sagte Renata langsam und hörte nicht mehr auf die milden Ermahnungen ihrer Schwägerin. Sie war in ihren gewohnten Ideenkreis zurückgefallen. Doch zum Schluß antwortete sie:

„Ich werde mich zusammen nehmen, liebe Charlotte; ich versprech' es Dir! Du sollst Dich meiner nicht schämen" . . . . —

„Renata!" unterbrach Frau von Werden sie mit zärtlichem Vorwurf.

„Ja doch! fuhr Renata gelassen fort; das Unglück, welcher Art es sei, hat vor der Welt immer Unrecht, und wer Unrecht hat wird mißachtet, wie billig! ich muß den Leuten die Überzeugung beibringen, daß ich Unrecht weder habe noch thue, und ich verspreche Dir, mich darauf einzuüben."

Die Schwägerinnen umarmten sich, und Frau von Werden ging in ihren Salon. Renata blieb allein. Der Mond stieg langsam am Himmel empor, und warf durch das lange Fenster einen matten Silberschimmer, wie eine trüb umdämmerte Glorie um Renata. Sie saß in einem niedrigen Lehnstuhl, hatte die gefalteten Hände um ihre Knie ge-

schlungen, und blickte so unbeweglich zum Himmel auf, als sei ihre Seele dem Körper entschwebt und habe ihn in starrer Regungslosigkeit auf der Erde gelassen. Sie sah aus wie eine Magdalena von Murillo — zerarbeitet von geistigen Schmerzen, mit unirdischer Trauer im Blick und überirdischer Sehnsucht um die Lippen. Nach einer langen, langen Weile fuhr sie langsam mit ihrer magern weißen Hand über die Stirn und sprach halblaut: „O Herr und Gott! wer nichts liebte als Dich, der wäre wolberathen. Das Geschöpf fehlt uns immer, der Schöpfer nie. Macht diese Gewißheit, wie jede treue Liebe, uns so lau für Dich?“ Die Uhr schlug und mahnte sie, die Theestunde ihrer Schwägerin nicht zu versäumen.

Als Renata eintrat, flüsterte eine Dame der Nachbarin vorwurfsvoll zu:

„Hilf Himmel! wie ist sie häßlich! trübe Augen, geschwollene Augenlider, ein welker Mund, gelbgraue Farbe — eine ganz alte Frau! und Sie hatten mir gesagt, sie sei fünfundzwanzig.“

„Sie wird nicht viel älter sein, flüsterte die Andere zurück; aber sie ist heute allerdings enorm häßlich.“

Renata setzte sich auf den ersten Platz, den sie leer fand; es war neben Cecil. Sie hatte wol schon zehnmal neben ihm gesessen, und ihn nie angeredet. Jezt, dem Wunsch ihrer Schwägerin nachzukommen, schien sie aus langem Traum zu erwachen und sagte freundlich, als werde sie ihn seit vierzehn Tagen zum erstenmal gewahr:

„Es freut mich recht, daß wir uns wieder begegnen; wir sind bis dahin immer ganz flüchtig an einander vorbeigestreift. Nun leben Sie hier!“

„Und Sie auch, gnädige Gräfin!“ sagte Cecil höchst überrascht durch diese Huld.

„Ja, ich bin hier,“ entgegnete sie.

„Wo die Erscheinung ist, sollte auch das Wesen sein,“ erwiderte Cecil.

„Ah! Sie fürchten Sich vor Gespenstern!“

„Ich fürchte sie nicht; ich beklage sie; die Halbheit, die Unvollkommenheit ihrer Existenz ist traurig.“

„Aber glauben Sie nicht, daß es gar viel solcher Gespenster giebt, die am hellen Tage umgehen, auf unseren Promenaden, in unseren Salons? Erscheinungen ohne Kern, Automaten ohne Seele?“ . . . . —

„Aber zu lieblich, zu glanzvoll, um den grauslichen Namen Gespenster zu verdienen.“

„O die, welche ich meine, sind nicht lieblich und glanzvoll. Sie sprechen von Personen, deren ganze Wesenheit in der Erscheinung gleichsam aufgeht, so daß sie ebensowenig Innerlichkeit haben als Blumen und Vögel, und die doch höchst anmuthig sind. Ich rede von Leuten, deren Leib mechanisch die Bedingungen des irdischen Daseins erfüllt; während der Geist bei anderen Interessen im Bann liegt; und ich gestehe es, die sind mir unheimlich, und Jene hab' ich lieber.“

„Ich nicht! entgegnete Cecil; bei den Einen bleibt mir doch die Hofnung den Geist aus fernen Regionen in meine Sphäre einkehren zu sehen, und dann Umgestaltungen, Umbildungen, Wunder zu erleben. Bei den Andern muß ich mir an der fertigen Erscheinung genügen lassen. Wo keine Wunder, sind auch keine Entzückungen.“

„Sind Sie so gläubig?“ fragte Renata fast spöttisch.

„Glaubensdurstig, gnädige Gräfin. Aber zweifeln denn Sie?“

„O ja!“ sagte Renata lakonisch. Cecil sah sie forschend an und schwieg. Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Sie sind recht glücklich an die Wunder des Geistes zu glauben. Es ist ein Beweis, daß Sie sie an Sich Selbst erprobt haben, und hohen Aufschwungs, starker Willenskraft und unermüdlicher Willensthätigkeit fähig sind. Ich bin es nicht, und daher auch matt im Glauben an mich selbst wie an Andere.“

Dies Gespräch, das so weit über die Grenzen des alltäglichen muntern Geplauders hinausschweifte, fing an Cecil zu beklemmen. Ob sie nicht eine pietistische Richtung hat? dachte er heimlich. Auf dem Boden war er fremd, und er wollte doch nicht gern Renatas ungewohnte Huld verscherzen.

„Sagen Sie mir, hub sie wieder an, ist der Geist auch fähig, auch stark genug — um zu vergessen?“

„Wenn ich es bejahte, sagte lächelnd Cecil, froh dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben — so würden Sie vielleicht einen gegen mich zeugenden Beweis von Leichtsinn und Wankelmuth darin finden; und darum, gnädige Gräfin, sag' ich Nein.“

„Also nicht aus Überzeugung?“

„Dies ist auch eine Überzeugung.“

„Die sich zur andern verhält wie allerlei Sorten Freiheiten zur Freiheit — nicht wahr?“

„Ist es möglich! meine Schwägerin wirft sich in politische Debatten?“ rief Frau von Werden neckend, und be-

müht Renata von ihrem besondern Gespräch ab und in's allgemeine zu ziehen.

Aber als Renata nicht mehr durch die unmittelbare Rede und Gegenrede zum Gespräch gezwungen war, als man kreuz und quer mit Fragen, die Niemand beantwortete, und mit Bemerkungen, die Niemand beachtete, durcheinander fuhr: da verlor sie alle Aufmerksamkeit, wurde zerstreut und verfiel wieder in ihre scheinbare Geistesabwesenheit.

„Eine beklemmende Erscheinung! flüsterte wiederum jene Dame der Nachbarin zu. Ob ihr Kopf nicht gelitten haben mag durch den langjährigen Umgang mit dem Mann?“

„Und wie sie gespenstisch krank aussieht! welche Magerkeit! und die Hände — von welchem welken Weiß!“

Und damit diese und ähnliche liebevolle Urtheile nicht gefällt werden mögten, begehrte Frau von Werden von Renata, daß sie sich scheinbar heiter und mit einem kleinen Aufwand von mäßiger Liebenswürdigkeit in dem geselligen Kreise bewegen möge!

Cecil fühlte sich geschmeichelt durch die Auszeichnung, die ihm von Renata höchst unabsichtlich widerfahren war. Sie war weder schön noch liebenswürdig im gewöhnlichen Sinn, so daß Mancher sich abgestoßen durch sie fühlen mogte; aber Cecil empfand in diesen glatten, wolgeebneten Kreisen, in denen sich die Schönheit nach dem Modejournal-Typus entfaltet, und die Anmuth sich im Tanzmeister-Schritt bewegt, und der Geist in einigen Witzworten und beißenden Bemerkungen aufgeht — eine Lauheit, deren er nicht Herr werden konnte und die immer weiter in seiner Seele um sich griff. Er war keiner von den Menschen, die,

auf einem mäßigen Hügel angelangt, in's Thal hinabschauen und wolgefällig sagen: Wie hoch stehe ich! — Er schaute von dem mäßigen Hügel auf die hohen Berge und sprach niedergeschlagen: Wie tief stehe ich! — Und doch mußte er sich eingestehen, daß er, sich selbst mit Andern vergleichend, die zu denselben Ansprüchen berechtigt waren, im Grunde zu den Bevorzugten gehörte. Dieser dürftige Vorzug irritirte ihn nur noch mehr, denn er schnitt ihm die Ursache zu Klage und Mißmuth ab, lähmte aber zugleich seinen Drang nach Bestrebungen, die auf den größten und ungewöhnlichsten Erfolg gerichtet waren, und einen so alltäglichen zuwege brachten. Ehrgeiz und Eitelkeit werden heutzutag durch die Erziehung und allgemeine Bildung übermäßig aufgereizt, und dann durch das, was sie die sociale Gleichgültigkeit nennen, im spätern Leben übermäßig verwundet. Jede Wunde hat böses Blut! Es kommt eine Bitterkeit, eine Scheelsucht, eine Gehässigkeit, ein Neid in die Gemüther, die man getheilt zwischen Bedauern und Verachtung beobachten muß. Das Streben der Zeit ist: Alles zu nivelliren; das Streben des Einzelnen: sein Ich emporzubringen. Die Phrase, womit man Andere blenden mögte, heißt: Freiheit und Gleichheit! — das Wort, welches die Innerlichkeit beherrscht und lenkt, heißt: Despotie. Nie hat sich die Tendenz zur Tyrannei jedes Einzelnen so heftig bemeistert, als heutzutag! nie ist die gehässigste Unduldsamkeit auf eine widerwärtigere Weise zum Vorschein gekommen, als eben jezt, wo man der Welt die Leuchte des modernen Liberalismus angezündet hat! nie hat man mit so bitterer Feindseligkeit die fremde Meinung verfolgt, die fremde Wesenheit mißachtet! man werfe einen Blick auf die drei Rich-

tungen, in denen sich wesentlich das Leben äußert, auf die Religion, die Politik, die Literatur; — wo offenbart sich für die fremde Überzeugung der Respect, welche für die eigene Respect gebietet? Nirgends! es wird mit ihr verfahren, als sei sie nichts als Dummheit oder Heuchelei. Welch eine Beschränktheit, und die nicht einmal durch den Fanatismus entschuldigt ist! Den hat die Civilisation überwunden. Zu andern Zeiten loderten durch ihn Scheiterhaufen, entbrannten Kriege, schmachtete ein Galilëi im Kerker. Das geschieht nicht mehr! nicht, weil man nicht mehr im Stillen Lust hätte zu solchen Gewaltschritten, sondern weil an die Stelle wilder Energie sophistisches Räsonnement getreten ist, das ebensosehr an Verblendung laborirt, als der Fanatismus. Sich selbst überschätzende Unduldsamkeit ist die Krankheit der Zeit! Man nimmt es mir unerhört übel, daß ich den sogenannten Fortschritt nicht anbete. Fortschritt? Vielwissender, gebildeter, witziger, gelehrter, sind die Leute als ehedem; — sind sie auch tüchtiger? von besserem Willen? von minder egoistischer Gesinnung? von festerem Charakter? — Man kann Ja rufen; es beweisen, ist etwas Anderes.

Cecil hatte nicht den innern Halt, der den Mann, in welcher Sphäre er sich befinden, und wie seine Überlegenheit sein Glück überwiegen möge, nicht an sich selbst irre werden läßt. Weil er immer nach Erfolg strebte, so wähnte er sich auf falschem Pfade, sobald der ihm ausblieb; und der Erfolg darf nur des Menschen Hofnung und Lohn, nicht sein Zweck sein. Das isolirte Leben, das er, ganz seiner Carriere sich widmend, führte, schien ihm kein genügender Wirkungskreis. Er gedachte der thätigen Wirksamkeit, des belebenden Einflusses des Hauses, in dem er seine Kindheit verlebt

hatte, auf einen weiten Kreis von Menschen; der mannigfachen anregenden Verbindungen mit allen Classen der Gesellschaft, mit allen Nationen und ihren Interessen, mit allen Welttheilen — welche der Handel, practisch auf die Menschen influirend, im Süden und Norden, zwischen den scheinbar heterogensten Bedürfnissen, anzuknüpfen weiß. Der Einfluß der Industrie und der Finanzen auf die politischen Zustände ist so hochwichtig, daß der Handelstand dadurch bedeutend gehoben werden muß, und daß sich Cecil zuweilen bei der Überlegung ertappte: ob er nicht besser gethan haben würde, sich ihm zu widmen, wie sein Oheim es so sehr gewünscht. Das war zu spät! aber aus all den unnützen, grübelnden Überlegungen ensprang ihm ein tiefes Mißbehagen, wie es oft leidenschaftliche Naturen ergreift, wenn sie ihre Kräfte mehr beschneiden, als ausdehnen müssen. Die geselligen Beziehungen langweilten ihn über die Maßen. Vom ersten Augenblick an hatte er zwischen ihnen eine angenehme Stellung gehabt, die er bequem einnahm und leicht behauptete. Nirgends ein Kampf, ein Sporn, ein Reiz. Das ganze Leben zerfloß ihm in die unendliche Breite der Oberflächlichkeit. Mit den durchschütternden Emotionen früherer Jahre hatte er abgethan, ohne doch jene ernste gewichtige Ruhe gewonnen zu haben, die auf tiefe Leidenschaft, möge sie überwunden oder befriedigt sein, zu folgen pflegt; denn die Leidenschaft hatte ihn — soll ich sagen verschont? soll ich sagen vergessen? Er empfand die innere Leere, welche des Menschen bitterstes Leid ist, und gegen die er sich in seinem wolgeregelten, eleganten Leben nicht zu vertheidigen wußte. Überdas war er seit seinen Studentenjahren nie so lange an einem und demselben Ort gewesen, als jezt in

Frankfurt; ohne doch irgend eine Beziehung gefunden zu haben, die seinem Geist oder seinem Herzen wahrhaft wol that. Freilich hatte er sie nicht gesucht; aber sie muß sich theils von selbst gestalten, wenn sie erquickend wirken soll; und theils fürchtete er sich, alsdann über die Schranken hinaus gelockt zu werden, innerhalb derer er sich halten wollte. Am liebsten, und aus Mangel an einer seine Kräfte anspannenden und verbrauchenden Stellung, hätte er eine Reise um die Welt, nach Indien, nach China gemacht, und tief beklagte er, daß die Handelsinteressen Preußens nicht gewichtig und umfassend genug wären, um in fremden Welttheilen dem Consul eine diplomatische Stellung zu geben.

Zuweilen, wenn die Monotonie seiner Existenz ihn recht angähnte, war ihm wol der Gedanke gekommen, sich in das Familienglück hinein zu flüchten und zu heirathen. Aber sah er sich dann um in dem Kreise junger Mädchen, die bereit waren mit jedem, wenn auch nur halbmenschlichen Mann in die Ehe zu treten: so befiel ihn heftiger Zweifel an diesem zukünftigen Glück, und er meinte, es sei schon besser sich allein zu langweilen, als zu Zweien. Denn Langeweile war grade das, was ihn am leichtesten einer Frau gegenüber befiel; nicht die kleine, welche darin besteht, daß das Gespräch nicht sehr fließend wird, oder daß man an derselben Unterhaltung nicht dasselbe Vergnügen findet; sondern die gründliche, welche dem Leben eine gewisse vernichtende Wüstenfärbung ertheilt, vor der man schaudernd entflieht .... wenn es noch Zeit ist. Diesen Eindruck hatte ihm Dianens keimende Zuneigung, Fiammas lodernde Leidenschaft, Nandinens treue Liebe gemacht. Dann fielen ihm die sanften Ermahnungen seiner Tante ein; „liebe alle Men-

schen, oder ein Geschöpf; aber nur nicht dich selbst;" und dann hatte er Momente tiefer Melancholie, in denen ihm sein Leben zwischen Dürftigkeit und Unrecht getheilt erschien.

Seit Renata in Frankfurt war, beschäftigten sich seine Gedanken viel mit ihr, so wie ihm das jedes Mal geschehen war, wenn der Zufall sie zusammen geführt. Ihre Erscheinung interessirte ihn sowol als ihr Schicksal, obgleich er nie Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, Beides zu ergründen. Auch jezt schien es ihm unbescheiden, Frau von Werden darum zu fragen, weil die Erinnerung an ihren Bruder ihr peinlich sein mogte, und er war daher doppelt froh, als Renata sich so überraschend freundlich für ihn zeigte. Er wollte sie auf seine eigene Hand, ohne fremde Weisung, verstehen lernen. Mit unendlicher innerer Gleichgültigkeit beschäftigte Renata sich doch äußerlich ganz freundlich mit ihm. Sie nahm auf, was ihr grade unter der Hand lag, und das war Cecil. Sie war nichts weniger als zuvorkommend, weder gegen Männer noch Frauen. Sie hatte sich ihr Lebenlang isolirt gefühlt durch den Schmerz, der zu verheerend war um ihr zu erlauben, fremdes Mitgefühl in Anspruch zu nehmen. Für die winzigen Interessen, welche in der Gesellschaft so hochwichtig sind, am rechten Ort zu gefallen, zu imponiren, zu schmeicheln, zu gewinnen, abzustoßen, war sie durch und durch stumpf. Sie fühlte keine Anknüpfungspunkte zwischen sich und den Männern, die ihren brillantirten Verstand, ihre faktice Bildung, oder ihre reelle Nichtigkeit selbstgefällig zur Schau tragen; und ebensowenig zwischen sich und den Frauen, denen das künstliche und entnervende Leben in der Welt den ächten Theil ihrer Liebenswürdigkeit: Wahrheit, Frische und Kraft der Em-

pfindung geraubt hat. In dem flüchtigen Moment ihres Lebens, als ein Sonnenstral ihren grauen Horizont verklärte, hatte sie sich durch das Glück ebenso über die Erde emporgerissen gefühlt, als in andern Tagen durch das Leid. Jezt benahm sie sich maschinenmäßig in der Richtung, welche ihre Schwägerin ihr angedeutet hatte. Für die Meisten war ihre Erscheinung eben so unschön, als ihr Gespräch, ihre Art sich auszudrücken, ihre Gesinnung ihnen unbequem war. Wenn sie z. B. sagte: „Heuchelei ist die Basis der Gesellschaft;" — so schrie man laut Zeter und suchte mit Scheingründen ihre Behauptung zu bekämpfen; aber heimlich fühlte sich Jeder getroffen und gekränkt und warf ihr eine gehässige Gesinnung vor, weil sie gewagt hatte eine Wahrheit zu denken und auszusprechen. Cecil allein fühlte sich nicht von ihr abgestoßen. Sie gefiel ihm nicht, sie war ihm auch nicht angenehm, aber sie frappirte ihn, weil sie nicht alltäglich elegant und charmant war. Er war wie Jemand, der so lange Zuckerwasser getrunken hat, bis ihm ein Trunk frischen Quellwassers wie Nektar erscheint. Und wenn Renata ihm zuweilen auch nur ein dürres Ja oder Nein antwortete, so stellte ihn das zufriedener, als wenn man ihm eine Phrase erwiderte, die zugleich Ja und Nein heißen konnte.

Cecil kam eines Morgens zu Frau von Werden, um ihr ein Buch zurückzubringen. Auf der Treppe hörte er Musik. Sie spielte wol etwas das Piano, doch so konnte der Flügel nicht unter ihren Händen klingen: das ward ihm deutlich, als er in's Vorzimmer trat. Ob es Renata war? . . . . Cecil wollte den Spielenden nicht stören und blieb im Vorzimmer, verzaubert durch diese Musik, die in freien

Phantasien durch das Tongebiet lief, und bekannte Melodien wie Blüten in den vollen Kranz selbstgeschaffener Harmonie wob. — Als der Schlußakkord verhallte, zog Cecil sich zurück. Er war überzeugt, Renata gehört — und schämte sich ein wenig, sie ohne ihre Erlaubniß belauscht zu haben. Er gab das Buch ab, und ging fort. Aber den ganzen Tag ging es ihm wie ein klingendes Echo durch die Seele, und als er Renata sah, gestand er ihr seinen geistigen Diebstahl und die tiefe Magie ihrer Töne.

„Ja, sagte Frau von Werden, meine Schwägerin hat ein ganz unbegreifliches Talent.“

„Nicht unbegreiflich!“ entgegnete Renata; und setzte den Schluß eines Liedes hinzu: „Bin ich wie der kranke König — Muß ich selbst mein Sänger sein.“ —

Bei diesen Worten warf ein junger Elegant zwei gegenübersitzenden Damen einen bedeutsamen Wink zu, als habe er die Bestätigung einer Behauptung gefunden; und wandte sich dann mit der Bitte an Renata, sie auch bewundern zu dürfen. Als alle Übrigen einstimmten sagte sie gelassen:

„Gut! Sie sollen mich hören! Aber mich bewundern — das verbitt' ich mir.“

Der Elegant schlich auf den Fußspitzen zu den Eleganten, während Renata sich an den Flügel setzte, kauerte sich hinter ihnen in einem Lehnstuhl zusammen und zischelte ihnen in's Ohr:

„Haben Sie es gehört? der kranke König! — Das bezieht sich auf den geistesverwirrten König einer Ballade, welche der Bibel entnommen ist.“

„Eine biblische Ballade! guter Graf, Sie faseln!“ sagte die Eine mit der lauten Stimme und dem gezwungenen lau-

ten Gelächter einer Hypereleganten, welche es nicht ertragen kann, daß eine Andere, außer ihr, im Salon bemerkt wird. — Sie wurde aber bald zur Freude elektrisirt; denn statt der erwarteten schwerfälligen Etude, spielte Renata — einen Walzer von Strauß, und zwar in der Art, wie Weber seine „Aufforderung zum Tanz“ componirt hat; nämlich so, daß sie zwischen das Thema ihre eigenen Gedanken streute — Gedanken voll so jubelnder Freude und so herzzerschneidendem Weh, wie sie wol immer die Tanzmusik in einem Ballsaal begleiten mögen — nur daß zum Glück unser Ohr meistentheils gegen sie verschlossen bleibt.

Dieser Walzer versetzte Cecil nach Wien. Er gedachte Renatas, wie er sie dort gesehen, stralend, triumphirend; der Gesellschaft, in der sie glänzte; des jungen Ungarn, der ihr so unverkennbar huldigte; der Gespräche über sie, über Graf Dobenegg; und er fragte sich heimlich, ob sie nicht Lust und Leid ihres eignen Lebens zwischen den Walzerklängen erzählen möge.

„Göttlich! — hieß es rundum nach dem Schluß; bezaubernd! entzückend! göttlich!“

„O ich bitte, ich bitte sehr! sagte Renata kalt. Ich bin nur Dilettant, nicht Virtuos.“

Aber das Salonuhrwerk war nun einmal für die Bewunderung in Gang gebracht. Man beschwor sie fortzuspielen, eine Stunde, den Abend, die ganze Nacht wo möglich! . . . . —

„Sehr gern,“ sagte Renata, und spielte den Walzer aus Es-Dur von Beethoven, genau wie er komponirt war, ohne einen Vor- oder Nachschlag sich zu erlauben. Sie machte sich selbst zu einem seelenvollen Instrumente in der Hand

eines Meisters. Der Beifall war diesmal bedeutend mäßiger.

„Beethoven? o der sublime Genius! ernst, sehr ernst, fast zu ernst! aber doch sublim! — Nicht wahr? o ja! ja! immer sublim!“ hieß es.

„So sind die großen Geister, sprach Cecil zu Renata: in der geringen Form eines Walzers wissen sie die Essenz des Lebens vom Aufgang bis zum Niedergang wiederzugeben.“

„Dadurch sind sie gottähnlich,“ entgegnete Renata.

„Und Sie wollen uns die Adoration verbieten, gnädigste Gräfin! rief emphatisch der Elegant. Gegen dies Dekret werden wir Alle uns opponiren.“

„Ich meines Theils mag nicht adorirt sein, erwiderte Renata gleichgültig wie immer; und ich begreife nicht, wie irgend ein Mensch es sich gefallen lassen kann.“

Da unter den zehn anwesenden Personen schwerlich eine war, der nicht wenigstens zu Zeiten die Adoration höchst willkommen gewesen wäre: so fanden sie diese Äußerung impertinent — bis auf Cecil, der sich fast unwillkürlich eingestand, es sei allerdings eine erbärmliche Rolle, die man den Adoranten gegenüber spiele.

„Gnädigste Gräfin! sagte der Elegant mit listigseinsollenden Augen; Sie werden doch keine Ausnahme von der holdseligen Regel machen, daß Adoration das Element der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts ist?“

Renata sah ihn groß an, ließ seine Phrase unbeantwortet verhallen, und sagte dann in ihrer entschiedenen und ernsten Weise:

„Ich bin ein Mensch; darum will ich geliebt sein, herzlich, tüchtig, wenn ich's verdiene. Ich bin kein starrer

Götze, vor dem man sich in lispelnder, lächelnder, schmeichelnder, heuchelnder Adoration ergeht; und ich will's nicht werden, sondern ein einfacher Mensch bleiben; darum weis' ich die Adoration von mir."

Frau von Werden war in stiller Verzweiflung. Hatte je eine Frau in ihrem Salon gesagt, daß sie herzlich geliebt sein wolle? Dieser unerhörte Fall war noch nicht in den Annalen der Gesellschaft vorgekommen, und nun mußte sie ihn an ihrer Schwägerin erleben! — Die Elegante lispelte dem Elegant zu:

„Welch' eine extraordinäre Aufrichtigkeit!" — und ahnte nicht, daß ihr kleiner Spott eine große Wahrheit sei; daß in der That nur aus einem ganz ungewöhnlich aufrichtigen Charakter eine solche Äußerung hervorgehen könne.

Cecil dachte: Was ist das für eine eiserne Seele.

Frau von Werden aber suchte Gedanken und Gespräche wieder auf dem schicklichen Terrain zu versammeln, und erklärte dem Elegant den Krieg, weil er gesagt hatte, die Adoration sei das Element der Frauen, da doch die Männer es sich eben so gern gefallen ließen. Und um das zu beweisen, führte sie eine ganze Reihe von berühmten Männern auf, welche an den erbärmlichsten Lobhudeleien Freude hatten.

„Gnädigste Frau, erwiderte der ewig verbindliche Elegant, um Sie so lebhaft sprechen zu hören, nimmt man dankbar sogar Ihre höchst ungerechten Beschuldigungen gegen unser armes Geschlecht hin;" — und nun begann er dessen Vertheidigung, unterstützt von den Männern, angegriffen von den Frauen; dies Gespräch, welches man wol schon tausend Mal gehört und geführt hat. Renata schwieg dazu,

schloß den Flügel, und besah sehr aufmerksam das „Book of Beauty.“

„Was haben Sie denn bei all' dem Bilderbesehen gedacht?“ sagte Cecil zu Renata, als man auseinander ging.

„Ich habe gedacht, erwiderte sie, daß all' diese Porträts den Originalen ebensowenig, als Ihrer Aller Worte Ihren innerlichsten Gesinungen ähnlich sein mögten.“

„Immer ein ganz klein wenig allerliebst boshaft,“ sagte Frau von Werden, ihr schalkhaft drohend.

„Woher solch' ein tiefes Mißtrauen?“ fragte Cecil.

„Nicht doch! entgegnete Renata. Ich nenne nur die Schale — Schale, und den Kern — Kern.“

„Sie gehen zerschmetternd auf den Grund der Dinge, gnädige Gräfin,“ sagte Cecil gedankenvoll.

„Nicht wahr? rief Frau von Werden, seelenfroh über diese Übereinstimmung mit ihren Ansichten; nicht wahr, zerschmetternd? und das ist doch nur die Weise eines Kriegers, eines Gewaltigen, aber nicht einer Frau. Wir müssen sanft, lind, mit gutmüthigem Spott, mit scherzhafter Strenge unsre Ansichten aussprechen, um Niemand zu verwunden; müssen uns zuweilen scheinbar besiegt darstellen, um Andern einen kleinen Triumph zu gönnen; müssen fallen lassen, was man zu heftig angreift, und müssen nicht angreifen, was unter dem Schutz und Schirm der Gesellschaft festen Boden gefaßt hat; — sonst treten wir feindlich gegen sie auf, und wir sollen sie uns doch zum Freund erhalten, denn wir leben in ihr, als ihre Kinder“ .... —

„Nein! rief Renata lebhaft, diese Mutter verleugne ich! Kind meiner Zeit muß ich schon sein, und will ich sein, um mich nicht vereinzelt zu fühlen. Da hab' ich denn doch

eine Mutter, die neben manchen Fehlern, Thorheiten und Kränklichkeiten geistiges Leben genug besitzt, um ihr Kind zu nähren. Aber ein Kind unsrer Gesellschaft zu sein, die doch nur eine Fraction unsrer Zeit, und sicherlich nicht die lebenvollste ist; dagegen stemme ich mich aus allen Kräften. Hilf Himmel! da wär' ich am Ende ein Wechselbalg."

Frau von Werden versuchte zu lächeln über diese rauhe Gesinnung; es wurde ihr aber unerhört schwer, und sie that es auch nur aus Gewohnheit der Artigkeit. Dann sagte sie herber, als sie es sich zu erlauben pflegte:

„Wenn Du nicht ein Kind der Gesellschaft bist, lieber Engel, so benimmst Du Dich doch ihr gegenüber wie ein solches; denn mit der kleinen Zerstörungsucht eines Kindes zerschlägst Du das bunte Spielwerk, das sie Dir darbietet, statt es freundlich und gelassen wie unsereiner zu betrachten."

„O, sagte Renata, betrachtete man sie nur wie ein Spielwerk, das man eingerichtet hat um sich ein Paar leere Stunden durch den Flitterkram ausfüllen zu lassen: so wäre mir die Gesellschaft ganz recht. Aber man betrachtet sie wie das heilige, unumstößliche Gesetz, nach dem man seine Existenz modeln soll; und da ihr Rechtsgrundsatz einzig und allein der Erfolg, und ihre Richtschnur die Äußerlichkeit ist: so dringt sie ihren Adepten ein Leben, wenn nicht der Lüge, doch des Scheins auf, in welchem ihre besten Kräfte untergehen, gar verderben müssen. Und ich sehe nicht ein, wie man etwas so Gefährliches freundlich gleichgültig anschauen mag. Die Schlange hat auch gar schimmernde Farben und zierliche Bewegungen, aber es graut einem doch davor, und man geht ihr gern aus dem Wege. Mir kommt die Gesellschaft immer ein bischen wie eine Schlange vor; ich will

nicht sagen wie eine giftige, um Dich nicht zu erzürnen, liebe Charlotte, — obgleich sie mitunter auch das ist! — aber wie die Schlange, die nicht eher ruht, bis sie die Bethörten zum Apfelbiß verlockt hat."

„Gnädige Gräfin, sagte Cecil, die Schlange hat ihre Höle in jeder Menschenbrust."

„Wol, wol! rief Renata; aber in jeder einsamen Menschenbrust schwebt der Erzengel über der Schlangenhöle, und ermahnt uns: vertilge die Brut! Nach dem Kodex der Gesellschaft heißt es jedoch: Iß und wol bekomme es dir, aber hübsch heimlich! Nimm und sei getrost, aber hübsch vorsichtig! Thue und lasse nach deinem egoistischen Gefallen, aber vergiß nicht die äußeren Rücksichten! Beobachtest du das Alles, so bist du sicher und geschützt in meinem Schooß und Niemand darf dir etwas anhaben! — So denkt, handelt, lebt man, und nährt dadurch die Schlangen in der eigenen und fremden Brust. Diese Prinzipien entnerven, Schwäche bemeistert sich der Seelen, und Eitelkeit und Heuchelei, diese Kinder der Schwachheit, nisten sich in ihnen fest. Und einer solchen Ordnung der Dinge soll man freundlich lächelnd zusehen und sich behaglich darin fühlen, während man sie verabscheut und dagegen protestirt?"

„Meine gute Renata, sagte Frau von Werden, alle Deine Protestationen werden keine andere Wirkung haben, als Dich, trotz Deines Verstandes und Deines vortreflichen Charakters, für die Gesellschaft unbrauchbar zu machen. Wenn man auf sie wirken will, muß man geschmeidig sein, und Du . . . . . bist starr."

„Ja, sagte Renata mit einem unbeschreiblich traurigen Lächeln, ja, es ist wahr, ich bin starr! ich bin's geworden

um fest sein zu können. Ich stelle mich nicht besser dar, als ich wirklich bin."

„Gewiß nicht! betheuerte Frau von Werden ganz gerührt. Im Gegentheil! weniger gut; denn die Starrheit ist nur ein Panzer um Dein schönes Herz."

„Ich muß ihn tragen, entgegnete Renata wieder mit kalter Gelassenheit, es fliegen allzuviel vergiftete Pfeile in dieser Atmosphäre."

„Sie hören es! wandte Frau von Werden sich an Cecil; meine liebenswürdige Schwägerin bewegt sich zwischen uns wie zwischen Pestkranken, deren Ansteckung sie fürchtet. Was fangen wir an, um sie über den Gesundheitszustand unserer Seelen zu beruhigen?"

„Wir könnten z. B. versuchen aufrichtig zu sein, erwiderte Cecil in demselben scherzenden Ton, und bekennen, daß der Zustand der Gesellschaft ein ziemlich verdorbener, weil ein künstlich complizirter ist; ein imposantes, aber leckes Schiff, dessen Polarstern der Genuß, dessen Steuer der Schein, und dessen günstiger Wind die Eitelkeit ist."

„Nun Renata, bist Du mit dem Jünger zufrieden?" fragte Frau von Werden.

„Mit nichten, antwortete Renata kühl, denn Herr Forster scherzt, und mir ist es Ernst. Übrigens liegt mir auch nichts an Proselyten! ich will meines Weges gehen, so wahrhaft und einfach wie möglich; aber es thut nichts, wenn ich auch ganz allein gehe."

„Gnädige Gräfin, fragte Cecil ein wenig spöttisch, werden Sie mich nicht für einen pestkranken Gesellschaftsmenschen halten, wenn ich mir Ihnen gegenüber einen Vergleich erlaube?"

„Immerhin! erwiderte sie lächelnd, ein wenig mehr oder minder — darauf kommt nichts an.“

„Nun denn, so erlaube ich mir Ihnen zu sagen, daß Sie ein Engel sind“ .... —

„Mit dem Flammenschwert aus dem Paradiese der Gesellschaft verjagend — nicht wahr?“ rief Renata belustigt.

„Jener Engel, fuhr Cecil fort, der alle Vollkommenheit und Gottähnlichkeit besaß, aber durch Stolz aus dem Himmel fiel. Sie sind so stolz, daß Sie einsam bleiben wollen, um immer auf uns aus Ihrer Höhe herabzusehen.“

Renata schwieg. Frau von Werden freute sich in der Stille, daß Cecil auf diese Weise das Gespräch beendet hatte, machte ihm noch ein Paar gleichgültige Fragen über andre Gegenstände, und der Abend war beendet.

Sie ist wirklich allzu übermüthig, sprach Cecil zu sich selbst, in Bezug auf Renata. Reinheit der Gesinnung, Adel der Seele, Tadellosigkeit des Wandels sind ganz vortrefliche Dinge; aber sie müssen der natürliche Schritt des Menschen, nicht sein Stelzenschritt sein, wenn wir uns an ihnen erfreuen sollen. Doch interessant ist sie ganz ungemein: trotz dieser Starrheit, vielleicht durch sie; — denn dadurch ist sie geschützt vor der gebrechlichen Weichheit, der schlaffen Empfänglichkeit, der matten Bedürftigkeit der Frauen, die uns eine fürchterliche Last werden kann, obgleich unsre Eigenliebe uns zuflüstern mögte, wir wären stark genug, um sie und uns selbst zu stützen und zu tragen. Es mag schön sein, mit gleichem Schritt und Hand in Hand mit einem Weibe zu gehen.

Und so hatte er denn Renata zwar mit dem vermessenen Engel Lucifer verglichen, wenn er die Schattenseiten ihres

Characters ins Auge faßte; blieb es aber an der Sonnenseite hangen, so verwandelte sie sich in den andern Lucifer, den Morgenstern, den Träger des Lichts, und diese beiden Vorstellungen kämpften in seiner Seele. Sie war die erste Frau, von der er nicht glaubte, sie mit einem Blick übersehen zu können.

Renata blieb sich gleich gegen ihn und gegen Alle. Ob er sie guter oder böser Engel nannte — es hatte keinen Einfluß auf sie. Wol mogte er sich damit heimlich geschmeichelt, wol still gehoft haben, sie nachgiebiger, fügsamer zu finden. Sie war es nicht. Sie schien Beistimmung weder zu verlangen noch zu bedürfen. Sie war so ganz aus einem Guß, daß sie Beistimmung und Widerspruch nicht einmal recht bemerkte. Er bekam einen unwillkürlichen Respect vor dieser Unabhängigkeit, obgleich sie seinem Wesen schnurstracks entgegen stand. Er that immer Etwas für Etwas, und sie that Alles — für Nichts. Wenigstens gewahrte er nicht die geringste äußere Befriedigung, nicht den geringsten Anschein von Glück in ihrem Leben. Sie war und blieb von melancholischer Indolenz für das allgemeine Treiben; ward sie aber dazu veranlaßt es zu fixiren und zu beurtheilen, so geschah es nach alter Weise, traurig, ernst, mit eiserner Ruhe.

Er sagte einmal scherzend zu Renata, sie imponire ihm ganz unerhört durch ihre Minerva-Haltung; und in dem Scherz lag mehr Ernst, als er es sich selbst eingestand. Nicht um die Welt hätte er vor ihr eine zweideutige Gesinnung aussprechen mögen. Er gedachte der Frauen, die er geliebt hatte! Ach, bei denen, seufzte er, brauchte ja von einer allgemein menschlichen Gesinnung gar nicht die Rede

zu sein, nur von Liebe und von zärtlichen Gefühlen für sie, und daher ging mir jene, ihnen gegenüber, gänzlich verloren. Zwischen ihnen und Renata war kein Vergleich möglich. Er gedachte seiner Pflegemutter. Die hatte allerdings Einfluß auf ihn, aber den mütterlichen, der mit tröstlichem Rath, mit freundlicher Ermahnung, mit sorgendem Ernst und mit unerschöpflich nachsichtsvoller Zärtlichkeit alle Wege des Kindes verfolgt und beobachtet, und dadurch dem Vertrauen entgegen kommt. Durch Alles was ihr Herz für ihn that und war, erschloß sie das seine, und sobald ein Herz sich öfnet ist es bereit, wie der Erdboden im Frühling, nachdem der Frost verschwunden, ein Samenkorn aufzunehmen. Dieser Einfluß war also sehr erklärlich. Wie aber Renata dazu kam, die, ohne das geringste Interesse für ihn zu äußern, nicht sowol seinen Ansichten und Grundsätzen, als vielmehr seinem ganzen Leben widersprach, und die ihm dennoch dermaßen imponirte, daß er sich im Herzensgrunde ihr gegenüber schämte, ein alltäglicher Mensch zu sein; — ja, wie es ihm überhaupt nur einfiel, wenn er sie sah, hörte, an sie dachte, daß er ein alltäglicher Mensch sei: das wollte er gern ergründen, und er begann ihr ganzes Sein zu skelettiren.

Er hatte für Nandine die unentwickelte Empfindung gehabt, welche in allen jungen Seelen Liebe heißt, und welche nichts weiter ist, als die in jedem Menschen erwachende Sehnsucht, gemeinschaftlich mit einem andern Wesen von dem Glück der Erde Besitz zu nehmen und auf ihr Hütten zu bauen. Für Diane hatte er ein zu oberflächliches Liebesverlangen gehabt, um es Neigung nennen zu können; und für Fiamma freilich eine heiße Leidenschaft, die aber nur

einer Richtung des Wesens entsprach, und daher erlosch, als er sich an deren Ziel sah. Seitdem hatte er wol einer oder der andern Frau gehuldigt, doch ohne Neigung, ohne Leidenschaft, wie man das in der Gesellschaft zuweilen aus heller Langerweile thut, um die Öde, welche aus einem gänzlichen Mangel an Interesse entspringt, durch die künstliche Blume eines absichtlich gemachten zu erheitern. Dominirt eine Frau durch Schönheit, Geist, Reichthum, Elegance, oder sonst etwas in der Gesellschaft, und hat sie Freude an Ausbreitung und Übung ihrer Herrschaft, so darf sie eines Kreises von Unterthanen gewiß sein — für einen Winter. Aus diesem Kreise heraus und einen halben, einen ganzen Schritt ihr näher zu treten, ist das Bemühen Einzelner, bis der Frühling, oder eine andre Mode, oder eine neue Erscheinung den ganzen Kreis zersprengt. Hohl und unerquicklich ist ein solches Treiben; dennoch begegnet man ihm sehr allgemein, als einem Gemisch von Langerweile und Eitelkeit, dem beide Geschlechter unterworfen sind, während zuweilen von Seiten der Frauen ein drittes Ingrediens hinzukommt: nämlich das Bedürfniß, dem Herzen ein unterhaltendes Spiel in beständiger Bereitschaft zu halten, damit es nicht in den Ernst einer großen Liebe, einer tiefen Leidenschaft verfalle. Schaumgold und Rauschgold, aber keine Goldbarren, braucht man in der Gesellschaft.

Nun sah Cecil sehr deutlich, daß Renata durchaus nicht in der Gesellschaft dominirte. Zur Herrschaft, und zu jeder, welcher Art sie sei, gehört es daß der Herrscher Ketten trage — die Ketten seiner Verpflichtungen. Mit dem Glanz oder Glück seiner Stellung, hat er auch deren Beschwerden und Bitterkeiten übernommen. Das bleibt sich gleich, möge er

herrschen in einem Kaiserthum oder in einem Hause, in in einem Herzen oder in einem Salon. Man nennt die Ketten leicht, wenn der Wille sie zu tragen dem Müssen entgegenkommt. Leugnen kann sie Niemand. Aber Niemand war weniger dazu geeignet sie zu tragen, als Renata, die ihren eigenen Geschmack, ihre eigene Meinung, ihre eigenen Moden, und hauptsächlich eine Eigenschaft hatte, welche sie vollkommen untauglich dafür machte: sie war gleichgültig für Äußerlichkeiten der Erscheinung, der Toilette, der Darstellung. Sie bewohnte bei ihrer Schwägerin zwei kleine Zimmer, sie hatte außer ihrer Kammerjungfer keine Dienstboten bei sich, sie war in Trauer gekleidet, man wußte nicht, ob sie ein immenses Vermögen oder eine unbedeutende Rente habe, sie sprach wenig, sie lobte und tadelte nicht nach fremden Regeln, sie sagte unumwunden ihre Meinung, sie hatte ein göttliches Talent und verbat sich kühl und bestimmt die Bewunderung; — wie hätte sie im Salon dominiren sollen?

Nein! auf dem Grund und Boden ist ihr Einfluß auf mich nicht entsprungen, sprach Cecil zu sich selbst; ob sie vielleicht schön ist? — — Er betrachtete sie so aufmerksam, als sei sie ein Bild von einem berühmten Meister, das etwas verbleicht und schlecht behandelt ist, im ungünstigen Licht hängt und dergleichen, und das man doch gern in der ursprünglichen Schönheit wenigstens ahnen mögte. Aber sie war nun einmal nicht schön! sie hatte nicht einmal das, was manche Frau höchst anmuthig macht; daß sie in Augenblicken der Lebhaftigkeit und der Anregung durch Mienenspiel, Wechsel des Colorits, Beweglichkeit der Züge schön aussieht. Sie hatte nicht die feine, fast überreizte Organi-

sation, aus welcher diese Art von Schönheit erblüht. Sie war sehr mager, dadurch traten ihre Züge scharf hervor, und sie entbehrte der Regelmäßigkeit, welche in einem Frauenantlitz mit ihrer Härte versöhnt. Die Augen, die man unwillkürlich zuerst sucht, waren sanft und groß, aber fast immer von schweren, müden, röthlichen Augenliedern zugedeckt. Der Mund war sehr groß und ohne Lieblichkeit, denn er verschloß eine Welt von Gram. Die Schönheiten zweiter Ordnung, das Haar, der Teint, die Zähne, — nichts war ausgezeichnet; und wenn Cecil fast erschrocken zu dem Resultat kam: sie ist häßlich! wie geht es denn nur zu, daß sie interessant aussieht? — so blieb sein Auge auf ihrer Stirn ruhen, die mit wundervoller, fester, klarer Ruhe dem ganzen Antlitz einen geistig hohen Ausdruck gab. Wie Mondenlicht über einer Ruine! sprach er zu sich selbst und belächelte dann sein.n sentimentalen Vergleich.

Aber die geistige Hoheit ihres Wesens war es eben die ihm imponirte. Sie hatte nie etwas Gemeines gethan oder gedacht. Das ist das Allerseltenste, was ein Mensch von sich sagen darf, und eben darum dasjenige, was er am allerliebsten von sich sagen mögte.

Aus all den Prüfungen, Zergliederungen und Beobachtungen, von diesem Probirstein der Ächtheit, aus diesem Schmelztiegel der Reinheit, kam Renata genau wieder so zum Vorschein, wie sie gewesen war, und das führte Cecil zu dem Schluß, daß er ihres Gleichen noch nicht begegnet sei. Nur fand er sie nicht mehr, wie er sie Anfangs gefunden, originel, fremdartig, überraschend; sie war einzig! und dies Bewußtsein ihrer Einzigkeit offenbarte sich in seiner Seele, wie die Entdeckung eines Krystalls im Felsen:

es wurde Licht in ihm. Dieser Mensch, der sein halbes Leben an äußern Erfolg verschwendet hatte, sehnte sich darnach, die andre Hälfte an eine Frau zu verschwenden, die nichts von dem Allen war und hatte, was ihm bisher als das Wünschenswertheste und Köstlichste erschienen war. Das geschah nicht plötzlich. Er sah sie zweimal und beim dritten Mal verwandelt. Es gingen ein Paar Monate darüber hin, in denen er sie Anfangs mit Neugier und Erstaunen, dann mit Theilnahme und Bewunderung aufmerksam und streng beobachtete, und dabei ereignete sich was sich bei manchen Studien ergiebt. Zieht die Astronomie, die Mathematik, die Pflanzenkunde, den Geist vom weltlichen Treiben zurück, indem sie in ihm ein Interesse erweckt, das unabhängig vom Verkehr mit den Menschen ist; übt sie einen stärkenden, beschwichtigenden, lindernden Einfluß, indem sie ihn zu tieferer Erkenntniß und zu klarerer Anschauung führt, so daß die ernsten und reinen Gedanken allmälig die leichtsinnigen und thörichten verdrängen; — wie sollte es nicht ähnlichen Erfolg haben, wenn man sich mit der Menschenseele beschäftigt, die complizirter als das Gestirn, unberechenbarer als ein mathematischer Satz, vielseitiger als die Pflanzenwelt — und über das Alles unsers Gleichen ist, und mit dieser letzten Eigenschaft die mysteriöse Kraft der Attraction besitzt! — In andrer Stimmung, zu andrer Zeit, mögte Cecil kaum Muße für seine Beobachtung gefunden haben. Beschäftigt sich Bahn zu machen oder einen Punkt zu erreichen, oder ein Hinderniß zu überwinden, wäre er zu sehr von sich selbst und seinen eignen Bestrebungen erfüllt gewesen, um eine Erscheinung sonderlich zu beachten, die ihm nicht ausdrücklich für seine Zwecke förderlich schien.

Aber jezt? — was gab es denn zu gewinnen — als Geduld? und zu beseitigen — als Langeweile? Mit all' seinen Berechnungen und Anstrengungen hatte er so kleine Schritte vorwärts gethan, daß ihm sein vorliegender Weg keinen Reiz bot. Doch seine Natur veränderte sich nicht, sondern nur der Gegenstand ihrer Bestrebungen. Was ihm das Köstlichste schien, der Schlußstein im Gebäude des Glücks, sollte ihm zu Theil werden. Von der Liebe der Frauen hielt er nicht viel. Die Liebe macht sie nur schwach, sprach er im Hinblick auf Diane und Fiamma; und wenn nicht das, so werden sie von ihr zerbrochen, wie meine arme Nandine, oder grauenhaft zerstört, wie die unglückselige Louise Müller. Aber Achtung und Vertrauen einer Renata zu erwerben; für sie etwas Andres zu sein, mehr zu sein, als eine Salonfigur: dieser Wunsch ward nach und nach so mächtig in ihm, daß er sich selbst die Versicherung gab, er solle erfüllt werden.

Nur hatte es bis jezt diesen Anschein nicht! er durfte sich keiner Bevorzugung von ihr schmeicheln. Sprach sie mehr mit ihm als mit Anderen, so war das sehr natürlich, weil er die Saiten zu berühren suchte, die ihr zusagten. Sah sie ihn mehr als Andere, so war das noch natürlicher, weil er als Hausfreund bei Frau von Werden aus und ein ging. Es traf sich oftmals während des Carnevals, daß er den Abend allein mit den beiden Damen zubrachte, weil sie die großen Soireen nicht besuchten und weil er sie vergaß, oder absichtlich versäumte. Renata mußte wol aufmerksam auf Cecil werden. Sie sagte eines Tages zu ihrer Schwägerin:

„Liebe Charlotte, macht Forster Dir den Hof?“

„En tout bien tout honneur, entgegnete Frau von Werden, thut er das auf immer gleiche Weise seit mehr als zwei Jahren. Als er herkam, war Adolfine noch nicht verheirathet, und es war munterer bei mir als jezt; da hat er sich zu uns gewöhnt, und es ist mir angenehm, daß es so geblieben ist.“

„Und mir ist's angenehm, wenn es immer so gewesen ist, erwiderte Renata; ich dachte schon, er käme vielleicht meinetwegen so häufig.“

Charlotte sah Renata mit ungeheucheltem Erstaunen an und rief: „Du bist eine merkwürdige Person, daß Du so gradezu Deine Gedanken aussprichst, besonders“ .... —

„Ich mögte Dir dasselbe sagen, weil Du es nicht thust,“ sprach Renata lächelnd, als Frau von Werden stockte.

„Besonders, fuhr diese sich ermuthigend fort, wenn diese Gedanken Dich in einem .... ungewöhnlichen Licht erscheinen lassen.“

„Sprich seltsam statt ungewöhnlich, so wirst Du Deine Meinung bestimmter ausgedrückt haben, entgegnete Renata, denn Du findest es höchst seltsam, daß ich etwas voraussetze, was man kaum sich selbst, geschweige Andern, eingesteht.“

„Ich bekenne Dir, sagte Frau von Werden, daß es mir wie eitle Schwäche vorkommt, in den geringsten Aufmerksamkeiten eines Mannes eine keimende Leidenschaft zu fürchten, und daß ich es ein wenig lächerlich finde, sich gegen ein Sturmlaufen zu sichern, das niemals statt findet.“

„Gut! sagte Renata gelassen, das ist mir lieb zu hören. Es ist ja kein Grund, daß ich in Trauer und nicht sonderlich hübsch bin, damit sich Niemand ein wenig in mich

verliebe; denn ich bin eine junge Wittwe, und das ist nun einmal in den Augen der Männer etwas, das sie interessant finden."

„Aber denkst Du denn an gefallen und lieben?" rief Frau von Werden um Vieles erstaunter.

„Nein! und eben deshalb wünschte ich, daß auch kein Mann in Bezug auf mich daran denken möge. Du kennst Forster lange, Du hast ihn nie anders gekannt: das wollt' ich wissen! sonst nichts."

„Lieber Engel, wie es in seinen oder in irgend eines Mannes Herzenstiefen aussieht, das weiß ich nicht! und es scheint mir höchst überflüssig darum besorgt zu sein. Du bist wirklich allzusehr auf Deiner Hut."

„Weil ich nicht Lust habe es zu sein, darum wüßte ich gern die Wahrheit," sagte Renata.

Frau von Werden dachte bei sich selbst, daß ihre stolze kühle Schwägerin dennoch nicht über die kleinliche Eitelkeit erhaben sei, im intimen Umgang in jedem Mann einen Anbeter zu gewahren. Aber Renata folgte nur dem Instinct, welcher der Seele sicher offenbart, wenn eine andre Seele sich ihr zuneigt. Sie dachte jedoch zu wenig an Cecil, um ihn genau zu beobachten. Eine Vermuthung wie die eben geäußerte stieg in ihr auf, wenn er grade dort gewesen war, und hernach hing sie wieder ihren gewohnten Gedanken nach. In der ersten Zeit nach dem Tode ihres Mannes brütete eine dumpfe Apathie auf ihr. Sie fühlte sich vernichtet. Es war aus und vorbei mit dem Leben! Hofnung, Wunsch, Sehnsucht waren nicht todt, sondern schlimmer als das: scheintodt und begraben. Sie lag in Seelenohnmacht, und hatte nicht die Kraft Schmerz zu empfinden. Je mehr sie

erwachte, je deutlicher sie gewahrte, daß es nicht zu Ende sei mit dem Leben, daß sie elender und schmerzenreicher sei denn je, um desto gewaltiger wurde ihre bewußte Trauer. Zum ersten Mal in ihrem Leben war eine Last von ihren Schultern genommen, athmete sie frei auf: und diese Freiheitsgewißheit, nach der sie sich gesehnt, um die sie zu Gott gebetet hatte wie um die ewige Seligkeit, war ihr nicht etwa nur gleichgültig geworden, sondern die Umstände machten sie ihr gar verhaßt.

Da erhielt sie eines Morgens einen Brief, dessen Anblick ihr Blut langsam, langsam und eiskalt durch die Adern zum Herzen kriechen machte. Ich will aber keine Briefe mehr! sagte sie laut und tonlos zu sich selbst. Sie legte ihn vor sich hin um zu versuchen, ob sie sich an den Anblick gewöhnen könne, und die Handschrift erpreßte ihr heiße Thränen. Die Hand, welche diese Adresse machte, hat Lust gehabt zu zittern, und um das zu verbergen, hatte sie die Züge mit gewaltsamer Härte auf's Papier geworfen. Wie mußte Er gelitten haben, als seine Hand so zitterte! Überwältigt von Mitleid wollte sie sich dem gleichen Schmerz nicht entziehen. Sie erbrach den Brief; er war aus Prag und lautete:

„Nun Renata? sind wir jezt elend genug? hat Ihr starres Herz uns nicht jezt unglückselig gemacht? Sie sind „frei und ich bin es nicht! Sie sind erlös't und ich liege in „Banden! Ihnen gehört die Welt, die Zukunft, das lange „reiche goldne Leben, und mir gehört — meine Frau! Und „das Alles, weil Sie es wollten, weil Sie nicht mehr um „der Liebe willen leiden mogten. Hätten Sie Kraft gehabt, „nur für einige Monate noch auszuharren, wie anders

„wär' es jezt! O Renata! ich hasse Dich! ich habe nur
„noch einen Wunsch: nie wieder von Dir zu hören, nie
„Dich zu sehen, nie Dir zu begegnen; sondern Dich aus
„meinem Herzen, meinem Leben, meiner Erinnerung zu ver-
„tilgen wie eine feindliche Macht, die mein Dasein ruinirt
„hat. Dies ist mein Abschied von Dir. Ich bin krank, die
„Ärzte sprechen gefährlich. Ich war in Mailand beim
„Schwiegervater, der lange zwischen Tod und Leben schwan-
„kend, doch wieder genesen ist. Mit der Freude kam ich
„hieher zurück, und erfuhr erst hier, was vor drei Mona-
„ten geschehen ist. So getrennt sind wir jezt! Die umwäl-
„zendsten Schicksale treffen uns, und keiner sagt's dem an-
„dern. Sie haben es gewollt. Aber ich wollte Ihnen
„doch einmal sagen, daß Ihr Starrsinn mich elend macht.

Emmerich."

Er ist wahnsinnig, wie eben ein Fieberkranker ist, sprach Renata kalt zu sich selbst, und faltete gelassen den Brief zusammen. Er ist ungerecht .... wie ein Mann! sezte sie nach einer Pause bitter hinzu. Aber die Liebe gewann dennoch die Oberhand über die Kränkung und ihr lezter, alles Andere verwischender Gedanke war: O, wenn er nur nicht stirbt! möge er leben mir zürnend, gar mich hassend; .... nur leben laß ihn, o Gott!

Sie verfiel in die fürchterlichste Angst, und die ihr um so beklemmender wurde, je fremder sie ihr war. Emmerich war ihr nie anders als ein Unsterblicher vorgekommen, dessen stärkere Natur auch dem Körper eine Stärke giebt, welche ihn unzugänglich für Gebrechlichkeit und Krankheit macht. Nun zagte sie für sein Leben; und daß sie es that, schien ihr ein Vorbote seines Todes. Der Schmerz ver-

nichtet das besonnene Urtheil; dadurch giebt er zuweilen dem Blick eine unglaubliche Schärfe der Erkenntniß, aber zuweilen verhüllt er ihn durch den Schleier der Thränen, und die ganze Welt zittert, weil ein Wassertropfen an unsrer Wimper zitternd hängt. — O nur Einmal, ein einziges Mal noch ihn sehen! dachte sie immer und immerfort; dann will ich hinaus in die Welt, in die weiteste Ferne, will ruhig leben und ruhig sterben .... aber Einmal zuvor ihn sehen.

„Charlotte! sagte sie zu ihrer Schwägerin, ich muß nun nach Ebernbach zurück. Es wird allmälig Frühling, und ich sehne mich hinaus."

„Ist es möglich! rief Frau von Werden, Du hast Heimweh nach Deinem finstern Spessart und Deiner trüben Einsamkeit? O bleibe hier! sieh' Dir die Menschen an, knüpfe neue Verbindungen, versuche einen frischen Eintritt in's Leben, das so reich und bunt vor Dir liegt. Begrabe Dich nicht bei 26 Jahren in Deinen Erinnerungen, die Dir doch vielleicht nicht für die ganze lange Lebensreise genügen werden" .... —

„O, ich will auch noch in's Leben! nur jezt nicht, und nicht hier. Ich muß jezt einmal einen Athemzug in einer andern Atmosphäre thun."

Renata hätte vielleicht sogleich ihren Vorsatz ausgeführt, wenn nicht andere Ereignisse für den Augenblick ihre Theilnahme in Anspruch genommen hätten. Es war dies das traurige Duel zwischen ihrem Bruder Graf Ignaz Adlercron, und Cecils Bruder Sigismund. Ignaz schrieb ihr aus Hamburg, suchte ihr die Veranlassung zum Duel aus seiner ebenso freundschaftlichen als chevaleresken Ergebenheit für

Tosca zu erklären, und überzeugte Renata nicht im Mindesten von seinem guten Recht. Sie fand es empörend, sich durch solche Gewaltthat zum Ritter einer Frau aufzuwerfen, die unabhängig und selbständig genug war, um ihre Handlungen vertreten zu können.

Auguste benachrichtigte Cecil von dem traurigen Ereigniß. Sie schrieb ganz aufgelös't in Thränen und Betrübniß, und sagte, daß nur Graf Adlercrons Neid und Mißgunst dies Duel herbeigeführt, und seine vorlaute Einmischung die entsetzliche Katastrophe bewirkt habe. Sigismunds Verhältniß zu Agathen habe sich ernst und gründlich, aber in Frieden aufgelös't, und das mit Tosca sei beinah nur in den letzten Stunden seines Lebens ein entschieden hofnungsvolles gewesen. Dies Alles hatte ihr Tosca selbst einfach und aufrichtig geschrieben, um der Familie Aufschluß über das Schicksal zu geben, das Sigismund betroffen habe. Cecil schickte diesen Brief an Frau von Werden mit der Bitte, ihn auch Renaten mitzutheilen, damit sie nicht allzu unbedingt für das gute Recht ihres Bruders Partei nehmen möge.

„Ignaz hat Unrecht! sagte Renata, nachdem sie seinen und Augustens Brief mehrmals durchlesen und verglichen hatte; Ignaz ist nicht ehrlich und war es nie. Ich kenne ihn ja! er hat mich so wahr gemacht; denn weil er immer krumme Wege ging, und weil mir das verächtlich vorkam, so ging ich immer gradeaus. So hielten wir's als Kinder, und so wird es auch wol geblieben sein. Wir liebten uns auch nie! wir waren zwei antipathische Naturen, und gleich von Hause aus mißfiel es mir fürchterlich, daß er sich so ausschließend dem kranken Onkel widmete, der ein großes

Vermögen und eine schöne junge Frau hatte. Arme Frau! armes, trauerndes, einsames Herz! Nach so langen Jahren der treusten und liebevollsten Pflichterfüllung, als eben die Liebe ein farbloses Leben zu verklären begann, da kommt ein solches unerhörtes Schicksal! Fragt man sich da nicht ganz unwillkürlich, ob es ein guter Gott sei, der die Geschicke lenkt?"

Frau von Werden unterhielt auch ihre Relationen mit dem lieben Gott auf die hergebracht schickliche Weise, und entgegnete beängstigt:

„Nur keine Blasphemie, liebste Renata! auf dergleichen Fragen darf man sich gar nicht ertappen. Ich betrübe mich aber aufrichtig um unsern armen Forster, der immer mit bewundernder Liebe und Achtung von dem Bruder sprach."

„Wol ihm, daß er es auch jezt über seinem Grabe kann! Wenn ein Mensch todt ist — dann muß es eine Wonne sein, zu seinem Schatten sprechen zu dürfen: du erscheinst mir jezt nicht höher, nicht reiner, als während deines irdischen Lebens; nur seliger."

Frau von Werden war leicht gerührt; sie zerfloß in Thränen. Sie umarmte Renata und rief: „O, Du hast doch eine himmlische Seele!"

„Weil ich sage was Ihr Alle fühlt?" fragte sie lächelnd.

„Weil Du es so tief und mächtig fühlst und aussprichst, daß es in uns Allen zum Bewußtsein erwacht. — Doch nun will ich sogleich unserm armen Forster schreiben; und was soll ich ihm denn von Dir sagen?"

„Grüß ihn, Charlotte! sag' ihm, wir wollten Freunde bleiben! sag' ihm, daß in diesem Fall sein Leid das traurige und mein Leid das bittere sei."

Und Frau von Werden ging und schrieb an Cecil einen vier Seiten langen Brief, sehr freundlich, sehr theilnehmend, aber dermaßen auf alle traurige Ereignisse passend, daß er nicht sonderlich durch ihn erquickt worden wäre, wenn sie ihm nicht Renatas Äußerungen Wort für Wort mitgetheilt hätte. An ihnen blieben seine Gedanken hängen, wie an einem tiefen Trost.

Wir wollen Freunde bleiben — läßt sie mir sagen; sprach er zu sich selbst; so sind wir denn folglich schon Freunde! so wird dies grauenhafte Ereigniß uns also näher zu einander führen! — — Und ein Schauer überlief ihn bei dieser Vorstellung, die unabweislich in ihm aufstieg. Ihm war zu Muth, als ziehe er einen Vortheil aus des Bruders Tod; als freue er sich dessen; als falle er wieder zurück in den starren Egoismus, welcher im fremden Unheil nur den persönlichen Vortheil gewahrt. O! rief er, um sich aus diesem Gewühl stürmischer und beklemmender Gedanken zu retten; o wer Renatas Wort verdienen könnte: im Tode nicht höher und reiner zu erscheinen, als im Leben.

Renata schrieb an ihre Mutter und an Ignaz. Es waren ernste Briefe, aus dem Gebot der kindlichen und geschwisterlichen Pflicht hervorgegangen. Ihr Herz schlug darin; aber ganz wie in der Gesellschaft: gleichsam in Fesseln. Sie schickte an Ignaz eine Anweisung auf eine ziemlich bedeutende Summe, denn als Universalerbin ihres verstorbenen Mannes besaß sie ein außerordentlich großes Vermögen.

Es war für sie eine Zeit heftiger Erschütterungen, so wie sie uns zuweilen Schlag auf Schlag treffen, sei es um die brausende Überfülle der Kräfte zu brechen, sei es, um

die Seele von der Richtung abzuziehen, welche sie übermächtig beherrscht. Von ihrer dritten Schwester, Gräfin Eusebie Sternfels, liefen beunruhigende Nachrichten ein. Graf Sternfels war Gutsbesitzer in Mecklenburg, und hatte es mit einem sehr unbedeutenden Vermögen den reichen Leuten gleich thun wollen, zwischen denen er lebte. Obgleich er bereits sechszig Jahr alt war und zuweilen am Podagra litt, war er dennoch von einer so unverwüstlich guten Laune und ein so muntrer Gesellschafter, daß er sehr zum Nachtheil seiner pecuniären Verhältnisse höchst beliebt in einem Kreise junger Männer war, deren Vermögen ihnen erlaubte verschwenderische Neigungen zu befriedigen. So lange er unverheirathet war gelang es ihm eher mit ihnen Schritt zu halten; aber seine Heirath mit Eusebie Adlercron beschleunigte seinen unvermeidlichen Ruin, indem sie den ganzen Aufwand einer wunderschönen, eitlen und unverständigen Frau machte. Die Folgen davon kamen jezt zum Ausbruch. Sein Landgut war dermaßen verschuldet, daß es verkauft werden mußte. Renata wollte mit großmüthiger Uneigennützigkeit sogleich dazwischen treten; aber ihr Geschäftsführer und Frau von Werden riethen ihr dringend, dem Gang der Dinge sich nicht entgegen zu stellen, weil Graf Sternfels, sobald er in seinen Verhältnissen bliebe, auch alsbald wieder die gewohnte Lebensweise beginnen würde. Nöthigten ihn die Umstände aus jenem Kreise herauszutreten, so war es leichter, ihn in einen weniger gefährlichen zu versetzen; jenes müsse sie erst abwarten, um dann dieses zu versuchen.

So ist das Glück in der Welt beschaffen — dachte Renata bei sich selbst. Vier Schwestern, vier blutarme Mädchen, machten Partien, welche sich durch brillante Namen

oder große Vermögen auszeichneten. Wie schrie man über unser Glück! wie beneidenswerth fand man die Mutter, der es gelang, ihre Töchter so gut zu verheirathen! wie konnte man gar nicht fertig werden über die armen Geschöpfe sich zu verwundern, für die der Himmel in so eclatanter Weise sorge! Und jezt sind es noch nicht zehn Jahr, seit die Älteste ihr sogenanntes Glück machte, und wie ist es mit ihnen Allen beschaffen? Ja, ich bin reich an Hab' und Gut, aber bettelarm in meinem Herzen. Diane ist ruinirt in der Welt, und wol auch in ihrer Seele. Eusebie weiß nicht, wie sie ihr Kind erziehen und versorgen soll. Florentine? .... ja, Florentine mag glücklich sein in ihrem Isolirungssystem. Auf vier Frauen eine Glückliche! — Ach, das ist am Ende doch noch mehr als die meisten Familien von sich rühmen dürfen! — —

Als Cecil die Trauer um Sigismund anlegte, stiegen all' die bittern und schauerlichen Momente wie Gespenster vor ihm auf, welche er durchlebt hatte, während er die Trauer um Nandinen trug; und unwillkürlich fragte er sich selbst: Welche Schicksale werden mich diesmal ereilen? — Er hätte Lust gehabt, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und sich streng wissenschaftlichen Studien zu widmen, wenn sein Leben in Glogau und Louise Müller ihn nicht gewarnt hätten vor einer starren Abgeschlossenheit, die den Menschen zwischen seines Gleichen zu einem unheilbringenden Wesen macht. Und überdas: hätte er sich auch abgesperrt und vergraben, dennoch wäre Renata ihm ein gebieterischer und jede Klaustration überwältigender Magnet gewesen.

Als er zum ersten Mal aus, und zu Frau von Werden ging, fand er Renata allein. Der eigne Schmerz machte

sie still bis dahin; doch das Leid um Andere gab ihr eine wellenschlagende innere Bewegung, die auf ihr Äußeres überging wie ein warmer schmelzender Frühlingshauch. Sie ging ihm lebhaft entgegen, drückte seine Hände in den ihren und sagte:

„Gott ist über uns Allen! wir wollen nicht richten, nicht zürnen, nicht hassen! nicht wahr, mein lieber Forster?"

Daß sie ihn nicht für ihren Bruder um Verzeihung bat, sondern sich gleich auf seinen Standpunkt stellte, rührte Cecil und er küßte ihre Hände ohne ein Wort zu finden, das seinen Empfindungen entsprach.

„Ich hoffe, fuhr Renata fort als er schwieg, ich hoffe es erweckt keine peinliche Bitterkeit in Ihnen, daß ich nach alter freundschaftlicher Weise Ihnen gegenüberstehe."

In ihrem Ton, in dem Blick ihres großen guten Auges lag ein so tiefes und reines Wolwollen, daß Cecil mit inniger Zuversicht sagte:

„Ich weiß, Frau Gräfin, daß Sie mir das nicht zutrauen, und ich wünschte nur, daß Sie eben so genau wüßten, was für eine Erquickung Sie mir jezt sind — und welch' eine Bewunderung Sie mir immer eingeflößt haben."

„Die Erquickung freut mich herzlich, sagte Renata, denn sie ist das Beste, was ein Mensch dem andern geben kann. Die Bewunderung lass' ich nicht gern gelten; sie steht auf schwacher Basis: auf Ihrer Unbekanntschaft mit mir."

„Unbekannt mit Ihnen? Nicht doch, gnädige Gräfin, ich kenne Sie sehr gut, sehr genau."

„Dazu sollte doch aber wol die Bekanntschaft mit der Geschichte meines ganzen innern Lebens erfoderlich sein," entgegnete Renata lächelnd.

„Ich weiß die Geschichte Ihrer Seele, sagte Cecil, und die ist's allein, die mich interessirt. Ich weiß, daß Sie von Vielen mißverstanden und von Vielen unglücklich genannt werden, während Sie Sich mir als eins der glückseligsten Wesen auf dieser Welt offenbart haben, weil Sie eins der wahrsten und besten sind. Ich weiß daß Ihre Nähe, der Umgang mit Ihnen, stärkend wie klare Bergluft auf den Bewohner der matten Ebene, auf mich gewirkt hat. Ich kenne nicht die einzelnen Punkte, nicht die Daten in Ihrem Leben; aber ich kenne dessen Essenz durch die beständige Revelation Ihres hohen und lichten Wesens."

Thränen stürzten rasch und heiß aus Renatas Augen, als sie entgegnete: „Gott allein weiß, ob ich so glückselig bin, wie Sie es meinen! Aber wär' ich's auch, so wär' ich dennoch nicht glücklich."

„Das hab' ich auch nicht behauptet, gnädige Gräfin. Menschen wie Sie haben eine andre Bestimmung als der Welt zu zeigen, wie man breit und gemächlich in ihr glücklich werden kann; und eben jene andere Bestimmung erfüllen Sie."

„Und würden Sie durch eine solche dergestalt befriedigt werden, daß keine Sehnsucht nach einem breiten und gemächlichen Glück, wie Sie es nennen, in Ihnen aufstiege?"

„O, sagte Cecil, ich bin ein ganz alltäglicher Mensch. Ich meinte wol früher auf besonders hohen und kühnen Wegen zu einem besonders herrlichen Ziel zu gelangen und besonders starke Flügel zu haben. Aber ach! diese Flügel! die Erfahrung lähmt sie, oder der Schmerz bricht sie, oder die Zeit zerreibt sie; und das Alles ist wol ein wenig den meinen widerfahren. Ich habe nicht mehr die Zuversicht die

man haben muß, um in dem eigenen Leben eine Mission zu erkennen, also weiß ich nicht, inwiefern diese Überzeugung mich befriedigen würde."

„Aber hätte ich sie, sagte Renata lächelnd, so würden Sie mir wieder wie einst vorwerfen: ich sei Lucifer."

„Ja! rief Cecil, der Träger des Lichts — das sind Sie; aber das ist kein Vorwurf! es war damals nur eine Form, in der allein Sie eine Huldigung gelten ließen, und auch noch jezt verschmähen Sie meine Bewunderung."

„Ich bitte Sie, sagte Renata sanft, sparen Sie für das Große und Schöne sie auf, und dann feiern Sie innerlichst andächtig, wie ein eleusinisches Geheimniß, das Mysterium von der wundervollen Hoheit des menschlichen Wesens, wenn ein Stral höheren Lichtes es durchleuchtet. Aber mir gebührt das nicht. Ich bin ja höchstens gut."

„Allzu demüthig, gnädige Gräfin! rief Cecil etwas spöttisch; Gott ist ja auch nur gut."

„Und weise! entgegnete Renata gelassen. Weise bin ich nun ganz und gar nicht, sonst wüßte ich längst, daß man mit Ihnen nicht aufrichtig sprechen darf. Mich von Ihnen und von Jedermann auf den Götzenaltar Ihrer Adoration wie ein goldnes Kalb legen zu lassen: das schickt sich! Jedoch zu sagen, daß ich vielleicht gut bin — das schickt sich nicht; — das schickt sich nicht in Ihren Augen. Den Maßstab meiner Selbstschätzung soll ich dem fremden Urtheil, nicht der eigenen Erkenntniß entnehmen. Mein lieber Forster! in welcher Welt haben Sie denn gelebt, um so unbegreiflich unselbständig zu sein?"

Cecil hatte schon manchen Vorwurf hingenommen, doch

dieser überraschte ihn über alle Maßen. Als Renata sein Erstaunen sah, rief sie:

„Nicht doch! ich habe mich falsch ausgedrückt! Sie mögen selbständig sein: das bezieht sich auf das äußere Leben und kommt in ihm zum Vorschein durch Handlung. Aber Sie sind unfrei, und das zeigt sich in der Gesinnung. Hab' ich nun Recht?"

„Ja! sagte Cecil; hätte ich zehn Jahr mit Ihnen im Spessart statt in meiner diplomatischen Laufbahn gelebt, so wär' ich wahrscheinlich nicht unfrei. Dies beantwortet Ihre Frage."

„Äußerlich selbständig und innerlich unfrei! sprach Renata gedankenvoll; bewirkt das nicht einen traurigen Zwiespalt, weil man sein Ziel sehr fest und entschieden in's Auge faßt, während man die Mittel von Zufall, Umständen, Glück und Geschicklichkeit abhängen läßt?"

„Ja!" sagte wiederum Cecil.

„Aber dann haben Sie ja nur einen äußeren und keinen innern Halt! rief Renata; und damit kann man nichtswürdig und muß man ziemlich unglücklich sein."

„Ja!" sagte er abermals.

Renata war erschüttert durch Bekümmerniß, beängstigt durch Sorgen, zernagt von Gram. Sie dachte an die tausend und aber tausend Menschen, unter denen ihre Allernächsten waren, denen dieser erkräftigende innere Halt fehlte. Der melancholische Mensch neben ihr, der so indolent den schmerzlichsten Voraussetzungen nachgab, erschien ihr wie jener Aller Organ. Sie erhob sich langsam und ging auf und nieder im Zimmer. Es lag ihr eine Welt von Leid auf dem Herzen.

„Ja, Du gehst zerschmetternd auf den Grund der Dinge!“ sagte Cecil und erschrack, weil er ganz laut gesagt zu haben glaubte, was nur ein Selbstgespräch gewesen war.

„Musik wird uns wolthun in dieser schweren Stimmung,“ sagte Renata nach einer langen ungestörten Pause mit bebender Stimme, und ohne Cecils Antwort zu erwarten setzte sie sich an den Flügel.

Vielleicht war nie ein glühenderes Gebet in Tönen und ohne Worte zum Himmel gesandt. Die Gewißheit einer unendlichen Herrlichkeit sprach sich mit feurigem Glauben, mit freudiger Liebe darin aus; und daneben zitterte die demüthige Bitte, aufgenommen zu werden in diesem himmlischen Reich. Es klang wie ein ewiges Jubellied vom Himmel herab, und wie ein ewiger Klagesang zu ihm empor; aber die Klage war ohne Verzweiflung und der Jubel ohne Triumph. Es war eben eine Sprache der Seligen; eine Sprache, wie Renata sie mit reineren Geistern zu führen schien. Dabei wurde ihr Auge größer und weiter, ihr Blick tiefer, ihre Stirn klarer. Cecil, der aufgestanden und dem Flügel näher getreten war, zitterte vom Scheitel zur Sohle; wie eine Sybilla kam sie ihm vor, schöner, mächtiger, unwiderstehlicher, als er je ein Weib gesehen oder geträumt.

„O meine Heilige, sagte er, bei Dir hab' ich dennoch Frieden, und wenn Du mir auch das nie gebrochene Herz zerbrichst.“

Er hatte nicht geweint über des Bruders Tod, kaum an Nandinens Grab. Jezt weinte er, aber wie ihm schien, über sein eigenes Leben. Als die ungewohnten Thränen sich

wirklich schwer von seinen Wimpern lös'ten, legte er sanft die Hand auf Renatas und bat:

„Lassen Sie es genug sein! Sie versetzen mich in eine Sphäre in der ich nicht heimisch bin, und wo ich mir wie ein Ausgestoßner vorkomme, denn Sie sind dort .... nicht mit mir! und was hilft es mir dann, daß ich Ihnen nachstrebe?"

Renata verstand ihn nicht. Ihre unterbrochenen Melodien rauschten ihr noch durch die Seele, und von ihnen erfüllt sagte sie nachdenklich:

„Ja, so ist's! immer wird man gestört in himmlischen Anstrebungen! Auch ich muß in die Qualen der Welt zurück."

Sie stand auf und sagte zu Cecil: „Es ist doch schön, daß in allen natürlichen warmen Empfindungen ein Band liegt, welches die Menschen zusammen führt und näher bringt in einer Stunde, als es sonst in Tagen und Wochen geschieht. Mir ist, als hätte ich durch die gemeinsame Trauer um die Brüder in Ihnen einen Freund gefunden, und ich danke Ihnen aus voller Seele, daß Sie so ganz ohne Bitterkeit für mich sind."

Cecil küßte schweigend ihre Hand. Es that ihm weh, daß sie ihn so gar nicht verstehen konnte oder wollte. Dazu sah sie so unbeschreiblich gut und vertrauenerweckend aus, daß ihm zu Muth war, als müsse er sie um ihre Liebe bitten, wie man Gott um eine gute Gabe bittet, und hätte nicht Frau von Werden durch ihre Heimkehr das Zwiegespräch beendet und Cecil in die gesellschaftliche Welt zurückversetzt, so mögte es ihm unmöglich geworden sein, diese Bitte zu unterdrücken. Dafür wurde es ihm jezt sehr leicht, und

schnell hatte sich die Sancta Renata wieder in die Gräfin Dobenegg verwandelt, mit der man gelassen, klug und mäßig theilnehmend umzugehen habe, um keinen Verstoß zu begehen. Wie ein Nachtwandler kam Cecil sich vor, der auf seltsamen und gefährlichen Wegen zum Monde unwiderstehlich aufstrebt und plötzlich erwacht, mit kaltem Wasser übergossen. Frau von Werden hatte keine Ahnung von der Wirkung, die all' ihre Freundlichkeiten auf ihn machten. Sie selbst sprach sich damit das Herz zugleich warm und leicht, und hatte also dadurch ein befriedigendes Gefühl; wie hätte sie voraussetzen können, daß es vollkommen einseitig sei, und daß in einem Blick Renatas mehr Trost, weil mehr Wahrheit, lag.

„Jezt reise ich aber; sprach Renata zu Frau von Werden, als die Schwägerinnen allein waren. Diese Ereignisse mahnen mich, daß es schnell vorbei ist mit dem menschlichen Leben, und daß ich mein irdisches Haus bestellen muß. Ich gehe nach Ebernbach und mache mein Testament."

„Nicht diese finsteren Gedanken!" bat Charlotte.

„Sie sind hell, denn sie stiften Ordnung für den Fall meines Todes, damit Du, Deine Tochter, meine Geschwister, damit Ihr Alle findet möget, was Euch gebührt, und ohne Zwietracht und Unruh."

„Diese Testamentsverfügungen, wo Jemand sich bei lebendigem Leibe wie eine Leiche behandelt, sind mir ein Greuel!" rief Frau von Werden.

„Ich liebe die Ordnung in allen Dingen, entgegnete Renata. Da ich aber eben so gut heirathen und Kinder haben, als sterben kann, so betrachte sie nicht, ich bitte Dich, als eine Vorahnung meines Todes" . . . . —

„Wirklich? Du sprichst von Heirath, von Kindern? unterbrach Charlotte ganz verwundert; das freut mich.“

„Wer kennt die Zukunft! ich weiß ja gar nicht, ob meine gegenwärtige Freiheit mir lästig oder lieb ist. Ich muß das Leben versuchen, und vor Allem eine Pflicht erfüllen, indem ich Eusebien zu helfen trachte. Erst nach Ebernbach, und dann zu ihr.“

„Um's Himmelswillen nicht! rief Charlotte. Hilf ihr, thue für sie, für Mann und Kind, was Du willst, was Du kannst; aber gieb Dich ihr nicht ganz hin. Ihr kennt Euch so wenig, Ihr Geschwister alle! Blutsverwandtschaft ist zwischen Euch, ob Seelenverwandtschaft — wißt Ihr selbst nicht! In frühester Jugend, unentwickelt, seid Ihr aus der Heimat und in alle Welt gegangen, habt Euch nie oder höchst selten wiedergesehen! Wenn Du jezt, in einem so entscheidenden Augenblick zu Eusebien gehst, so kannst Du nicht voraus berechnen, wie sehr sie Dich in Anspruch nehmen wird“ . . . . —

„Das heißt, liebe Charlotte, wie sehr sie meiner bedürfen mag, und eben darum geh' ich zu ihr. Für Diane konnte ich, meiner Gesinnung nach, nichts thun. Ich habe sie fallen lassen, weil sie sich selbst fallen ließ. Doch Eusebie wird nur durch äußere Unfälle, an denen sie selbst nicht Schuld sein mag, heimgesucht; hat sich nicht erniedrigt, nicht ihre Pflicht vergessen: wie dürfte ich zaudern, ihr tröstend zur Seite zu stehen!“

Als Frau von Werden Renata unerschütterlich fand, wünschte sie ihr seufzend, daß sie ihren Entschluß nie bereuen möge. Darauf ließ Renata ihren Wagen packen, und noch am nämlichen Abend, nach einem herzlichen Ab-

schied von Charlotte, fuhr sie durch die kühle Mondnacht auf der Straße von Aschaffenburg und darüber hinaus tiefer in den Spessart, nach dem schönen einsamen Ebernbach.

„Sie ist fort!“ sagte Frau von Werden am andern Morgen ganz niedergeschlagen zu Cecil.

„Nein!“ erwiderte er ungläubig und beängstigt.

„Meine Schwägerin ist fort nach Ebernbach,“ wiederholte Frau von Werden, als müsse sie sich bestimmter ausdrücken, um besser verstanden zu werden.

Cecil wurde leichenblaß. Ihm fehlte die Erde unter den Füßen. Er stand der Frau von Werden grade gegenüber an einen Blumentisch gelehnt. Ein Flor sank ihm über die Augen. Er antwortete nicht.

Frau von Werden sah ihn erst befremdet, dann mitleidig an, stand auf, schob ihm einen Stuhl hin und sagte mehr zu sich selbst als zu ihm:

„Sie hatte also doch Recht, und ist wol deshalb gegangen.“

„Weshalb?“ fragte Cecil ton- und gedankenlos.

„Weil sie ahnte, was ich sehe.“

„Nicht doch, gnädige Frau, entgegnete er allmälig zur Besinnung kommend; sie ahnte nichts, was mich betrift, konnte nichts ahnen. Glauben Sie mir, zu ihren Entschlüssen hab' ich nicht eines Sandkorns Gewicht beigetragen.“

„Das können Sie nicht wissen, erwiderte Frau von Werden tröstend. Sie hat ein durchdringend scharfes Auge. Sie mag abgereis't sein um .... Sie zu vermeiden“ .... —

„O nicht doch, gnädige Frau! rief Cecil mit bitterm Spott; da erweisen Sie mir zu viel Ehre.“

„Hat Sie Ihnen einen andern Grund gesagt? mir kamen die, welche sie vorbrachte, von Testament machen und ihre Schwester besuchen, so unhaltbar vor, daß ich nicht geneigt bin, den meinen aufzugeben;“ sagte Frau von Werden mehr um Cecil zu beschwichtigen, als aus Überzeugung.

„Ich bin nie zudringlich gewesen, entgegnete er, weshalb sollte sie mich meiden wollen?“

Frau von Werden wollte nicht zu weit gehen mit ihren Tröstungen, weder sich und Renata compromittiren, noch auch Cecil jede Hofnung rauben, da doch Renata ganz ausdrücklich von der Möglichkeit einer zweiten Ehe gesprochen hatte. Darum antwortete sie entschlossen:

„Dergleichen Fragen müssen Sie selbst Sich beantworten. Genug, Renata ist nach Ebernbach.“

„Und was macht sie da, so traurig, so ganz allein?“

„Sie hat bei Lebzeiten meines armen Bruders alle Geschäfte mit wundervoller Umsicht und Pünktlichkeit besorgt, und ist mit praktischer Einsicht der Verwaltung der weitläuftigen Herrschaft und des großen Vermögens vorgestanden. Sie wird es auch ferner thun, denn es ist ihr Eigenthum.“

„Wirklich! rief Cecil mit unglaublicher Bitterkeit; so hat sie sich also wirklich für den Mammon verkauft!“

„Das nennen Sie sich für den Mammon verkaufen, sprach Frau von Werden überraschend lebhaft, wenn ein blutjunges, im strengen Gehorsam aufgewachsenes Mädchen mit himmlischer Resignation und mit heiliger Barmherzigkeit die Pflicht übernimmt und ausführt, die ein fremder Wille ihr auflegt. Schämen Sie Sich, schäme sich der, der

Ihnen dergleichen erzählt hat! Aber ich sehe wol, daß nach den Renata-Seelen nichts so selten auf der Welt ist, als Seelen, welche sie verstehen."

Dieser Ausbruch warmer bewundernder Überzeugung war ein solches Labsal für Cecil, daß er sich fast beruhigt über ihr Verschwinden fühlte, und mit freudigstiller Zuversicht heimlich zu sich selbst sprach: So hatte ich wol Recht, sie über Alles zu lieben, und ich will es nun auch mit Bewußtsein thun.

Wol that er das; und mit der ganzen Vehemenz seines Charakters warf er sich jezt in die Richtung, die ihm das Leben und die Zukunft in einer bis jezt ungeahnten Herrlichkeit und unverstandenen Glorie wies. Er dankte der Vorsehung, die ihm ein neues, strebenswerthes Ziel aufgesteckt. Er erhob sich aus der Atonie, in welche er durch lange Gleichgültigkeit versunken war, mit verjüngten Kräften. Die Erschütterungen und Schmerzen seines Lebens, all' die todten, all' die wunden Erinnerungen schienen ihm Äquinoctiumstürme, die den Frühling vorbereiten; schwere Morgenträume, aus Phantasie und Wirklichkeit gewebt, auf die der helle Tag folgt; das Fegefeuer, das die erste Stufe zum Paradiese ist. Er war erstaunt, dies neue Gefühl in sich zu entdecken, aber er begrüßte es mit Jubel, denn es hob ihn in eine neue Phase der Existenz. Nur war es ihm unerträglich, nichts von Renata zu hören noch zu sehen. Als sie da war, mogte wol ein Tag, mogten gar einige Tage vergangen sein, ohne daß er Frau von Werden besucht hätte; aber die Gewißheit, Renata zu finden, wenn er hinginge, hatte tröstlich im Hintergrunde gestanden — wie der Tag voll Nebel und Wolken uns doch nicht an der

Sonne zweifeln läßt. Jezt ergriff ihn die fürchterlichste Unruh zu wissen, was sie mache, wie sie lebe, mit wem sie lebe, womit sie ihre Tage ausfülle. Er versuchte diese Unruh einer andern Ursache beizumessen, der Trauer seiner ganzen Familie, dem Schmerz um Sigismund, einem dumpfen Durst nach Rache. Doch nein! er wollte sich nicht täuschen! in dem Schicksal, das Sigismund getroffen, lag Ursach zu aller Betrübniß, doch keine zu dieser namenlosen Spannung, und er mußte sich selbst Vorwürfe machen, weil er in ihr auch seine Trauer vergaß.

Acht Tage ertrug er diesen Zustand, der ihn in ein Fieber voll Visionen, Ermattung und Aufregung warf. Gott! dachte er, wenn ich doch urplötzlich als Courier nach Constantinopel oder Lissabon geschickt werden mögte! — Doch keine Couriere gingen vom ruhigen Bundestag aus. Oder wenn ich eine Arbeit bekommen könnte von der meine Ehre, meine Stellung, meine ganze Existenz abhinge! — Doch seine Arbeiten beschränkten sich darauf, daß er täglich einige Morgenstunden in der Kanzlei seines Ministers zubrachte, und dort zuweilen, in Ermangelung anderer Geschäfte, seine Briefe schrieb. — Seine eigenen Studien, geschichtliche, politische, publizistische Lectüre, Übersetzungen aus und in fremde Sprachen ekelten ihn an. Ich habe mehr studirt, als ich in den ersten funfzig Jahren anwenden kann! spottete er verdrießlich.

Nun! rief er endlich, es ist Thorheit, ich weiß es, und ich mache mich am Ende gar lächerlich, aber es thut nichts! ich muß sie sehen, Ebernbach kennen, ihre Beschäftigungen wissen, dadurch einen Anknüpfungspunkt für meine Phantasie erlangen, und dann . . . . nichts weiter . . . . vor

der Hand. — Er befahl seinem Diener auf alle Nachfragen zu sagen, daß er unwol sei und ungestört bleiben wolle, und nachdem er bis gegen Mitternacht bei seinem Minister gewesen war, ritt er ganz allein, auf heimlich bestellten Postpferden, die ihn auf jeder Station erwarteten, nach Ebernbach. Um sieben Uhr früh kam er in dem kleinen Marktflecken an, stieg im Wirthshaus ab, und gab sich für einen Maler aus, der das berühmte Ebernbacher Schloß nach der Natur zeichnen wolle. Diese Absicht schmeichelte ungemein der dicken Wirthin, die wie alle Kleinstädter nichts Schöneres kannte, als ihr Örtchen, dem eine ähnliche Ehre noch nicht widerfahren war. Denn Ebernbach lag in einem schmalen, mit wildbewachsenen Bergen eingefaßten winzigen Thal; die krummen, nach ländlicher Weise durch Gärten und kleine Wiesen unterbrochenen Gassen führten, ein wenig aufwärtssteigend, zu dem unregelmäßigen Marktplatz; und jenseits desselben führte eine Ulmenallee zwischen Gartenanlagen hindurch grade auf das Schloß, das ein langes Mittelgebäude mit zwei langen Flügeln und recht stattlich, doch gar nicht malerisch war. Der Garten zog sich um das Schloß rund herum und hinten zum Bergabhang hinauf, und verschmolz mit dem Walde. Die ganze Gegend hatte einen unbeschreiblich einsamen Charakter. Die Poststraße nach Miltenberg lief eine halbe Stunde vom Eingang des Thals ab. Es schien durch nichts mit der Welt verknüpft, als durch ein Waldwasser, das es in seiner ganzen Länge durchschnitt, und dann in's Weite floh. Je nach der Stimmung, in der man sich eine solche Gegend betrachtet, erscheint sie beschränkend oder befriedigend. Vielleicht ist sie Beides: dieses für's Herz, jenes für die Phantasie. Cecil

fand sie melancholisch und rauh. Es war Ende April, die Erde schon grün, die Gebüsche grünend, aber der Wald, insoweit er aus Laubholz bestand, noch kahl und dürr, und das Nadelholz schwarz abstechend gegen das helle Grün der Erde und das scharfe Blau des Himmels.

„Vor drei Wochen gab's noch fußhohen Schnee!“ versicherte die Wirthin, und die Luft war so rauh, daß Cecil es gern glaubte. Er fragte nach der Herrschaft.

„Unsre Herrschaft, versetzte die Wirthin, ist jezt nur unsre Gräfin, seit unser Graf vor vier Monaten und drei Tagen das Zeitliche gesegnet hat. Gott hab' ihn selig, den armen guten Herrn! er hat nicht viel Freuden auf dieser Welt genossen, so reich er war.“

„Hat er keine Kinder hinterlassen?“ fragte Cecil, um die Frau reden zu machen.

„Du liebe Zeit! erwiderte sie, mitleidig die Achseln zuckend. Wenn man sie aus dem Brunnen schöpfte, oder wenn sie unterm Krautkopf wüchsen, oder wenn der Storch sie brächte — dann hätt' es wol Kinder auf dem Schloß geben können. Aber so! — ach du mein Heiland, nein!“ —

„Was macht denn aber die Gräfin so ganz allein in dem großen Schloß?“

„Lieber Gott! was sie immer gemacht hat; denn sie war ja immer bei Lebzeiten des Grafen so gut wie allein, und mußte Alles besorgen und befehlen, was sonst ein Herr befiehlt. Der Amtmann, der Pfarrer, der Rentmeister, der Schulmeister, der Secretär, hier zu Ebernbach wie auch drüben zu Burgeis und zu Marienort bei Würzburg: Alle hatten und haben sich an unsre Gräfin zu wenden in ihren Obliegenheiten, und das giebt ihr gar viel der Arbeit. Jezt

will sie eine große Reise machen, verlautet es, seit sie aus Frankfurt zurück ist; nach Italien, oder da herum — was mir nicht recht einleuchten will für solche Dame, die daheim wie eine Prinzessin leben könnte, besonders wenn sie in eine zweite und glücklichere Ehe träte. Aber die jungen Wittwen haben's meistens satt mit der Ehe, und unsrer Gräfin wäre es just nicht zu verdenken, sobald sie sich alle Mannsleute so vorstellt, wie den seligen Grafen. Was ich mir aber vorstelle ist das: sie wird ein oder zwei Jährchen in der Welt herumreisen und dann mit einem schönen und braven Mann zurückkommen, und sich in Ebernbach für immer festsetzen."

„Ja, sagte Cecil, das wäre am Besten, denn hier hat man sie gewiß recht lieb."

„Das sollt' ich meinen! versetzte die Wirthin mit einigem Stolz. Was gab es nicht neulich für ein Jubiliren, als sie aus Frankfurt zurückkam! es war uns Allen noch Einmal so wol zu Muth, denn sie ist gut wie der liebe Herrgott. Ja ja! wundre sich der Herr nur so viel er will! wahr muß wahr bleiben. Gnädig, mildthätig, barmherzig, zugänglich, so ist unsre Gräfin! gut, wie der Herrgott will, daß die Großen und Reichen gegen die Kleinen und Armen sein sollen — und wie sie doch beileibe nicht Alle sind."

Während die Wirthin mit der maschinenmäßigen Redseligkeit dieser Frauen Cecil beim Frühstück bediente, dachte er, daß schon dies Lob und der Anblick von Ebernbach ihm seinen nächtlichen Ritt reichlich lohnten. Dann nahm er sein Portefeuille mit Zeichenapparat unter den Arm und ging auf gut Glück dem Schlosse zu. Er wünschte glühend Renata zu

sehen, ohne von ihr gesehen zu werden. Fast erröthete er bei dem Gedanken, daß sie ihn erkennen könne. Sie war gar nicht die Frau, die durch solchen romantischen Überfall gerührt oder erfreut wird, und da sie ihn nie nach Ebernbach eingeladen hatte, so würde sie ihm im besten Fall nur die Gastfreundschaft der pflichtmäßigen Höflichkeit angedeihen lassen, die er nicht im Geringsten anzusprechen wünschte.

Wie war Alles so still um das Schloß herum! ein Paar Gartenknechte harkten die Seitenwege rein, die sich durch die Gebüsche neben der Ulmenallee tiefer in den Park hineinschlängelten. Schweigsam verrichteten sie die leichte Arbeit, die sie sich durch ein Pfeifchen Taback noch leichter machten. Außerhalb des Eisengitters, das sich dem Mittelgebäude gegenüber von einem Flügel zum andern zog und den Hof abschloß, blieb Cecil stehen und schaute hinein. Zwei Stalldiener schoben aus dem geöfneten Thor der Wagenremise eine leichte Kalesche heraus, und der eine blieb bei ihr betrachtend und nachschauend, ob Alles in gutem Stande sei, und während er die Polster ausklopfte, pfiff er ein leises Lied. Der andere war in's Innere der Ställe zurückgegangen. Drei Hunde, ein Neufundländer und zwei Terriers, spielten in der Mitte des Hofes täppisch miteinander, bis plötzlich die kleine Miß, Renatas wolbekanntes weiß mit schwarz geflecktes Wachtelhündchen aus der Thür des Hauptgebäudes heraus, und wie ein Vogel zwischen die plumpe Gruppe schoß, sich über sie kugelte und dann pfeilgeschwind, zur Nachfolge auffodernd, den ganzen Hof umkreis'te. Die Terriers setzten ihr nach so rasch sie konnten; der Neufundländer aber sah diesem Spiel des Auflauerns, des Haschens, des Entwischens halb gravitätisch, halb me-

lancholisch zu, wie ein Mensch, der nicht recht weiß ob es ihn freut oder grämt, daß er nicht mehr an den jauchzenden Spielen der Kinder Theil nehmen kann.

Als Cecil sich darauf ertappte, daß auch er ganz aufmerksam den pfeifenden Stalldiener und die kläffenden Hunde beobachtete, fuhr er zusammen über den Gedanken, wie beschränkt der Horizont sein müsse, in welchem kein andres Bild den Blick auf sich ziehe. Er ging in den Garten, Auch dort dieselbe Stille. Die Vögel sangen, und je tiefer er in den Park eindrang und vom Schloß sich entfernte, um desto vernehmlicher rauschte der Waldbach, der in kleinen muntern Kaskatellen vom Bergabhang herabsprang. Aber Naturstimmen, so laut sie auch sein mögen, unterbrechen für das menschliche Ohr die Stille nicht. O Renata! seufzte Cecil aus beklemmter Brust, wär' es ein Wunder wenn Du in dieser Einöde, abgeschnitten von den Menschen, verlernt hättest zu fühlen und zu lieben? Hier hat sie gelebt fast zehn Jahre, die Rosenjahre des Lebens, an der Seite eines Mannes, der leiblich und geistig unentwikkelt, in kränkelnder Schwäche, in beängstigendem Leiden vegetirte; und sie ist ein Engel an Reinheit und Güte geblieben! Welch' eine läuternde und erhebende Kraft liegt in einer solchen für Andere gelebten Existenz! Alles was sie an Breite verliert, gewinnt sie an Tiefe; und ist der Horizont eng, so überspannt ihn auch dafür ganz und gar der Regenbogen, den wir andern nur stückweis' am Himmel schweben, aber nie auf unsrer Erde stehen sehen.

Aus der Waldeinsamkeit entfernte sich Cecil mit dem Bach, der dem Blumengarten auf einer andern Seite zueilte. Da lagen große Gewächshäuser; da waren auch einige

Menschen, Arbeiter, und ein Gärtner ging beaufsichtigend und anordnend zwischen ihnen umher. Cecil bat um Erlaubniß die Häuser besehen zu dürfen, und der Gärtner führte ihn bereitwillig und artig durch warme und kalte, und erklärte ihm Namen und Herkunft aller Pflanzen, unter denen viele höchst seltene waren. Als Cecil seine Verwunderung über die großartigen Sammlungen aussprach, entgegnete der Gärtner:

„Es war die einzige Liebhaberei unsers seligen Herrn, darum fehlte es uns in keiner Jahreszeit an Blumen. War der Garten leer, so mußten die Häuser um desto voller sein! tagelang ging er dazwischen umher, half begießen, die Gewächse säubern, anbinden, umpflanzen, wiederholte ihre Namen auf deutsch und lateinisch so lange, bis er sie wie am Schnürchen im Gedächtniß hatte; und kamen sie zur Blüte — so pflückte er sie ab, preßte, trocknete sie, und klebte sie in sein botanisches Album, wie er es nannte. Aufgeklebt gefielen ihm die Blumen weit besser. Dann verwelken sie doch nicht! pflegte er zu sagen. So mag er wol hundert schöne Bücher in prächtigem Einband, mit Goldschnitt, vollgeklebt haben — im Schloß ist eine ganze Bibliothek davon — und unter jede Pflanze hat er mit deutscher und lateinischer Schrift ihren gemeinen und ihren botanischen Namen geschrieben. Da er aber ganz unwissenschaftlich zu Werke ging, schloß der Gärtner mit bescheidenem Mitleid, so sind jene Herbarien ohne Werth. Unsystematisch durcheinander gewürfelt liegt die Alpenblume neben dem Tropengewächs, die Orchidea neben dem Lavendel.“

Jedes der drei Gewächshäuser hatte einen kleinen bequem eingerichteten Salon und eine Volière: die Orangerie mit

Kanarienvögeln, das warme Haus mit Papageien, das kalte mit seltenen Tauben.

„Auch eine Ergötzlichkeit vom seligen Grafen diese Vögel zu füttern und zu zähmen, erklärte der Gärtner, als Cecil ganz betäubt von all' dem Zwitschern, Schreien und Girren war; und während er sich mit den Vögeln beschäftigte, saß die Frau Gräfin mit einem Buch oder einer Handarbeit im kleinen Saal, und wol zwanzig Mal in einer Stunde ging er zu ihr, weil er etwas zu fragen oder zu erzählen hatte. Starb einer von diesen Vögeln, so mußte er ausgestopft werden — im Schloß ist eine große Sammlung — und dann rief der selige Graf ganz vergnügt: So! der bleibt nun immer schön, immer jung."

„War denn der arme Herr ganz wahnwitzig?" fragte Cecil beängstigt.

„Nein! das kann man wol nicht eigentlich behaupten. Nur schwachsinnig war er durch die fallende Sucht allmälig geworden, so daß er kein Urtheil, keinen eigentlichen Willen hatte. Aber er kannte uns Alle, rief Jeden bei Namen, und hatte Gedächtniß für manche Dinge."

Cecil fragte den freundlichen Gärtner, ob er wol auch das Innere des Schlosses sehen könne; es sollten so schöne Bilder darin sein.

„Heute werden Sie es gewiß sehen können, antwortete der Gärtner, obgleich es hier eigentlich nicht Sitte ist und es auch nicht sein konnte, so lange der selige Graf lebte, der häufig und überall seine üblen Zufälle bekam. Aber gerade heute um eilf Uhr fährt die Frau Gräfin nach Burgeis hinüber, speis't dort beim Pfarrer und kommt erst gegen Abend heim. Da dürfen Sie Sich nur an den Kastellan

wenden, der unten links im Schloß wohnt, und er zeigt Ihnen gewiß alle Zimmer, die Sie zu sehen wünschen."

Cecil dankte dem Gärtner für seinen freundschaftlichen Bescheid, und ging mit einigen Umwegen zurück nach der Ulmenallee, durch die Renata fahren mußte. Mit dem Glockenschlag eilf hielt die kleine Kalesche vor dem Haupteingang des Schlosses, und gleich darauf rollte sie mit Renata über den Hof, durch die Allee in den Flecken hinein, und entschwand jenseits des Marktplatzes in einer krummen Gasse. Cecil war hinter ein Dickicht von grünenden Gesträuchen getreten; doch hatte er Renata deutlich gesehen, in ihrem Traueranzug ganz wie gewöhnlich, und die kleine Miß zu ihren Füßen stehend, die Vorderpfoten gegen den Wagenschlag gestemmt und neugierig in's Weite schauend. Als sie fort war ging er dem Schloß zu, und gelangte ungestört bis zur Wohnung des Kastellans. Er hatte auf alle Fälle ein Visitenbillet von Frau von Werden in sein Schreibtäfelchen gesteckt, worauf sie ein Paar empfehlende Worte geschrieben für einen jungen Porträtmaler, den sie kürzlich ihm zugeschickt hatte. Diese Karte wendete er jezt auf sich selber an, und der Kastellan rückte sein Käppchen vor dem wolbekannten Namen der Schwester seines verstorbenen Herrn. Dann nahm er einige Schlüssel und begann Cecil umherzuführen. Die Zimmer des Grafen waren noch genau so, wie er sie bewohnt hatte, und enthielten nichts Merkwürdiges, als eben die prächtigen und sinnlosen Herbarien, und die Unzahl ausgestopfter Vögel, von denen der Gärtner erzählt. Ein Billardzimmer und eine große und sehr gut gehaltene Bibliothek schloß sich an jene Zimmer, die im Erdgeschoß lagen: „denn der Herr Graf erstieg

ungern Treppen, die ihn müde und schwindlich machten," berichtete der Kastellan. Im obern Stockwerk lag eine Reihe von Prunkgemächern, eine andere von Gastzimmern, Alle stattlich, wolgehalten aber ungebraucht, augenscheinlich für glücklichere häusliche Verhältnisse berechnet als die waren, welche den letzten Besitzer von aller Freude an Geselligkeit und Gastfreundschaft ausschlossen. Eine traurige Öde brütete in diesen Räumen, denen doch keine Bequemlichkeit und kein Luxus mangelte, sondern nur eben die beseelende Spur des menschlichen Treibens. Es ist aber vernichtend hier — mußte Cecil ununterbrochen denken — wie hat sie hier leben können, ohne zur Mumie zu werden! — — Er stand in einem prächtigen Saal, mit Marmorkaminen, mit Spiegeln und Kronleuchtern, wie man sie in Königswohnungen findet, mit langen Fensterthüren, die auf einen geräumigen Balkon führten, der den Garten dominirte; — aber ihm wurde der Athem beklemmt.

„Wo sind denn aber die Gemälde?" fragte er halb ungeduldig, halb beängstigt.

„Hier, bei der Frau Gräfin," sagte der Kastellan und schloß eine Seitenthür auf.

Cecil trat hastig ein, that einen tiefen und erleichternden Athemzug, setzte sich ohne Umstände und sah sich um, während der Kastellan die Thür nach den Prunkgemächern bedächtig wieder verschloß.

Ganz wie sie selbst! dachte Cecil, mit einem Blick die drei Zimmer überfliegend, die geöfnet neben einander lagen. Das erste war ein Salon mit hellgelbem Damast möblirt und tapezirt, in dessen Mitte ein Flügel stand; das zweite, mit hellblauem Damast, mit Schreibtisch und Bücherschränken, war ein Arbeitskabinet; das dritte mit dunkelblauem

Damast ein Schlafzimmer. Nirgends war eine Spur von dem modernen Geschmack, der die Wohnungen in buntscheckige, glitzernde Antiquitäten-Kuriositäten- und Kunstkammern verwandelt; nirgends Statuetten, Schnitzwerk, fingerlange Büsten, Lithographien, buntes Glas, Porzellanpuppen, Schaalen, Flakons; nirgends diese Millionen von Niedlichkeiten, die nach zehn Jahren Scherben, oder reif für die Polterkammer sein werden, und die den Beweis liefern, wie sehr der gute Geschmack in der Mode untergeht. Diese Räume waren weder durch Leere noch durch Überfülle unbehaglich; es herrschte weder eine gesuchte Einfachheit, noch ein gesuchter Schmuck in ihnen. Alte Pendulen von Boule, große chinesische Vasen mit pot-pourri standen auf den Kamingesimsen, und an den Wänden hingen Gemälde, gute Copien nach berühmten Originalen aus der Gallerie zu Wien, von denen Cecil mit Freude eine rafaelische heilige Familie, Rembrandts studirende Mönche, Murillos Ecce homo erkannte. In Renatas Schlafzimmer interessirten ihn zwei Bilder die er sah, bei Weitem nicht so sehr als ein drittes, das er nicht sehen konnte, und das zu Häupten ihres Bettes in einem verschlossenen Rahmen hing. Jene waren die Porträts ihres Mannes, als schönes dreijähriges Kind, und dessen Mutter, von Madame Lebrun.

„Es sollen große Kunstwerke sein, wie der Herr wol erkennen wird, da er Maler ist, sagte der Kastellan. Aber sei das Gemälde von der seligen Gräfin so herrlich es wolle: es reicht doch lange nicht an ihre Vortreflichkeit. In jungen Jahren ward sie Wittwe, lebte trotz Jugend, Schönheit und Reichthum in unausgesetzter Wittwentrauer, erzog und pflegte den seligen Grafen, ihren einzigen Sohn, so

treu und gut wie sie vermogte, erzog und vermälte die Frau Baronin von Werden, und als sie vor Gram, Sorgen und Anstrengung vor der Zeit müde zum Sterben war, da suchte sie ihm eine Gemalin, die ihren edlen Wegen nachfolgen möge, vermälte ihn mit unsrer jezigen Frau Gräfin, und beschloß zehn Monat später ihr gottseliges Leben durch einen sanften Tod. Nun, da sie ihren Sohn auch droben bei sich hat, wird ihr wol nichts mehr fehlen zur ewigen Freude des Paradieses; aber auf Erden hatte sie es schwer."

„Die jezige Gräfin muß es auch schwer gehabt haben mit dem kranken Gemal," entgegnete Cecil.

„Kaum zehn Jährchen! erwiderte der Alte mit jener entschiedenen Vorliebe der Greise für ihre Zeitgenossen. Und dann weiß der Herr ja wol, daß eine Mutter sich anders grämt, als eine Gemalin. Die jezige Frau Gräfin ist gar gut, sanft und geduldig für ihn gewesen, aber sie liebte ihn nicht, wie die Selige, sie hatte keine Zärtlichkeit für ihn" .... —

„Wie wäre das auch möglich gewesen!" sagte Cecil, jedoch nicht laut, um den Alten nicht zu ärgern.

„Es war eben nicht ihr Blut! schloß der Kastellan seufzend; und daher war sie dann auch zu Zeiten so traurig und niedergeschlagen, wie ich die Selige nie gesehen habe, und nun ist sie doch frei und reich, und die Allerlezte, die auf der Welt noch Dobenegg heißt, während jene nie zum Glück mehr kam, und troz all' ihrem Gram mehr denn zwanzig Jahr lang äußerlich heiter verblieben ist."

Um sich in die Gunst des Alten zu sezen, begann Cecil auf's Lebhafteste die beiden Porträts zu rühmen und zu bewundern, und schloß dann mit der Erklärung: Frau von

Werden habe ihn beauftragt, das Gemälde der seligen Gräfin im Umriß abzuzeichnen, und er wolle die günstige Gelegenheit benutzen, wenn der Kastellan ihm einige ungestörte Stunden verstatten könne. Der willigte gern ein, ging hinunter als seine Essensstunde schlug, und überließ Cecil sich selbst und seinen Arbeiten. Statt sich aber mit dem Porträt zu beschäftigen, zeichnete er das Intérieur der drei Zimmer, flüchtig ausgeführt, aber genau in der Anlage, um es später mit Muße auszuarbeiten; und hatte nun die Befriedigung Räume und Örtlichkeit zu kennen, in denen Renata sich bewegte. Er betrachtete genau ihre Bücher, Portefeuilles, Albums, doch ohne sie zu öfnen oder zu berühren, weil er wußte und fühlte, daß sie sehr ordentlich war, und weil ordnungsliebende Menschen sogleich erkennen, wenn Jemand ihre Sachen berührt und etwa ihre Papierscheere umgekehrt hat. Er wollte nicht einen störenden Eindruck hinterlassen, sondern gar keinen und nur einen befriedigenden mit sich nehmen. Die ganze Garnitur von Renatas Schreibtisch, Schreibzeug, Handleuchter, Oblatenschaalen, Papierpresser — Alles war von einfachem Wiener Pflasterstein. Wie ihr das Wien am Herzen liegt! dachte Cecil; sie ist rings umgeben mit Erinnerungen daran. Eine Oblate mit ihrem Namenszug nahm er ganz vorsichtig als Andenken mit. Denn er mußte doch am Ende gehen: wenn er nicht Renatas Rückkehr erwarten wollte. Er verwahrte seine Skizzen, ging noch einmal durch die drei Zimmer, blieb so lange vor dem Bilde im verschlossenen Rahmen stehen, bis ihm war, als blickten ihn die glänzenden schwarzen Augen des Ungarn an, und eilte dann hinab zum Kastellan, der vor Begierde brannte, das Bild der seligen Gräfin zu sehen.

Doch Cecil konnte sehr natürlich auf diesen Wunsch nicht eingehen, entschuldigte sich mit dringender Eil, drückte dem Alten einen Karolin in die Hand und entfernte sich schleunig, denn die Sonne war ihrem Untergang nah. Der Kastellan sah höchst bedenklich das Goldstück an, das ihn von einem fremden jungen Maler, der für Frau von Werden arbeiten sollte, überraschte. Schwer fiel ihm der Gedanke auf's Herz, es möge ein schlauer Betrüger sein, der da oben irgend eine Köstlichkeit geraubt, und durch den Karolin sich habe verdachtlos machen wollen. Zitternd vor Besorgniß eilte der Alte hinauf, und sah zu seiner unsäglichen Beruhigung alle Bilder, alle Bücher, alle Kästchen, alle großen und kleinen Meubles an ihrem gewohnten Platz hängen, liegen und stehen; und nachdem er sämtliche große und kleine Schlösser untersucht, und sie niet- und nagelfest und im Normalzustand gefunden, wischte er den Angstschweiß von der Stirn und murmelte:

„Gottlob! es war kein Spitzbube!“

Kaum war Cecil im Wirthshaus angelangt, als Renata heimkehrte. Er war jubelvoll glücklich über die Gunst des Schicksals, das seinen Wünschen so bereitwillig die Hand geboten, und ließ sich während seines Diners, an das die Wirthin all' ihre Kochkunst verschwendet hatte, noch viel von ihr erzählen, was Renatas Leben in Ebernbach betraf, und was Alles ernste Gewohnheiten und edle Gesinnungen verrieth. Für zehn Uhr Abends beorderte er das Wägelchen der Wirthin, um damit nach Aschaffenburg zu fahren, und bis dahin ging er noch einmal in den Park, um das Schloß im Mondschein zu sehen — wie er sagte.

Renatas Zimmer waren die einzigen erhellten in der ganzen dem Garten zugewendeten Façade.

Alles ist still und leblos rings um sie her, dachte Cecil und setzte sich auf eine Bank ihren Fenstern gegenüber; bei ihr allein ist Leben, sie ist das Herz dieses Körpers. Es überfiel ihn jene unmermeßliche Melancholie, die uns in stiller Nacht, in abgeschiedener Umgebung, in mäßigfreundlicher Natur, unter einem kühlen Himmel beschleicht, und die sehr verschieden von jener andern, aber eben so unermeßlichen Melancholie ist, der wir in der reichsten Fülle des Lebens uns zuweilen nicht erwehren können. Mögen wir haben oder nicht haben, genießen oder darben, besitzen oder entbehren, weinen oder lächeln, dulden oder triumphiren, auf Dornen liegen oder auf Rosen, immer und ewig bleibt der Grundzug unsers Wesens — ein heimliches Suchen, zuweilen unruhig bis zur Verzweiflung, zuweilen abgedämpft bis zu einer linden, erquickenden Regung; bald gleich dem Abendwind lieblich spielend mit den Wellen unsrer Seele, bald gleich dem Sturm sie aufwühlend in ihren verborgenen Tiefen; immer: damit die Kräfte nicht stagniren oder erstarren. Gleich der zitternden Bewegung der Magnetnadel, die dennoch standhaft nach Norden weis't, sollte dieses Suchen auch dem Zuge untergeordnet sein, welcher die Menschenseele vom Durst nach dem Endlichen ab-, und dem Unendlichen zulenkt. Weil das gar nicht, oder selten, oder zu spät geschieht: darum ist sie melancholisch im Leid wie im Glück, und beim Verlangen ebensosehr, wie bei dem Genuß.

Cecil hätte sein halbes Leben für eine halbe Stunde mit Renata hingegeben, und war schon einmal aufgesprungen und im Begriff in's Schloß zu gehen. Aber nein! rief er,

nein! lieber kein Blick von ihr, als ein kalt-höflicher, oder gar ein befremdeter! Nein! ich habe für diesmal Alles erreicht, was ich erreichen wollte. — Er wickelte sich in seinen Mantel, denn der Nachtwind kam kühl über die Berge und aus den Wäldern herab, und von dem Waldbach, der in der lautlosen Stille stärker und vernehmlicher rauschte, wehte eine scharfe Zugluft herüber. Er suchte Renatas Beschäftigungen zu errathen, denn beobachten konnte er sie nicht; die Fenster waren allzu hoch. Lichter standen im Salon auf dem Flügel, Lichter im Kabinet auf dem Schreibtisch; das erkannte er, weil er die Einrichtung der Zimmer kannte. Plötzlich trat Renata an das Fenster des Kabinets und öfnete es. Er schrak zusammen, als ob es möglich wäre, daß sie ihn, der im tiefen Schatten saß, gewahren könne; als ob sie eine Ahnung von seinem Hiersein, von seiner nächtlichen Schildwacht haben könne. Renata aber hatte zwei Stunden lang Geschäftsbriefe, Rechnungen und Berichte durchgesehen; ihr Blick war müde, ihr Kopf heiß. Um sich zu erfrischen legte sie sich ein Paar Minuten in die kühle Abendluft hinaus und badete die Augen im sanften Mondlicht. Dann trat sie zurück, schloß das Fenster, ließ den schweren Damastvorhang fallen, und die Schloßuhr schlug zehn.

„Gute Nacht und Lebewol! ich sehe Dich wieder!" sprach Cecil halblaut, stand rasch auf, verließ Garten und Schloß, und hatte binnen einer Viertelstunde Ebernbach im Rücken. Am frühen Morgen langte er in Frankfurt an, ging schlafen, und erzählte Abends am Theetisch der Frau von Werden, er habe einen kleinen Anfall von Grippe gehabt, aber sich selbst kurirt, indem er das Bett zweimal 24 Stunden gehütet: worüber ihm Alle herzlich gratulirten.

4. Zehn Jahre.

Damals lebte noch die Gräfin Dobenegg, deren Porträt von Madame Lebruns zierlichem Pinsel Renatas Schlafgemach schmückte. Damals betrachtete sie mit unsäglich trauriger und tiefer Zärtlichkeit ihren fünfundzwanzigjährigen Sohn Egon, der so eben mit ihrer Enkelin, der kleinen Adolfine von Werden, im Garten spazieren ging, aber so, daß das Kind von zehn Jahren den jungen Mann zu führen und zu bewachen schien. Damals sagte sie mit herzbrechender Angst zu ihrer Tochter:

„Charlotte! was soll aus Egon werden, wenn ich sterbe! wer wird sich genug für ihn interessiren, um ihn nicht verkümmern zu lassen unter Miethlingshänden! Je reicher er ist, um desto mehr wird der Eigennutz sich mit scheinbarer Theilnahme an ihn drängen, um von ihm zu vortheilen. Statt auf jede Weise der geringsten Spur von Entwickelung nachzugehen, wird man ihn in absichtlicher Unmündigkeit erhalten, vielleicht ein geistiges Erwachen in ihm unterdrücken oder doch nicht beachten. Und sage mir, liebe Charlotte! findest Du ihn nicht ganz vorgeschritten seit Deinem letzten Besuch, mein Kind?“

„Er scheint sich wirklich recht wol zu befinden, erwiderte Frau von Werden, denn er hat in diesen vier Wochen keinen einzigen Anfall seines Übels gehabt, und wenn der Körper erstarkt, die Nerven sich beruhigen, so mag ja auch wol der Geist allmälig sich erkräftigen, theure Mutter, und Deine Besorgnisse für die Zukunft, die hoffentlich eine recht späte sein wird, wenn nicht ganz heben, doch mildern.“

Gräfin Dobenegg schüttelte sanft das Haupt. Sie wünschte tröstenden Zuspruch, sie begehrte ihn von der Tochter; aber wenn er ihr ward, so genügte er ihr nicht, weil er nicht ihre Besorgnisse überwand und nur zu ihrer Hofnung, nicht zu ihrem Glauben sprach.

„Egon ist jezt mündig .... den Jahren nach, hub sie nach einer Weile an; — so lang ich lebe werde ich nie leiden, daß man ihn unter fremde Vormundschaft, geistiger Unmündigkeit wegen, stelle; aber wenn ich sterbe“ .... —

„Liebe Mutter, unterbrach Frau von Werden, Du bist eine rüstige, seelenkräftige Matrone; wie kommen Dir die Todesgedanken?“

„Weil ich müde bin, mein Kind. Ach, der Tod ist wol ein herbes Leid, und der Verlust Deiner ältesten Brüder und Deines Vaters hat mir bittern Schmerz gemacht. Doch im Lauf der Zeit hat er sich zu sanfter Wehmuth abgeklärt. Liebliche Erinnerungen an goldene Tage der Vergangenheit verschmelzen mit dem Andenken an meinen Mann. Schöne Hofnungen, vielleicht nie realisirte Möglichkeiten von Glück und Größe, schweben um die frühen Gräber meiner beiden Söhne. Mir wird wunderbar friedlich zu Muth wenn ich ihrer gedenke, und ihr Gedächtniß stärkt und erfrischt mich ohne mich niederzubeugen. Aber

blicke ich auf die 20 Jahre meines Wittwenstandes hinsichtlich Egons — ja, dann bin ich nicht gebeugt, mein Kind, sondern zerknickt. Zwanzig Jahre fast ausschließlich ihm gewidmet, die kein anderes Resultat haben, als mich mit Entsetzen auf meine Todesstunde schauen zu lassen, weil sie ihn einsam in der Welt läßt — das ist doch fürchterlich! und umsomehr weil meine Seele .... verstehe mich recht: die Menschenseele, nicht das Mutterherz .... sich nach ihr sehnt."

Frau von Werden küßte ihrer Mutter schweigend und weinend die Hand, während die Gräfin wiederholte:

„Was wird aus Egon, wenn ich sterbe!"

„Seine Gesundheit hat sich ja augenscheinlich gebessert, sagte endlich Frau von Werden nach einigem Besinnen, hast Du nie an die Möglichkeit einer Heirath gedacht? nie mit den Ärzten über den möglich günstigen Einfluß einer solchen gesprochen?"

„Beides, mein Kind! und die Ärzte sprechen dazu nicht Ja nicht Nein. Aber wo eine Frau finden, die wenigstens Mitleid und Theilnahme genug für ihn empfindet, um nicht blos des Namens und Vermögens wegen diese Ehe einzugehen?"

„Ich habe Dir von der Gräfin Adlercron erzählt, mit der ich jezt eben die Saison in Kissingen zubrachte. Nun, deren älteste Tochter wäre, glaub' ich, dazu fähig. Ein so ernstes, gedankenvolles junges Wesen sah ich nie."

„Ja, die Jugend ist opferdurstig und begeisterungsfähig, und bei Weitem weniger berechnend und egoistisch als das Alter. Doch wenn das junge Mädchen sich auch genug für das unverschuldete Unglück Egons fanatisirte um sein Schutz-

engel sein zu wollen, welche Mutter würde ihr Kind in eine Ehe treten lassen, in der . . . . Resignation vor Allem walten muß."

„Es sind nicht alle Mütter so zärtlich wie Du, und ich glaube, wir dürften der Einwilligung der Gräfin Adlercron gewiß sein, denn sie ist Wittwe, hat wenig Vermögen, aber zwölf unversorgte Kinder, und wünscht sehr für ihre beiden ältesten, eben erwachsenen Töchter Partien zu finden, in denen ihnen eine Versorgung gewiß, und die Möglichkeit unbenommen ist, etwas für die zahlreichen Geschwister zu thun."

„Ach! ein Mädchen nach diesen Prinzipien erzogen, nur auf Versorgung bedacht, wird es für Egon sanft und freundlich sein, auf ihn Rücksicht nehmen, ihn pflegen?"

„Laß mich versuchen, liebe Mutter, ich werde vorsichtig zu Werke gehen."

Am Abend desselben Tages schrieb Frau von Werden an Gräfin Adlercron nach Augsburg: sie müsse in Geschäften dahin und freue sich sehr, die Bekanntschaft mit ihr fortzusetzen. Als Gräfin Adlercron den Brief erhielt, schlug sie im Gothaer Grafenalmanach den Namen Dobenegg auf und fand dort als den einzigen und letzten männlichen Sprossen den Bruder der Frau von Werden, Graf Egon Curt Seraphin, Herr auf Ebernbach, Burgeis, Marienort &c. &c. — (so ist der Styl: erst werden sämtliche Besitzungen hergezählt, und giebt es keine mehr, so kommen zwei oder drei &c., um die Sache noch brillanter zu machen). — „Nun, das wäre mir recht, sprach die Gräfin zu sich selbst, obgleich mir schien, daß Frau von Werden in Kissingen einmal etwas bedenklich über ihres Bruders Gesund-

heit sich äußerte. Aber eine Molkenkur, oder ein Nordseebad, oder einige Winter im Süden stellen sie gewiß her. Dobenegg und Regensberg — das wären doch ganz schickliche Heirathen für meine Töchter, und ich denke .... sie machen sich.“

Diesen mütterlichen Gesinnungen gegenüber hatten die Freier oder Freiwerber leichtes Spiel. Frau von Werden kam, machte einige diplomatische Eröfnungen über ihr Hiersein, und verhehlte nicht, daß eine nähere Bekanntschaft mit der Tochter desselben Haupttriebfeder sei. Gräfin Adlercron fragte, mit welcher Tochter? und als sie erfuhr, mit Renata, so äußerte sie sich nicht abgeneigt.

Graf Regensberg, den sie ebenfalls in Kissingen kennen gelernt hatte, war ihr, oder eigentlich Dianen, nach Augsburg gefolgt. Von heftiger Leidenschaft für das reizende Mädchen ergriffen, widerrieth ihm doch immer die Vernunft eine Heirath einzugehen, in der eine solche Altersverschiedenheit statt finde, wie zwischen Dianens fünfzehn und seinen sechs und vierzig Jahren. Dieser Kampf mit sich selbst hatte ihn noch immer von einer Erklärung abgehalten. Gräfin Adlercron benutzte Frau von Werdens Ankunft, um ihn ahnen zu lassen, daß diese für ihren Bruder auf Dianen Absichten habe. Da gewann die Leidenschaft in ihm die Oberhand und trieb ihn zum plötzlichen Entschluß. Drei Tage darauf war Diane seine Braut, und die freudigste, blühendschönste und gedankenloseste, die es jemals gegeben hat.

Gräfin Adlercron hatte ihre Töchter im strengen Gehorsam erzogen. „Ihr seid arm, Ihr seid vornehm, Ihr müßt sehen eine gewisse Stellung in der Welt einzunehmen und zu behaupten, wie es sich für Euch und für die Erziehung

schickt, die ich Euch mit den härtesten Opfern erkauft habe; und da Ihr meine guten Kinder seid, so werdet Ihr nicht zaudern mich dafür zu belohnen, indem Ihr meinen Wünschen hinsichtlich passender Heirathen entgegenkommt." Diese und ähnliche Ermahnungen ertheilte sie bei jeder Gelegenheit, und die Töchter waren in so scheuem Respect, daß ein Stirnrunzeln der Mutter hingereicht hätte, um sie in die Arme eines Ungeheuers zu werfen. Diane fühlte sich glückselig als Braut eines Mannes von höchst einnehmenden Manieren, von gefälligem Äußern, in seinen besten Jahren, munter und lebhaft, und heftig in sie verliebt. Sie hatte zu rosiges Blut, um das Leben schwer zu nehmen. Sie dachte: Es ist doch recht ein Glück, daß es mir diesmal so leicht geworden ist, den Wunsch der Mama zu erfüllen! —

Renata war anders, nicht tändelnd, wünschereich, begehrlich bis zum Fieber, und nachgiebig bis zur Schwäche wie Diane, sondern von einem Ernst, der an Starrsinn — und von einer Sanfmuth, die an Gleichgültigkeit grenzte. Sie sah ins Leben mit so traurigen Augen, wie man sie wol selten bei einem jungen Geschöpf findet. Ihr Vater war seit vier Jahren todt, und dadurch war momentan etwas mehr Friede ins Haus gekommen, denn seine verschwenderischen Liebhabereien und leichtsinnigen Neigungen hatten heftigen Zwiespalt zwischen den Gatten erzeugt, der häufig in harten Szenen einen Ausbruch fand, und fast immer durch grollende Bitterkeit auf der einen — und durch höhnende Nichtachtung auf der andern Seite sich kund gab. Pecuniäre Verwirrungen, fast permanente Bedürftigkeit, wenn nicht für die Gegenwart, doch für die Zukunft, machten den Haushalt eben so unbehaglich, als die Ehe es war,

und durch dessen Unordnung litten die Kinder eben so sehr, als durch ihren Unfrieden. Es fehlte bald hier, bald da, und doch wollte man sich nicht einschränken, nicht ablassen von kostspieligen Gewohnheiten. Der Vater sträubte sich gegen Opfer, sobald sie seine persönlichen Neigungen betrafen, Frau und Kinder hätten seinetwegen von Brot und Wasser leben dürfen! die Mutter — sobald es den Glanz der äußern Erscheinung betraf. All die Studien, Intriguen, Listen, die sie anwenden mußte, um sich in diesem Flittergoldzustand zu erhalten, und deren Zeugen allzuerst die Kinder waren, erzeugten eine innerliche Verwirrung der Zustände, deren sie nur dadurch Herr werden konnte, daß sie ihnen sclavischen Gehorsam auferlegte. Die geringste Verletzung desselben ward mit der härtesten Strafe, die sie der Gesinnung jedes Kindes anzupassen wußte, geahndet. Bald nach des Vaters Tode gerieth die Mutter in bittere Feindschaft mit ihrem Bruder, General Beiron, „dem guten Onkel,“ wie alle Kinder ihn nannten, weil er es wagte, sich gegen ihren Willen zu verheirathen. Sie fand darin eine schreiende Ungerechtigkeit, und die momentane Ruhe des Hauses war mehr denn je durch ihre fürchterlich gereizte Stimmung gestört. Renata hatte zehn jüngere Geschwister; der kleinste Bruder war am Begräbnißtage des Vaters geboren: nur Ignaz war älter als sie. Die Mutter übertrug ihr häufig die Aufsicht über die Kleinen, aber sie verstand nicht zu herrschen nach den mütterlichen Prinzipien, verstand nicht den passiven Gehorsam zu erzwingen, den sie selbst doch leistete, und immer wurde sie von der Mutter um ihrer Indolenz willen gescholten, während es Diane um ihrer sprudelnden Lebendigkeit willen wurde, Eusebie wegen ihrer

Unwahrheiten, und so fort alle Kinder — ausgenommen Ignaz, der ihr Ebenbild und ihr Liebling, und nebenbei ein schlauer Schmeichler war. Dies ewige Schelten und Hofmeistern, dieser ewige Unfriede in den nächsten Verhältnissen, diese ewige heimliche Noth um einen äußerlich glänzenden Anstrich zu bewerkstelligen, dieser bittre Mangel an Vertrauen und Liebe, machten Renata so müde, daß sie, als ihre Vorbereitung zur Confirmation begann, dem Prediger gestand: sie habe eine unüberwindliche Vorliebe für die katholische Kirche, und sie sei zum Übertritt entschlossen, um alsdann — in ein Kloster gehen zu können. Der würdige alte Herr gerieth in ein heiliges Entsetzen, und forschte dringend nach den Gründen zu diesem Entschluß. Da er wolwollenden Gemüths war, und mit der den Predigern eigenen salbungsvollen Eindringlichkeit zu reden wußte, die auf kindliche Seelen so viel Effect macht, so gelang es ihm bald Renata's Vertrauen zu gewinnen, und zu entdecken, daß ihr kleines Herzchen matt vom Leben sei, bevor sie hineingetreten, und daß ihre Lieblingslectüre, die Nachfolge Christi, sie dem Thomas a Kempis nach, und ins Kloster ziehe. Mit einer Logik, die sie nicht zu widerlegen wußte, setzte er ihr auseinander, daß ihr Durst nach klösterlichem Frieden ein egoistischer und feiger sei — jenes, weil sie nur Heil und Befriedigung ihrer eigenen Seele damit beabsichtige, dieses, weil sie sich vor der Zeit aus dem Kampf und der Unruh der Welt entfernen, statt sie überwinden wolle. Indolenz und geistige Bequemlichkeit seien ohnehin schon ihre Fehler, welche durch das Klosterleben genährt und gefördert, statt ausgerottet würden; sie müsse sie tapfer bekämpfen und daher sei für Niemand das Leben in der Welt

und in schwierigen Verhältnissen so nothwendig als für sie, sobald sie, wie er fest überzeugt sei, den aufrichtigen Willen habe, in Gottes Auge wolgefällig einher zu wandeln. — Nach einer Reihe von solchen und ähnlichen, mit der höchsten Milde ausgesprochenen Ermahnungen, hatte er Renata von ihrem Vorhaben ab-, und dem Entschluß zugewendet: keine schroffe Mauer zwischen sich und der Welt zu ziehen, statt dessen aber in ihr zu leben, wie es Gott wolgefällig sei; — ein Entschluß, den übrigens jedes junge Mädchen zur nämlichen Epoche innig und aufrichtig faßt.

Ein so vorbereitetes, von so vielen und frühen Schmerzen durcharbeitetes Gemüth, durfte schwerlich vor Übernahme schwerer Pflicht erschrecken. Das hatte Frau von Werden in Kissingen erkannt, wo sich Renata traulicher an sie, als an junge Gefährtinnen schloß. Sie liebte nicht rauschende Vergnügungen, Bälle und Putz. Sie tanzte, weil Gräfin Adlercron es passend fand, und folglich grade so conventionel freundlich und höflich, wie die Gesellschaft es erheischte. Sie trug den Putz, den ihre Mutter anordnete, und der immer äußerst geschmackvoll war, mit eben so viel Gleichgültigkeit, als Diane mit Entzücken. Sie ließ sich auf dem Piano hören und bewundern, weil die Mutter es befahl, ohne Verlegenheit und ohne Eitelkeit. Sie lächelte fast immer mit den Lippen, während ihre Augen, ihre einzige, aber mächtige Schönheit, einen rührenden Ausdruck von Resignation hatten.

Als Frau von Werden nach Augsburg kam, freute Renata sich unbeschreiblich, denn ihr leises, freundliches Wesen, ohne Härten, ohne Schroffheit, hatte sie wolthätig berührt. Ihren eigentlichen Zweck ahnte Renata nicht.

Als nach Dianens Verlobung Frau von Werden Renata auszufragen suchte über ihre Hofnungen, ihre Wünsche, ihre Ansprüche an den zukünftigen Gatten und an die Ehe, entgegnete diese höchst gelassen, sie habe gar keine, weil sie sich ja doch dem mütterlichen Gebot werde fügen müssen. Wenn ihr Schicksal entschieden sei, würde sie sich mit demselben zu befreunden und glücklich zu sein wissen, denn sie glaube, daß Gott die Schicksale lenke und die Herzen stark mache, welche seinem Willen gehorchten. Da sagte Frau von Werden:

„Liebe Renata, können Sie Sich wol eine Ehe vorstellen, in welcher alle Kraft, alle Einsicht, alle häusliche Uebermacht auf Seiten der Frau, und eine durch körperliches Leid bedingte Abhängigkeit auf der des Mannes ist? Können Sie Sich diese Frau als Herrin des Hauses, als Verwalterin des Vermögens, als Beschützerin des Schwachen vorstellen, der ihr dankbar und gutmüthig anhängen wird? Können Sie Sich von Seiten dieser Frau eine Liebe ohne Zärtlichkeit, ein Mitleid ohne Geringschätzung, eine Nachsicht ohne Gleichgültigkeit, eine Stärke ohne Härte vorstellen, wodurch sie befähigt wird, den kranken jungen Mann mehr als ein Schutzengel denn als ein Weib durch's Leben zu geleiten? Können Sie Sich vorstellen, daß diese Frau verzichten muß auf das Gefühl, das der lieblichste und reichste Ersatz für alle Sorgen, Bekümmernisse und Entbehrungen ist: auf das Gefühl der innern Gemeinschaft mit ihrem Gatten; — verzichten auf Alles, was den jungen Herzen lockend scheint, auf Leidenschaft, auf Bewunderung, auf das Bewußtsein, einem Mann anzugehören, der ihr Stolz und ihr Schutz ist; — verzichten auf eine Welt von

Freuden, die das Herz ahnend begehrt, und die es erst alsdann in ihrem vollen Umfang ermessen kann .... wenn es sie entbehrt!"

„O gnädige Frau, rief Renata erblassend, die Aufgabe ist doch wol zu schwer für mich!"

„Dies war die Schattenseite, theure Renata, die ich absichtlich mit den dunkelsten Farben gemalt habe. Für ein Auge, wie das Ihre, giebt es auch eine Lichtseite in diesem Gemälde, und das ist der Wirkungskreis, der sich Ihnen öfnet, und innerhalb dessen Sie freier sind, als es sonst Frauen zu sein pflegen. Lassen Sie mich also ganz ehrlich Ihnen gestehen, daß hier die Rede von meinem einzigen Bruder Egon ist."

„Von Ihrem Bruder!" unterbrach Renata gerührt. —

„Ja, von dem armen, beklagenswerthen Egon, der bis zu seinem sechsten Jahr das schönste, hofnungsvollste Kind, vielleicht zu frühreif, zu nervenzart war. Da reis'te die Mutter mit uns zu ihren Eltern. In einem Nachtlager brach ein heftiges Feuer im Gasthof aus. Die Mutter schlief mit mir in einem andern Stockwerk, als Egon mit seinem Hofmeister. Dieser junge Mann stürzte im ersten Schreck, vielleicht weil er die Besinnung verloren hatte, vielleicht weil er sich vom Umfang der Gefahr überzeugen wollte, allein aus dem Zimmer, und obgleich er nach einer Minute zurückkehrte und Egon hinaustrug, so war doch der Moment des Entsetzens, wo der Knabe aus dem Schlaf geweckt, Flammen sah, Getümmel hörte, und sich einsam und verlassen fand — so gewaltig, daß ihn auf der Stelle fürchterliche Krämpfe ergriffen, die ihn seitdem nie mehr verlassen haben, obschon sie zuweilen lange genug

ausblieben, um uns diese Hofnung zu geben. Dadurch wurde sein Körper geschwächt, sein Nervensystem zerrüttet; und da jede körperliche oder geistige Anstrengung das Übel erweckte, so durfte er nicht durch Unterricht zum Nachdenken aufgeregt werden. Alles, was man ihn lehrte, mußte unter seiner Fassungskraft sein, damit er es gleichsam unter der Hand und von selbst fand. Von Natur war er ein äußerst wißbegieriger Knabe von scharfem Verstand, von schnellen Begriffen; darum wollte er in der ersten Zeit immer noch wie er's gewohnt war fragen, lernen, wissen, und da war es denn wirklich herzbrechend, wie der kleine Kopf die Schwäche zu bemeistern suchte, die aus der physisch gestörten Organisation hervorging und den Geist überwältigte; bis er sich dann zulezt aus Ermattung gefangen gab, jezt seine Unvollkommenheit nicht mehr fühlt und, wenn Abwesenheit von Sorgen Glück genannt werden darf, in seiner Beschränktheit glücklich ist. Er ist das fünfjährige Kind geblieben, das er war, als ihn das Unglück betraf. Er hat sein gutes, freundliches, dankbares Gemüth behalten, seine Lust zu rastloser Beschäftigung, die freilich jezt nur seinen Fähigkeiten, nicht seinem Alter angemessen sein kann. Daher weckt er auch nur Mitleid, kein Grauen."

„Das glaub' ich!" sprach Renata mit nassen Augen.

„Das Leid unsrer Mutter ist übermenschlich gewesen! ihr Herz ist durch eine solche Reihe von Verzweiflungen, Entmuthigungen, stürmischen und geknickten Hofnungen, Opfern, verborgenen und offenbaren Schmerzen gegangen, daß es heimlich gebrochen ist, und nur äußerlich noch durch die Fasern des Lebens zusammenhängt, welche das Bewußtsein ihr aufdrängt, daß ihr Verlust ein unermeßlicher und

unerträglicher für Egon ist, wenn nicht vorher ein Engel vom Himmel herabsteigt, in dessen Hände sie die Führung ihres Sohnes mit Vertrauen legen darf. Das Bewußtsein dieser Engel, dieser Bote der Barmherzigkeit, dies Werkzeug in der Hand Gottes zu sein — ist das kein Lichtpunkt in Renata's Augen? — Sie haben nebenbei die freie Disposition des Vermögens, sind unumschränkt auf Ihren Herrschaften, brauchen gegen Niemand Rechenschaft abzulegen für Alles, was Sie anordnen, einführen und stiften. Sie sind frei in all Ihrem Thun und Lassen, denn Sie haben nur Gott über Sich, und nicht wie andere Frauen, den Gemal oder die Gesellschaft, und es ist immer leichter von Gott allein abhängig zu sein, als von komplizirten menschlichen Verhältnissen" . . . . —

„Ach, das glaub' ich gern!" seufzte Renata aus tiefster Seele, eingedenk der ihrer Mutter.

„Und so hab' ich mich denn ganz aufrichtig gegen Sie ausgesprochen, liebe Renata, fuhr Frau von Werden fort, habe nichts verhehlt, nichts beschönigt. Jezt ist es an Ihnen zu überlegen, zu entscheiden; dann erst werde ich mich an Ihre Mutter wenden, denn diese Angelegenheit ist zu wichtig, zu heilig, als daß ich mich dazu verstehen könnte, Ihren Entschluß, lediglich durch den Willen Ihrer Mutter bestimmt, anzunehmen. Blinden Gehorsam halte ich nie für gut! einigermaßen muß der Mensch in den Kreis künftiger Pflichten blicken dürfen, bevor er ihn betritt; sonst ist er nicht verantwortlich für ihre Ausführung; sonst darf er sprechen: ich schüttele die Last ab, die man meiner Unwissenheit aufgebürdet hat. In gewöhnlichen Fällen und Ehen

stiftet das schon Unheil genug. Für diesen Fall kann ich es nicht denken ohne Entsetzen."

So sprach Frau von Werden noch lange mit Renata, durchdrungen von Mitleid für ihren Bruder, von Verehrung und Liebe für ihre Mutter, von Vertrauen zu Renata selbst. Diese fühlte sich nicht abgestoßen durch die ernsten Bilder, die sich vor ihr aufrollten. Sie fand in ihrer zukünftigen Bestimmung als Egons Frau, Analogien mit dem geliebten, nur aus Pflichtgefühl aufgegebenen Klosterleben: diese Abhängigkeit von Gott allein, diese Zurückgezogenheit von den Weltfreuden. Die Ehe ihrer Eltern war nicht von der Art gewesen, um ihr den Glauben an tiefes Glück in einer solchen beizubringen; ein höheres Ideal als das von einer friedlichen, vermogte sie sich nicht aufzustellen. Der große Druck pecuniärer Bedürftigkeit hatte durch die Unordnungen und Verdrießlichkeiten, die er unvermeidlich nach sich schleppt, etwas so Beängstigendes für ihr Bedürfniß der Ordnung, der Stille, der Wolgeregeltheit, daß der Gedanke, in eine ganz sorgenfreie Lage zu kommen, den Reiz für sie hatte, den er für alle großmüthige Seelen hat. Was Wunder, daß sie den Entschluß faßte, den Frau von Werden durch Zuspruch und Ermunterung, aber ohne bestimmten Rath, in ihr zu reifen suchte. Was Wunder, daß sie einen Schritt that, den sie nur vom idealen Standpunkt aus verstehen und beurtheilen konnte, und dessen eiserne Realität sich ihr erst dann offenbarte, als ihr Schicksal nicht mehr zu wenden war. Da erst, nachdem sie erklärt hatte, sie sei bereit, sobald ihre Mutter nichts dagegen einzuwenden habe, sprach Frau von Werden mit Gräfin Adlercron, sprach ausführlicher, bestimmter, rück-

sichtsloser mit ihr, als sie es mit dem jungen Mädchen thun konnte; und Gräfin Adlercron willigte ein. Auch sie sprach sich vollkommen schonungslos gegen die Schwester des künftigen Schwiegersohnes aus:

„Sie haben die Wolfahrt Ihres Bruders im Sinn, sagte sie, daher werden Sie begreifen, wie sehr mir die meiner Tochter am Herzen liegen muß."

Frau von Werden zitterte, denn sie glaubte, ein Nein müsse dieser Erklärung folgen. Doch Gräfin Adlercron beschränkte sich darauf, im Fall Egon stürbe, sein ganzes Vermögen für Renata zu begehren. Da er keine Vettern und anderweitige Verwandte hatte, so kam es nur darauf an, daß Frau von Werden sich aller Ansprüche an ihres Bruders Erbschaft begab. Sie that es gern; sie war wolhabend, und sie wußte, daß sie dereinst die alleinige Erbin ihrer reichen Mutter war. — So ebneten sich die Wege, auf denen Renata wie ein Opferlamm ihrer Bestimmung zuging. Nach acht Tagen reis'te Frau von Werden, triumphirend wie ein fürstlicher Brautwerber mit dem Jawort nach Ebernbach, und brachte ihrer überraschten, bang und freudig zitternden Mutter die Nachricht, daß binnen vier Wochen ein Engel unter ihrem Dach einkehren und bereit sein werde, Egon als Gattin die Hand, und seiner Existenz sich als Stütze zu weihen. Gräfin Dobenegg zagte, zweifelte, fragte. Sie begriff das junge Mädchen nicht, und noch weniger dessen Mutter.

„Das junge Mädchen wirst Du bald verstehen, die Mutter nie," entgegnete Frau von Werden.

Drei Wochen nach ihrer Verlobung fand die Vermälung Dianens mit Graf Regensberg statt, und gleich nach der

Trauung fuhr das junge Ehepaar nach München, um die Oktoberfeste mitzumachen, denn aller Freudendurst und alle Lebenslust, welche Renaten fehlten, wogten in Dianens Brust. — Kaum hatte Gräfin Adlercron dies erste Geschäft glücklich vollbracht, als sie sich an das zweite machte, nämlich an ihre Reise mit Renata nach Ebernbach. Renata selbst fing an zu zagen, als der Augenblick immer näher kam, der sie unwiderruflich einem Mann zuführte und verband, von dem sie nur beängstigende und jammervolle Vorstellungen hatte. So verschieden die Schwestern auch waren und so wenig Renata Dianens Glück- und Jubeldurst theilte, so hatte dennoch der letzteren freudige Seligkeit, womit sie sich in die geöfneten Pforten des Lebens stürzte, der ersteren den Gedanken erweckt, es sei nicht unmöglich, daß ein ähnliches, nur freilich nicht so rauschendes Gefühl, in ihrer Brust Platz finden könne. Gräfin Adlercron bemerkte wol, wie Renata auf jeder Station immer bleicher, ernster und stiller wurde, und suchte sie zu erheitern, indem sie ihr von Dingen erzählte, für die sich Renata interessirte, von dem großen und segensreichen Wirkungskreis, den eine Frau auf dem Lande, in ihrem großen Hauswesen sowol, als auf den gemeinen Mann üben könne; — von den Gartenanlagen, die sie machen, der Bibliothek, die sie anlegen, den herrlichen Musikalien, die sie sammeln werde; — von ihrer vortreflichen künftigen Schwiegermutter, die dem Herzen nach eine Heilige, durch geistige Ausbildung zugleich eine der eminentesten Frauen sein sollte. Das zerstreute denn wieder das arme Kind, und zog ihm die Augen von der Hauptperson ab und der Staffage zu. An einem rauhen und finstern Novembernachmittag fuhren sie in das ohnehin schon

ernste, jetzt aber tiefmelancholische Thal von Ebernbach hinein, das mit seinen kahlen Bäumen, seinen bräunlichen Spätherbstwiesen, und seinem schwarzen Nadelholz auf den Bergen ringsum, still und traurig wie der Tod aussah. Ein Grauen befiel Renata, und halb ohnmächtig lehnte sie sich im Wagen zurück, und hörte nicht auf die ekstatischen Ausrufungen ihrer Mutter über die majestätische Ulmenallee und das imposante Schloß. Als sie aber in den Hof fuhren, und Gräfin Adlercron rief:

„Da steht Frau von Werden unter dem Portal!“ nahm Renata sich mit aller Kraft zusammen, gedachte ihres freiwilligen Entschlusses und ihres freiwillig gegebenen Wortes, und schüttelte mit starkem Willen die momentane Entmuthigung ab. Frau von Werden und die kleine Adolfine empfingen am Wagen freudig und herzlich die lieben Gäste, und Gräfin Dobenegg eilte ihnen entgegen, breitete auf der Schwelle ihre Arme nach Renata aus, und sagte:

„Mein Kind . . . meine Tochter! Gott segne Deinen Eingang in unser Haus! Gott segne und behüte Dich, und lasse sein Antlitz über Dir leuchten und gebe Dir Frieden!“

Sie drückte Renata mit tiefster Innigkeit an's Herz, sah ihr in die Augen, küßte ihre Stirn, legte ihr die Hände auf's Haupt, mit einer so überströmenden Liebe, daß Renata sich durch und durch erwärmt fühlte.

„O, sagte sie schüchtern, werden Sie mich lieben — und aus Liebe Nachsicht mit mir haben können?“

Gräfin Dobenegg sah sie an mit ihren großen, lichtbraunen Augen, die wie zwei wunderschöne milde Sterne aus Wolken, aus ihrem kummervollen Antlitz stralten, und

während des langen Ansehens wurde ihr Blick immer weicher, immer zärtlicher, und sie sagte:

„Nachsicht, mein Kind? ich denke, die wird kaum nöthig von meiner Seite sein.“

Dann wandte sie sich an Gräfin Adlercron, um auch ihr die Freude ihres Herzens auszusprechen, und schellte, um zu fragen, ob der Graf noch nicht von seinem Spaziergang heimgekehrt sei. Es hieß, er komme so eben. Renata zitterte, als solle ihr Todesurtheil ihr verkündet werden; Frau von Werden nahm mitleidig ihre Hand, und Egon trat ein. Sein erster Anblick hatte nichts Abschreckendes. Er hatte die Figur eines hoch und schnell aufgeschossenen fünfzehnjährigen Knaben, ängstlich schmale Schultern, ängstlich kleine unausgebildete Hände, und eine matt zusammengesunkene Haltung. Das Gesicht war eben so unausgebildet als die Gestalt, fast noch kindischer, nur waren die Züge nicht sowol weich als welk, obwol sie ein ursprüngliches Ebenmaaß nicht verleugneten. Er hatte die großen, schöngeschnittenen Augen seiner Mutter, die aber halbgeschlossen von matten, schweren Augenlidern fast unbeweglich ruhten, und einen Ausdruck von stumpfer Melancholie hatten — etwa so, als fühle sich die Seele gedrückt von dem kranken Körper. Ganz dünnes und feines rabenschwarzes Haar legte sich spärlich um die Stirn, die beklemmend öde aussah. Er war elegant in eine Kurtka von schwarzem Sammet, mit sehr feiner Wäsche gekleidet, und hielt ein schwarzes Sammetmützchen in der Hand. Als er auf den Arm eines jungen Menschen gestützt, der halb sein Kammerdiener, halb sein Spielkamerad war, langsam in die Thür trat, war Renatas erste Empfindung nur Mitleid, und unwillkürlich

füllten ihre Augen sich mit Thränen. Gräfin Dobenegg hatte bei Egons Eintritt fast bebend einen forschenden Blick auf Renata geworfen, diese milden Thränen erquickten ihr Mutterherz.

„Mein guter Egon, sagte sie freundlich, Du kommst grade recht um Deine Braut zu begrüßen.“

Egon verbeugte sich schüchtern aber anständig vor Renata und sagte langsam, als müsse er sich auf jedes Wort besinnen, und als würde es ihm schwer die Lippen zu bewegen:

„Ich freue mich .... ich freue mich sehr .... gar sehr.“

Er sah aber durchaus nicht erfreut, sondern ganz ausdruckslos dazu aus, und um seinen Mund zuckte eine kleine Verzerrung der Muskeln. Vor Gräfin Adlercron wiederholte er genau dieselbe Phrase, als seine Mutter ihn ihr vorstellte, und dann setzte er sich gelassen nieder, ohne auf die Unterhaltung zu achten oder sich in sie zu mischen. Auf bestimmte Fragen antwortete er bestimmt mit möglichst wenigen Worten.

„Bist Du weit spazieren gegangen?“ fragte die Mutter.

„Bis zum Egonsberg,“ erwiderte er.

„Und warum hast Du mich heut nicht mitgenommen?“ rief die kleine Adolfine.

„Warst nicht da!“ entgegnete er immer in dem gleichen schleppenden Ton. Er saß da, trank Thee, benahm sich, wie etwa ein Kranker, der vor Ermattung theilnahmlos ist; und nur mit dem Unterschied, daß diese Krankheit so lange dauerte als sein Leben. Etwas Widriges oder Thierisches hatte er in diesem Zustand durchaus nicht, und das erleichterte unsäglich

Renatas Herz. Eine noch größere Sorge vielleicht entschwand ihr mit der Wahrnehmung, welche sie in den folgenden Tagen machte, daß Egon an Niemand die geringste Annäherung versuchte. Gräfin Dobenegg küßte seine Stirn, streichelte ihm Wangen und Hand; Frau von Werden lächelte und nickte ihm zu; Adolfine nahm ihn bei der Hand: er ließ das Alles geschehen, und hatte als einzige Erwiderung dieser Freundlichkeiten nur ein dankbares und trübes Lächeln, das zuweilen, wenn es dem der Mutter begegnete, ein wenig heller wurde. Es kam ihr und Allen fast mirakulös vor, daß Egon eines Morgens Renata fragte:

„Wie haben Sie geschlafen?“ — dermaßen wenig pflegte er sich um irgend Jemand zu bekümmern. Die Tage verstrichen ihm in unausgesetzten, größtentheils mechanischen Beschäftigungen. Er machte kleine Arbeiten in Pappe, übte sich in der Kalligraphie, ging spazieren, pflegte seine Blumen und Vögel. Er war nie allein; zwei Kammerdiener wechselten sich Tag und Nacht bei ihm ab. Außerdem schlief sein Hausarzt in einem Zimmer neben dem seinigen, während am Tage seine Mutter und sein Hofmeister, der ihn seit jener unglücklichen Nacht nie verlassen hatte, immer in seiner Nähe sich aufhielten. So war seine Pflege zwischen genug Personen vertheilt, um keine über ihre Kräfte in Anspruch zu nehmen, obgleich dennoch auf Allen ein gewisser geistlähmender Druck durch diesen unvollkommenen und in unüberwindlichen Schranken gehaltenen Umgang lag.

Gräfin Adlercron ließ nach ihrer Anordnung die Ehepacten aufsetzen und vollziehen, denn Gräfin Dobenegg erklärte sich und ihren Sohn mit jeder Bedingung einverstanden. Obgleich sie Egon mit den allermütterlichst-vorurtheil-

vollen Augen ansah, und ihn liebenswürdiger, besser, rührender fand, als irgend ein Mensch im Stande war ihn zu finden: so verhehlte sie sich doch nicht, welch ein ungeheures Opfer Renata ihm mit ihrer Hand bringe, und sie konnte nicht müde werden sich über deren Mutter zu verwundern. Am Tage vor der Hochzeit sprach diese zu ihr:

„Gottlob! jezt hab' ich meine Pflicht gethan! wenn ich jezt sterbe, so hab' ich die Beruhigung, meine älteste Tochter in einer Lage zu wissen, welche sie befähigt, sich ihrer unversorgten Geschwister mütterlich helfend, rathend, schüzzend anzunehmen. Ich darf mich ganz auf sie, und auf die Töchter, die ich herangebildet habe, verlassen. Sie sind in meinem Sinn, nach meinen strengen Grundsäzen: die Pflicht über Alles! erzogen, und ich hoffe, Sie Frau Gräfin, werden bei Renata die Blüten dieser Erziehung finden."

Gräfin Dobenegg, die nie dergleichen Phrasen machte, und am wenigsten um ihre eigene Wirksamkeit zu loben, dankte der Gräfin Adlercron aus vollem Herzen für das köstliche Geschenk, das sie in der Schwiegertochter empfange, und freute sich nebenbei ganz heimlich, daß Renata nicht die schönen Phrasen der Mutter geerbt hatte, sondern einfach und unbefangen sagte und fragte, was ihr am Herzen lag. Fast ihr erstes Wort an Gräfin Dobenegg war gewesen:

„Ich sehe hier Alles so wolgeregelt, in so friedlicher Ordnung das Einzelne, und das Ganze abhängig von Ihrem Blick und Ihrer Leitung, gnädige Gräfin, daß ich mich umsonst nach meinem Wirkungskreis umsehe, und sehr fürchte, Ihnen lästig zu werden, weil ich keine Lücke gewahre, die ich ausfüllen könnte."

„Nein, mein liebes Kind, erwiderte die Gräfin lebhaft, in eine Lücke hab' ich Dich warlich nicht schieben wollen. Nicht an diesem oder jenem Platz fehlst Du — sondern überall; denn Du sollst mit Deiner frischen Jugend, mit dem warmen Herzen und der anregenden Thatkraft, die deren liebliches Erbtheil sind, unsrer Aller Freude und Erquickung werden, sollst Leben und Bewegung in unsre monotone Existenz bringen" .... — —

„Ach ich bin nicht munter und lustig!" unterbrach Renata.

„Nur durch Dein Dasein, liebes Kind! fuhr die Gräfin zärtlich fort; ich sehe wol, daß Du nicht den ganzen Tag singst und springst, und das ist auch gar nicht nöthig, denn das Wesen der Jugend ist an sich selbst erfrischend, wie die Erde im ersten Frühling duftet, ohne daß man sagen könnte, es sei dieser oder jener Blütenduft. Willst Du aber einen bestimmten Wirkungskreis haben, und erscheint er Dir nicht zu schwer: so gestehe ich Dir, daß ich Dir den meinen zugedacht habe, nämlich: der Mittelpunkt des Ganzen zu sein. Keine Einwendung! sagte sie lächelnd und legte den Finger auf Renata's Lippen; ich gehe zu Ende und Du gehst auf. Die Ordnung der Natur bringt es mit sich, daß ich Dir allmälig Platz mache, und es ist wünschenswerth in jeder Beziehung; denn die Verhältnisse rosten leicht ein wenig ein, wenn ein alternder Mensch mit wundem Herzen ihnen zwanzig Jahr vorsteht. All' meine Sorge war auf Egon konzentrirt, für den ich die Hofnung auf bessere Tage nicht fahren lassen konnte, wollte. Dadurch hab' ich vielleicht Manches versäumt, und Du wirst Einrichtungen und Neuerungen zu machen finden, für die mir

Muth, Lust und Neigung fehlten, und die doch nach grade sehr nothwendig sein mögen, weil die ewig fortrollende Zeit eine stets frische Anschauung bedarf, die wenig Menschen bei sechszig Jahren haben, und ich .... ganz gewiß nicht! Aber diese Erkenntniß hab' ich, und darum sehnte ich mich so sehr nach dem, was ich in Dir gefunden habe."

Sie umarmte Renata zärtlich, die sich durch diese Innigkeit und Aufrichtigkeit wie in eine neue Welt versetzt und so warm angesprochen fühlte, daß sie anfing die Wendung ihres Schicksals mit einiger Zuversicht zu betrachten. Und so ging sie denn muthig dem Tage ihrer Vermälung entgegen, der auf die Mitte Novembers festgesetzt war. Frau von Werden fuhr in der Zwischenzeit zweimal mit Gräfin Adlercron nach Frankfurt, um Einkäufe und Bestellungen zu machen, welche sich auf dies neue Familienmitglied bezogen. Gräfin Dobenegg wollte Renatas ganze Einrichtung, ihre Zimmer, ihre Garderobe, von stattlicher Gediegenheit und würdigem Geschmack haben, so daß es zugleich für Ebernbach mit seiner Umgebung, und für Renata mit ihren Gesinnungen passe; und jene beiden Damen erfüllten vollkommen ihre Wünsche. Da man mit Geld alle äußerlichen Einrichtungen leicht und rasch machen kann, so wurden denn auch diese wie durch einen Zauberschlag ausgeführt, und Gräfin Adlercron hatte die Befriedigung zu den Füßen ihrer Tochter einen Strom des äußern Glücks hinrollen zu sehen.

Als Renata insofern über Egon beruhigt war, daß sie nicht die geringste Zudringlichkeit von ihm zu fürchten brauchte, fing sie an sich ihm sanft zu nähern und von den Dingen zu sprechen, die ihn interessirten. Egon war wie

die kleinen Kinder, welche auch den Instinkt haben zu erkennen, wer ihnen freundlich oder gleichgültig gesinnt ist, und welche dann bei jenen traulich, bei diesen stumm werden. Er schlug ihr Spaziergänge vor, schenkte ihr Blumen, und versprach ihr jeden Morgen einen frischen Strauß. Doch weiter ging weder seine Conversation noch seine Aufmerksamkeit; und doch war es mehr Theilnahme, als er sonst irgend einem Menschen bewiesen, und seine gute Mutter freute sich halbselig darüber.

Die Trauungsceremonie fand in der kleinen Schloßkapelle statt, und ging sehr glücklich vorüber — wie denn Egon überhaupt nichts Unpassendes, sondern genau das that, was man ihm vorher eingeprägt hatte. Er sprach sein Ja zu rechter Zeit, sah ruhig und freundlich aus, und schien einigermaßen zu verstehen, daß ihm durch Renata ein Glück bescheert werde. Sie sah so weiß aus wie ihr Kleid. Sie weinte nicht und zitterte nicht. Sie hatte sich entschlossen, aber es war als gehe in diesem Entschluß ihr Leben zu Grunde, und ihr Ja war klar und hart. Ob die ungewöhnliche Anstrengung ihn überreizt hatte, oder ob, wie gewöhnlich, ohne sichtbare Ursache das Übel eintrat; genug, man hatte die Kapelle kaum eine halbe Stunde verlassen, als Egon einen fürchterlichen Anfall bekam und augenblicklich besinnungslos nach seinem Zimmer getragen wurde. Gräfin Dobenegg hatte so eben der Schwiegertochter alle Haus- und andre Beamte vorgestellt, und gleichsam ihr eignes Ansehen und ihre Obergewalt Renaten abgetreten, als diese Störung kam. Da sie ihrem Sohn in diesem Zustand nicht die geringste Hülfe leisten konnte, ihn vom Arzt und ergebenen Männern umringt wußte, und durch den

traurigen Anblick oft selbst bis zur Ohnmacht erschüttert wurde, so pflegte sie die Momente des heftigsten Paroxismus verstreichen zu lassen, ehe sie zu ihm ging. Ohne im Mindesten Furcht oder Bestürzung zu verrathen, machte Renata eine Verneigung, um die Anwesenden zu entlassen, und wollte Egon folgen. Ihre Mutter hielt sie zurück und sagte:

„Bleibe, Renata! Egons Mutter selbst begleitet ihn nicht! Du bist dort überflüssig und er ist in den sichersten Händen.“

„Ob er es ist und ich es bin, davon muß ich mich mit eigenen Augen überzeugen, wie seine Mutter es gethan hat,“ erwiderte Renata, wandte sich zu ihrer Schwiegermutter, die erschöpft von den verschiedenen Emotionen des Tages in einem Sopha zusammengesunken war, küßte ihre Hand und ging alle Kraft sammelnd zu Egon.

Der Arzt kam ihr entgegen und rief lebhaft: „Nicht weiter, gnädige Gräfin! Nervenzufälle sind ansteckend.“

„Für schwache Nerven; die meinen sind stark, Herr Doctor,“ entgegnete Renata mit einer Stimme, die wiederum hart klang, weil sie nicht beben sollte.

Sie ging ins zweite Zimmer, wo Egon auf einem breiten Divan in den heftigsten Convulsionen seiner schauderhaften Krankheit lag. Es wollte sich ein Flor über ihre Augen senken, ein nervöses Zittern durch ihre Glieder schleichen; aber sie dachte: Hab' ich nur den Anblick beim ersten Mal gelassen ertragen, so wird es mir künftig leichter werden, und wie kann ich mich denn überhaupt fürchten vor zuckenden Nerven! — So setzte sie sich in einiger Entfernung zu den Häupten des Divans, beobachtete den Arzt,

die Diener, und erfüllte Alle mit großer Bewunderung ihrer Kaltblütigkeit. Wenn der Paroxismus vorüber war, verfiel Egon in eine Lethargie, die nur ganz allmälig nach einigen Tagen wich; und dann pflegte er auf kürzere oder längere Zeit, je nach der Laune seines geheimnißvollen und unheilbaren Übels, verschont zu bleiben. Nach Verlauf von anderthalb Stunden war Egon ruhiger, und Renata kehrte mit derselben gelassenen Haltung zu ihrer Schwiegermutter zurück, die sie in ihre Arme schloß und bleich vor Sorge sagte:

„Trauest Du Dir nicht zu viel zu, armes liebes Kind?“

„Ich denke nicht, liebe Mutter, entgegnete Renata. Es ist doch besser, daß ich mit dem Willen es zu sehen, das Übel sehe, als wenn ich durch plötzliche Überraschung dazu gezwungen würde. Jezt ist die Gewalt des ersten Eindrucks gebrochen.“

Gräfin Dobenegg war still beglückt, Frau von Werden sehr erfreut durch Renatas ganzes Benehmen. Gräfin Adlercron hingegen war fast unzufrieden; denn obwol sie sich viel darauf einbildete, ihre Töchter zur Pflichttreue und Selbständigkeit erzogen zu haben, so war sie doch von allzu herrschsüchtigem Charakter, um nicht den Versuch einer fortdauernden Domination zu machen. Der scheiterte aber gänzlich; denn von dem Augenblick, wo Renata vor dem Altar ihre Hand in Egons legte, emanzipirte sie sich von der mütterlichen Autorität und beschloß, derselben keine Einmischung in ihre häuslichen und ehelichen Verhältnisse zu gestatten, ja, sie mit aller schuldigen Hochachtung so fern wie möglich von sich und ihrem Kreise zu halten. Daher war sie mit nichten schmerzlich ergriffen durch die Abreise der Gräfin

Adlercron; und mehr durch Frau von Werdens, denn die war doch ihrem Alter näher, jugendlich lebhaft, gesprächig! — und jezt, bei herannahendem Winter sah sie sich allein zwischen der Schwiegermutter und dem Gatten. Aber Gräfin Dobenegg war von so wundervoller Güte und an ein solches Leben der Aufopferung gewöhnt, daß der Egoismus des Alters in ihr nicht hatte Wurzel schlagen können. All' die unerbittlichen Foderungen, die unbedingten Ansichten, die starren Schroffheiten, durch welche Eltern im Familienkreise so eisern auf dessen jüngere Mitglieder drücken können, fehlten ihr entweder oder gingen unter, einer andern geliebten Persönlichkeit gegenüber. Sobald Renata ihre Schwiegertochter war, suchte sie dieselbe in's Licht, und sich selbst in Schatten zu stellen; suchte zu verschwinden in Allem, wo sie bis jezt geherrscht hatte, um Renaten freie Hand zu lassen, und nur mit einem beifälligen Lächeln; einem lobenden Wort, oder einem linden Rath ihre Theilnahme zu äußern. Überdas wußte sie sich in ihrer Anschauungsweise des Lebens so ganz zu der jungen unerfahrenen Renata herab zu stimmen, daß sie deren Vertrauen gewann, ohne sie einzuschüchtern. Es war unmöglich, sich ein anmuthigeres Verhältniß vorzustellen, als zwischen diesen beiden Frauen, einen solchen Wetteifer liebender Rücksichten, welche doch nie in überspannte oder sentimentale Carikaturen ausarteten, weil sie aus wahrem Gefühl entsprangen und daher nicht heraufgeschraubt zu werden brauchten. Der Winter verging ungleich schneller und leichter, als Renata gefürchtet hatte. Gräfin Dobenegg übertrug ihr so manche Beschäftigungen durch die Leitung und Oberaufsicht aller Verhältnisse des Hauses, der Besitzungen und des Vermögens,

und legte nebenbei einen so hohen Werth auf die möglichste Ausbildung ihres musikalischen Talents, ihrer sprachlichen und ihrer andern Kenntnisse, daß Renatas Tage fast überfüllt waren, und im einfachen Wechsel der Pflichterfüllung und ruhiger Erholung schnell verflogen. Von außen freilich kam wenig Neues; die Freuden und Zerstreuungen der Jugend fehlten ihr; ein bunter geselliger Kreis umgab sie nicht. Briefe von Diane, die den ersten Winter in Wien zubrachte, flogen wie fremde bunte Vögel nach Ebernbach, und ergötzten Renata ohne sie zu locken. Tanz, Putz, Gedränge waren ihr immer eine Plage gewesen, sobald sie sich hineinmischen sollte. Die Gefallsucht, welche in dem lauten Treiben so reichliche Nahrung findet, schlief in ihr. Auch die Sehnsucht nach einem unbestimmten Glück, durch welche die Herzen so wund und weich gerieben werden, war noch nicht in ihr erwacht. Sie war noch zu jung und die Seele zu unentwickelt, um ihre eigenen Bedürfnisse und Anfoderungen zu kennen. Frühling und Sommer vergingen noch freundlicher. Während der milden Jahrszeit befand Egon sich ungleich besser, konnte weitere Spaziergänge machen, auch Spazierfahrten, zuweilen mit Renata, zuweilen mit seiner Mutter, während dann jene ritt. Sie machte Anlagen und Bauten im Park, sie ließ Bäume pflanzen, sie beaufsichtigte die Schulen, die Armenpflege, die Kranken und Gebrechlichen; sie that es mit wahrem Interesse, aber auch mit dem kleinen Stolz, welcher so natürlich in ganz jungen Menschen ist, wenn sie sich in einer gewissen Freiheit und Herrschaft über andere sehen, denen sie Schutz, Hülfe, Ermunterung gewähren können, und wenn sie noch nicht die entmuthigenden Erfahrungen über eigene Miß-

griffe und Irrthümer, und über fremden Undank und Miß-
brauch gemacht haben.

„Dies ist das glücklichste Jahr meines Lebens!“ rief Renata jubelnd im Spätsommer, als sie siebzehn Jahr alt wurde.

„Das freut mich sehr,“ sagte Egon, der mit dieser theilnehmenden Redensart ziemlich freigebig war. Nur konnte man nicht genau wissen, ob er wirklich irgend eine Empfindung damit verband.

„Mögen alle folgenden Jahre diesem gleichen!“ sagte Gräfin Dobenegg tiefgerührt.

Dem war aber nicht also. Der empfindlichste Schlag sollte die arme Renata treffen, und noch bevor das „glücklichste Jahr ihres Lebens“ verflossen war! Eine Brustentzündung legte binnen drei Tagen Gräfin Dobenegg in's Grab. Maßlose Trauer herrschte in ihrer näheren und ferneren Umgebung in dem ganzen Kreise, dem sie vierzig Jahr mit unermüdlicher Treue und Sorgfalt vorgestanden. Die Mutter ist todt! hieß es in Ebernbach, in Burgeis, in dem entfernteren Marienort, wohin sie doch kaum Einmal im Jahr kam. Man hatte solche Zuversicht, solch' Vertrauen zu ihr, daß Alle mit einer gewissen Besorgniß in die Zukunft sahen, sich bedenklich über die junge Gräfin, über ihren Mangel an Erfahrung aussprachen und hin und her erwogen, ob der alte Stand der Dinge fortdauern könne. Die Ehrgeize regten sich; die Neuerungssüchteleien. Der Inspector wollte Amtmann werden; der Förster Oberförster. Hier verlangte Einer Pension, dort ein Anderer Gehaltzulage; da ein Dritter ermäßigte Pacht. Der Pfarrer von Burgeis erhub eine Klage gegen den von Ebernbach, der

das Vorrecht, an den hohen Festtagen in der Schloßkapelle zu Ebernbach zu predigen, für sich allein behauptet habe, während es ihnen wechselsweise zustand. Die Schullehrer begehrten nach einem neuen Schulplan ihren Unterricht zu organisiren. Der Schloßgärtner rückte mit einem neuen, heimlich und sauber gefertigten Plan hervor, der den Garten von Ebernbach erst der Erde gleich gemacht, und dann aus lauter neuen Anlagen bestehend, zeigte. Wie unter Millionen bei einem Thronwechsel, herrschte unter diesem Paar tausend Menschen eine große Aufregung, welche nur Diejenigen nicht verstehen werden, die das Landleben nicht aus eigner Anschauung kennen, und es sich daher aus arkadischen Schäfern und idyllischen Zuständen zusammensetzen, während es doch im Kleinen, in kleinen Ansprüchen, kleinen Bestrebungen, kleinen Projecten, dem großen Treiben auf einem Weltschauplatz gleicht; — aber freilich wie eine Copie in Miniatur von einem historischen Wandgemälde Tintorettos.

Während all' diese Leidenschaften um sie aufwachten, war Renata in den tiefsten Schmerz versunken; denn jezt erst fing sie an die Nachtseite ihrer Lage, ihre fürchterliche Abgeschiedenheit, ihre absolute Herzenseinsamkeit zu begreifen. Einen Augenblick hatte es geschienen, als wolle der plötzliche überraschende Schmerz den Schleier lüften, der sich um Egons Seele wob. Es kam Zusammenhang in seine Gedanken. Sein Verlust trat ihm so schneidend entgegen, daß er ihn wenigstens momentan ermessen konnte.

„Jezt liebt mich Niemand mehr!" sprach Egon, als er mit Frau von Werden und Renata am Sarge der Mutter stand.

„Und mich auch nicht,“ sagte Renata mit dumpfer Trostlosigkeit, und bog sich zur geliebten Leiche herab.

„O Kinder! meine lieben, lieben Kinder! rief Frau von Werden in Thränen aufgelös't, rechnet Ihr mich denn für gar nichts?“

„Ja, Du bist gut, Charlotte, erwiderte Egon, und hast mich auch recht lieb. Aber Deinen Mann hast Du lieber, und die Adolfine tausendmal lieber — grade so lieb, wie die Mutter mich hatte. Das weiß ich recht gut. Du kannst nicht hier bleiben, nicht mir helfen mit gutem Rath, nicht alle Geschäfte führen wenn ich krank bin .... wer soll das künftig thun?“

„Ich, lieber Egon! sagte Renata höchst erstaunt über seine folgerechte Gedankenreihe. Mein einziger Trost ist der, daß ich Dir jezt werde nützlich sein können.“

„Willst Du das wirklich? fragte er mit Thränen im Auge; willst Du gewiß bei mir bleiben, Renata, so lange ich lebe? mich nicht verlassen, nicht sterben?“

Renata legte die Hand auf die stille Brust der Todten und sagte: „Ich will bei Dir bleiben, Egon; ich will Dich nie verlassen; ich will, wenn Gott uns gnädig ist, dereinst Deine Augen schließen; ich will Dich lieben, wie Deine Mutter Dich geliebt hat. Amen.“

„O mein Engel!“ rief Egon mit gehobener Stimme, und ein Stral des Bewußtseins blitzte in seinem Auge auf. Aber der arme Körper war nicht dieser Exaltation gewachsen. Die Regungen des Geistes thaten den Nerven weh; sie erlagen der Erschütterung, und die Materie behielt die Oberhand. Er sank zusammen, und als er nach einigen Tagen aus seiner Lethargie erwachte, ruhte die Mutter in der Gruft,

war die Schwester zu Gemal und Kind zurückgekehrt, waltete Renata allein, ganz, ganz allein in Ebernbach — denn Egon war so stumpf wie je.

Es begann für sie ein eisernes Leben. Sie war ganz auf sich selbst angewiesen. Bei jedem Schritt den sie that, bei jedem Ja und Nein das sie aussprach, fühlte sie das Bedürfniß einer sanctionirenden Autorität, wie die Schwiegermutter es ihr gewesen war, und fand sie nirgends. In allen Dingen mußte sie allein prüfen, wählen, entscheiden. Sie mußte Bestimmungen treffen, Anordnungen machen, Foderungen zurückweisen, Bitten abschlagen, Gesuche anhören — von denen sie bis jezt keine Ahnung gehabt. Was wußte sie von den herrschaftlichen Rechten, was von der ökonomischen Verwaltung, was von den Verhältnissen der Grundbesitzer zum Staat! Und doch fanden sich Momente und Beziehungen, die Kenntniß dieser Dinge von ihr begehrten. Was wußte sie von den kleinlichen Interessen, welche die Menschen veranlassen zu heucheln, zu schmeicheln, zu lügen und sich zu schmiegen, um einen geringen Vortheil zu erlangen! Und doch gab es Augenblicke, wo sie die Maske der bereitwilligen Augendienerei durchschauen, und in der Unterwürfigkeit das Verlangen nach künftiger Herrschaft vorausahnen sollte! Alle Beamte, Untergebene und Diener des Hauses suchten sich bei ihr in Gunst zu setzen, um ein bischen regieren zu helfen, sei es in den Schulen oder über die Kasse, bei der ökonomischen Verwaltung oder bei der Besetzung der Pfarren, der Pachthöfe, der Dienststellen. Sie that Mißgriffe; sie lieh dem Einen zu sehr, dem Andern zu wenig ihr Ohr; sie war unkundig der Menschen, denn nicht aus Büchern und aus Belehrungen durch

Andere lernt man sie kennen, sondern nur aus eigener mühseliger Erfahrung, zu deren Quell Jeder sich hinwinden muß. Allmälig kam die Besonnenheit, die Überlegung, dann das Urtheil. Sie sah, daß der Mensch das Kind seiner Eigenthümlichkeit, und das verzogene Kind seiner Launen, Vorurtheile und Gewohnheiten ist. Jenes wollte sie sich gefallen lassen, bei sich selbst wie bei Anderen; dieses — durchaus nicht. Sie ward hartnäckig und schroff, aber wahr und unbestechlich. Sie that Keinem Unrecht, aber sie machte sich nicht beliebt, denn in der harten Schule der Erfahrung lernt man Nachsicht mit den Menschen haben, doch nicht sie lieben. Anfangs hatte Jeder für sich auf Vortheil oder Erleichterung speculirt, als das Regiment aus den Händen einer alten Frau, die eine traditionelle Autorität übte, in die einer blutjungen kam. Bald sah man ein, daß sich über die junge Frau kein Einfluß gewinnen ließ. Sie war gerecht, aber streng und ernst. Daraus machte man ihr einen großen Vorwurf, und wurde sehr verdrießlich; jedoch hatte man hohe Achtung vor ihr, und hegte man auch nicht für sie das blinde Zutrauen der Liebe, so flößte sie doch allgemein das Vertrauen ein, das sich auf einen gerechten und wahren Charakter basirt.

Glücklich war sie nicht, allein sie hatte nicht recht Zeit, sich dessen bewußt zu werden, und das war ganz gewiß ein großes Glück für sie. Denn *ein* Glück ist nicht das *Glück*, ist nur Ersatz oder Beschwichtigung. Es lag wol eine momentane Befriedigung für Renata in dem Bewußtsein ihrer treuen und sorgsamen Pflichterfüllung. Wie es indessen sinnliche Genüsse giebt, die dem Menschen eine flüchtige Befriedignng gewähren, ohne im Geringsten mit dem Glück

verwandt zu sein, so giebt es, wenn auch in höherer Sphäre, geistige Genüsse, die ebenfalls sehr erfreuen können, ohne doch der Bedürftigkeit des ganzen Menschen vollkommen zu genügen. Dies Genügen ist Glück. Ewig dauern in seiner ekstatischen Seligkeit, in seiner Verklärung, kann es nicht inmitten unsrer unvollkommnen, schwankenden Verhältnisse, welche nun einmal die Bedingung unsrer irdischen Existenz ausmachen; aber in uns wirken kann es fort und fort, und je vollkommner es war, um desto höher und mächtiger wird es wirken. Nach diesem Sonnenstral sehnt sich der Mensch zu seiner Entfaltung, seiner Reife, denn das Gefühl des Mangels bedrückt ihn, noch ehe ihm klar geworden ist, was eigentlich ihm mangelt, weil jenes Bedürfniß ein so unabweisliches und naturnothwendiges ist. Wie hätte es nicht in Renata erwachen sollen? Aber klarer und verständiger als die, welche nicht der unbestimmten Sehnsucht auf den Grund gehen, zerlegte sie sich ihre Verhältnisse, fand daß sie der gewohnten Ordnung der Dinge grade entgegen liefen, indem sie das Weib zum Herrn und Beschützer, den Mann zum abhängigen Schützling machten, ohne doch dem Weibe die Freiheit zu gestatten, die der Mann zu genießen pflegt. Und in diesen Verhältnissen, welche dem eigentlichen Wesen der Frau nicht entsprechen, und welche doch grade den Kern i h r e r individuellen Bestimmung ausmachten, fand sie den Urgrund der beängstigenden, unruhigen und niederbeugenden Gefühle, die sich zuweilen ihrer bemächtigen wollten. Als sie das Warum zu wissen glaubte, resignirte sie sich, und sah ihrem Schicksal fest in's Auge. Durch ihre exceptionelle Lage erklärte sie sich die Sehnsuchtswogen, die ihr zuweilen durch die Seele fluteten, und gelassen sprach sie zu sich selbst:

„Umsonst!" Sie beklagte und bemitleidete sich nicht, denn sie betrachtete die verschiedenen Geschicke ruhend in der Hand Gottes, bis er sie seinen Menschen zur Ausführung anvertraute; aber sie beklagte auch keinen Andern. Die Kraft war da, doch ohne Verklärung; drum war sie Härte. Das Licht war noch nicht auf den Diamant gefallen; drum glich er dem Kiesel.

Diane war ihr durchaus unverständlich. Die Schwestern korrespondirten fleißig, ohne sich deshalb innerlich näher zu kommen, was freilich auch schwer war bei der oberflächlichen Erregbarkeit der Einen, und dem gehaltenen Ernst der Andern. Dianens Briefe waren voll Klagen über ihre Einsamkeit, über die häufigen Reisen ihres Mannes, über seinen Mangel an Zärtlichkeit und Theilnahme für sie; hauptsächlich aber voll untröstlichen Schmerzes, daß sie kinderlos sei. Renata schrieb ihr höchst gelassen: sie solle sich in mütterlicher Liebe, Pflege und Sorgfalt nur an ihren Stiefkindern üben, die, zwei und drei Jahr alt, in ihr die wahre Mutter lieben würden. Diane fand das ganz ungenügend! sie wurde ein wenig romanesk, ein wenig sentimental um der Schwester zu erklären, daß es sehr traurig sei, nur die Kinder eines geliebten Mannes und einer fremden Frau vor Augen zu haben, aber keine eignen. Renata, mit ihrer gänzlich der nächsten Pflicht zugewendeten Richtung, ermahnte sie, sich diesen Kindern und ihrem Hause zu widmen, wenn ihr Mann ihre Zärtlichkeit nicht erwidre. Diane fand die Schwester sehr kalt, und Renata fand Diane sehr unverständig. Als aber die Klagen der Letzteren immer unruhiger und unbestimmter, und ganz krankhaft gereizt wurden, als sie von ihrem Elend und ihrer Trostlosigkeit sprach:

da gerieth Renata in Angst, und um so tiefer, als sie gar keinen Maßstab für das Unglück hatte, unter welchem Diane erlegen sein mogte. Dies Unglück war freilich ein großes, nämlich — die Langeweile! Renata beschloß die Schwester zu besuchen, und mitten im Winter Tag und Nacht zu reisen, um acht Tage in Regensberg zu sein, und dann wieder mit Courierpferden nach Ebernbach zurückzufahren. Egon war grade in dem stillen ungefährlichen Zustand der Reconvalescenz, der auf eine Krisis folgte, und so glaubte sie es der Schwester schuldig zu sein, die sie rathlos wußte und als sehr jugendlich unbedachtsam kannte.

„Liebe, liebste Diane, was fehlt Dir!" rief Renata halb besorgt, halb erstaunt Diane in der frischesten, rosigsten Blüte der Jugend und Schönheit zu finden.

„Du, Renata! o, nur Du! nur ein Mensch, mit dem ich täglich, stündlich umgehen kann! nur etwas Gesellschaft, etwas Umgang, etwas Ansprache, etwas Leben und Bewegung außer mir, welche dem in mir entsprächen! ich bin nicht an diese Abgeschiedenheit gewöhnt. Zu Hause war es nicht sehr amüsant — o Gott nein! nicht im Mindesten! — wir waren aber unter uns so Viele, und der Eine wollte dies, der Andre das, und der Dritte jenes, daß es doch im Grunde munter genug zwischen uns herging. Oder sollte mir das jezt nur so vorkommen? Hier leb' ich mutterseelenallein mit den Kindern und deren Bonne, bei der ich wenigstens den Trost habe, daß ich englisch mit ihr sprechen kann; und es vergehen Wochen, gar Monate, ohne mir ein fremdes Gesicht zu zeigen. Mein Mann aber amüsirt sich während der Zeit in Wien, Berlin, was weiß ich wo! und ich vergehe in der unerhörtesten Langenweile. Ich

kann es nicht mehr ertragen! ich hab' ihn geheirathet, um bei ihm zu sein und mit ihm zu leben, um ihn zu lieben und mich von ihm lieben zu lassen" . . . . — —

Sie hatte mit fliegender Lebhaftigkeit gesprochen. Jetzt brach die bebende Stimme in Thränen.

„Ich denke Du hast geheirathet um neue Pflichten zu übernehmen, entgegnete Renata, und wenn es die Deinen mit sich bringen, fern von Deinem Mann zu leben, so kannst Du es wol beklagen, aber Dich deshalb doch nicht in Trostlosigkeit versenken. Und dann hast Du ja die beiden niedlichen Knaben."

„Ach die fremden Kinder! rief Diane beinah unwillig; eigene will ich!"

Renata sah sie starr an. Nie war dieser Wunsch auch nur mit der leisesten Regung in ihr erwacht. Sie sagte, durch ihre Gedanken zerstreut:

„Eigene Kinder! das ist freilich etwas Andres."

„Nicht wahr, meine liebe Renata! rief Diane mit strömenden Thränen; o, etwas durch und durch Andres! das freut mich denn doch, daß Du das auch findest. Ja, siehst Du! ich muß etwas zu lieben haben, und zwar etwas, wovon ich nicht lassen kann; und das wäre doch nur mein eigenes Kind. Ich dachte wol früher, daß es mein Mann sein sollte . . . . allein er lebt ja recht gut ohne mich, da werde ich denn auch gleichgültiger. Die beiden Kinder sind gar lieb und nett, und es giebt Augenblicke, in denen ich mich recht sehr mit ihnen beschäftigen kann; aber wären sie nicht da, so würde ich mich leicht trösten. Sie gehören nicht zu meinem Leben, zu meinem Herzen, sie sind keine Nothwendigkeit meiner Existenz" . . . . —

Sie wurde durch einen Diener unterbrochen, der einen Brief und die Meldung brachte: der Bote warte auf Antwort. Während Diane las, verklärte sich ihr liebliches Gesicht dermaßen, daß Renata glauben mußte, Graf Regensberg kündige ihr seine baldige Ankunft oder sonst ein frohes Ereigniß an.

„Herrlich! rief Diane und tanzte zum Schreibtisch; ich nehme die Einladung an, und für Dich in Anspruch. Ein Ball! das kommt mir selten!“

Sie schrieb, während Renata sich mühsam von ihrem Erstaunen erholte. Jezt hatte Diane all' ihren Gram, all' ihre Liebesbedürftigkeit, ihren Mann, fremde und eigene Kinder nicht sowol vergessen, als vielmehr: sie bedurfte ihrer nicht, denn sie hatte Beschäftigung und anregende Gedanken. Dies war am Montag; Donnerstag sollte der Ball bei dem Präsidenten in Ratibor statt finden, und in der ganzen Zeit hörte Renata nicht eine Sylbe aus Dianens Munde, welche an die Klagen ihres ersten vertraulichen Gesprächs erinnert hätte. Renata zuckte heimlich die Achseln über eine solche Flatterhaftigkeit der Gefühle, und bereute fast die beschwerliche Reise so unnützer Weise unternommen zu haben. Indessen war es ihr doch tröstlich, aus eigener Anschauung die geringe Begründung von Dianens „Elend“ erkannt zu haben, und beruhigt reis'te sie nach Ebernbach zurück.

Ihre Mutter hatte sie nicht gesehen seit sie verheirathet war. Gleich nach dem Tode ihrer Schwiegermutter hatte Gräfin Adlercron ihr geschrieben, sie sei bereit, um Renatas Einsamkeit zu erheitern, sich für den ganzen Winter bei ihr niederzulassen, und zwar mit ihren sämtlichen Kindern, so viel deren bei ihr waren. Renata schrieb augenblicklich zurück,

der Besuch ihrer Mutter könne ihr nur Freude machen; doch müsse sie bitten, daß die jüngeren Geschwister, und hauptsächlich die kleinsten Brüder, daheim in Augsburg blieben, weil Egon durchaus nicht an eine so geräuschvolle Hausgesellschaft gewöhnt sei. Gräfin Adlercron antwortete höchst beleidigt: ob Renata sie für eine Rabenmutter halte, die fähig sei ihre Kinder ohne Aufsicht zurück zu lassen; und sie werde allein nicht kommen. Renata sprach mit dem Hausarzt, der freilich ein sehr vorsichtiger und ziemlich bejahrter Herr war, und daher nicht ohne Entsetzen an eine Schaar von fünf Knaben zwischen sechs und zwölf Jahren, herumsausend in dem stillen Ebernbach, denken konnte. Er erklärte, einer solchen unvermeidlichen Aufregung, sei es auch eine angenehme durch die fröhliche Jugend — wie er verbindlich hinzufügte — wären Egons Nerven durchaus nicht gewachsen, und für die Kinder selbst könne es schädlich sein, wenn sie Zeugen eines seiner Anfälle würden. Brächte doch um derselben Ursach willen Frau von Werden ihre Tochter nicht mehr nach Ebernbach. Das schrieb Renata ihrer Mutter, und fügte die demüthige Bitte um ihren Besuch hinzu. Doch Gräfin Adlercron nahm es sehr übel, daß Renata wagte die Rücksicht auf ihren Mann dem Wunsch der Mutter entgegen zu stellen, kam nicht, und gab Geschäfte vor. Inzwischen fanden sich diese wirklich. Graf Sternfels war mit zwei anderen Herren nach München gekommen um die dortigen Pferderennen, und überhaupt die bairische Pferdezucht kennen zu lernen, und Ignaz, der in München studirte, war mit den Fremden bekannt geworden. Er veranlaßte sie zu einer Fahrt nach Augsburg und führte sie bei seiner Mutter ein. Seine Schwestern Eusebie und Florentine, siebzehn und

sechszehn Jahr alt, waren noch schöner als Diane, und machten noch mehr Eindruck auf die Fremden, als die Münchner Schönheiten in der Ringelhaube bereits gemacht. Graf Sternfels, der sich gern „ein alter Knabe“ zu nennen pflegte, um seine joviale Lebensfrische auf dieser Folie funkeln zu lassen, hielt seine Freiheit für ungefährdet, indem er seine Huldigungen zu Eusebiens Füßen niederlegte. Sie hätte dieselben vielleicht nicht angenommen; allein Gräfin Adlercron that es statt ihrer, und Graf Sternfels sah sich gefangen — was ihn ein wenig beängstigte, wegen seines schwankenden Vermögens, aber seiner Eitelkeit ganz enorm schmeichelte. Nicht so schnell gelangte Gräfin Adlercron mit Graf Selden zum Ziel, der ein ernster junger Mann und ohne geckenhafte eitle Verliebtheit war. Er empfand wahre Neigung zu Florentinen, und wollte daher gern an die ihre glauben, bevor er ihr seine Hand antrug. Eh' es dahin kam, litt Gräfin Adlercron namenlose Angst, denn dies war in jeder Beziehung eine ganz vortrefliche Heirath. Endlich kam sie doch zu Stande! Beide Schwestern wurden an demselben Tage verheirathet, und reis'ten dann mit ihren Männern über Ebernbach nach Norddeutschland. Renata machte die honneurs von Ebernbach anmuthig und unbefangen, und wie Alle, die sie in ihren häuslichen Verhältnissen sahen, empfanden auch die Schwestern und Schwäger wahre Hochachtung für sie.

Ende des ersten Bandes.

Cecil.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.



Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Vier Jahre hatte Renata in dieser gleichförmigen durch keine Ereignisse unterbrochenen Stille gelebt, als der Tod des Hausarztes eine große Lücke in dem engen Kreise machte. Er hatte fast ein Vierteljahrhundert im Schloß zu Ebernbach wie eine Auster in der Schale gesessen, und fleißig aus Büchern, wenig aus Erfahrung gelernt — wie das die Verhältnisse mit sich brachten. Aber eben deren Enge begünstigte auch sein warmes inniges Anschließen an die Familie, so daß er sich als deren Mitglied betrachtete, und auch wiederum ganz so von ihr angesehen wurde. Renata hatte die größten Aufmerksamkeiten für ihn und pflegte ihn töchterlich in seiner letzten Krankheit. Die Sorge war groß seine Stelle gut zu besetzen! Ein geschickter Arzt würde sich schwer für einen so geringen Wirkungskreis entscheiden, und einen unerfahrnen wollte man nicht. Überdas ist es immer beängstigend sich plötzlich zu einem Fremden in so nahe Berührung gestellt zu sehen, der als Arzt Vertrauen, Offenheit, Einweihung in traurige Geheimnisse begehrt, und mit forschendem Blick hinter Schleier dringt, die manche ungeahnte wunde Stelle verhüllen. Frau von Werden kam Renaten zu Hülfe; und da es in der Welt keine Bedürftigkeit

giebt, der nicht eine andere entgegen kommt, so daß sie sich ausgleichen und heben können, wenn ihnen das Glück wird, sich zu begegnen; und da die Reichen den großen Vorzug haben nach solchen Ausgleichungen, die häufig auf dem Gelde basiren, umherzusuchen: so fand sich denn wirklich nach mehren mißlungenen Vorschlägen ein Mann, der sich entschloß für ein enormes Gehalt, vorläufig auf ein Jahr, als Hausarzt nach Ebernbach zu gehen, um dort in seinen Mußestunden ein wissenschaftliches Werk über die Krankheitsformen der verschiedenen Zeiten auszuarbeiten.

Doctor Weinhold war ein gescheuter und gebildeter Mann, der zu sprechen wußte ohne plauderhaft zu sein: eine Klippe, an welcher die meisten Ärzte scheitern. Ohne sich in unerquickliche wissenschaftliche Spezialitäten zu vertiefen, und ohne Wunderthaten aus seiner eignen Praxis zu berichten, verstand er auch den Laien für seine Wissenschaft zu interessiren, weil er in ihr, wenn auch auf etwas materialistische Weise, den Grund oder das Resultat des geistigen Lebens der Menschen erblickte. Er war zu sehr aus der neuen Zeit um nicht der Bewegung anzugehören; aber zu besonnen um sie übereilen zu wollen. Das gefiel Renaten. Zwischen all' den bejahrten Leuten, die meistens aus den Zeiten ihrer Schwiegereltern stammten, und deren Meinung und Grundsätze aussprachen, hatte sie bisjezt als einsamer Stellvertreter der Jugend und der neuen Zeit gestanden, und häufig Widerspruch, immer nur leidenden Gehorsam für ihren ausdrücklichen Befehl, aber nie ein anregendes Verständniß gefunden. Wie alle junge Menschen wollte sie gern etwas thun, etwas gethan wissen. Auch für Egon. Ihr Vertrauen zu dem alten verstorbenen Doctor war so groß ge-

wesen, daß sie sich unzählige Mal von ihm hatte beschwichtigen lassen, wenn sie Vorschläge und Mittel, die sie von diesem und jenem gehört oder gelesen hatte, auch auf Egon angewendet wissen wollte. „Es ist eitel Charlatanerie gegen dies Übel ein Mittel anwenden zu wollen!“ sprach der alte Herr, und sah sie dazu unbeschreiblich eindringlich mit seinen guten, klaren, kleinen Augen an; — „dagegen ist wie gegen den Tod kein Kraut gewachsen.“

Doctor Weinhold sprach nun zwar auch mit nichten von einem solchen Kraut, auch nicht von der Wahrscheinlichkeit das Übel zu heben, aber doch von der Möglichkeit es zu lindern, indem man die Nerven und andere kränkelnde Organe zu stärken suche. In den letzten fünfundzwanzig Jahren, sagte er, wären Heilquellen bekannt geworden, die man früher kaum dem Namen nach gekannt, und über deren Kräfte der verstorbene Doctor daher unmöglich Erfahrungen habe machen können. Doch wisse man jezt ziemlich allgemein, welch' eine regenerirende Kraft in dem Gebrauch von Ischl, Kreuznach und Gastein läge, und er halte es für seine Pflicht die Gräfin darauf aufmerksam zu machen.

Renata überlegte lange diese Meinung, die sehr mit ihrer eigenen übereinstimmte. Welche Betrübniß, ja, welche Ungeduld hatte sie empfunden, wenn der alte Doctor ihr auf ähnliche Äußerungen erwiderte: es sei dennoch umsonst. Dieser kam ihnen entgegen, sagte: vielleicht nicht ganz umsonst! war ein anerkannt geschickter und zuverlässiger Mann, und doch graute ihr vor dem Entschluß — weil ihr graute sich mit Egon zwischen den Menschen in der Fremde der bunten, lauten Welt zu zeigen. O pfui! sprach sie zu sich selbst, das ist ja ganz erbärmlich vor der Neugier der Gleich-

gültigen sich zu fürchten. — Ihn allein mit dem Arzte reisen zu lassen, wie sie es wol heimlich wünschte: daran war nicht zu denken! Egon hatte sich zu sehr an sie gewöhnt; er hätte sich nie freiwillig von ihr getrennt, und wenn er auch unbedingt ihren Vorstellungen Folge leistete: so hatte sie doch für sein Warum in diesem Falle keinen andern Grund als den, daß sie sich in der Welt seiner schämte. Jeder andere Grund wäre nur ein Vorwand gewesen, und darin war sie nicht erfinderisch — um so weniger, da sie sich auf der andern Seite freute die schöne Gebirgsnatur von Ischl und Gastein kennen zu lernen.

Der Winter ging mit diesen Berathungen hin, an denen auch zuweilen Egon in seiner Weise Theil nahm, indem er äußerte: für sein Herbarium könnte die Reise interessant werden, weil die Alpenflora reicher als die des Spessart sei, und er freue sich außerordentlich dort auf den Bergen zu botanisiren. Er war in der letzten Zeit ein wenig kräftiger und aufgeweckter, wie es schien durch den Gebrauch der Soolbäder geworden, die Doctor Weinhold verordnet hatte; und dieser machte Renata darauf aufmerksam, daß deren Wirkung in Ischl selbst eine viel wolthätigere noch sein müßte. So faßte sie denn den Entschluß dahin zu gehen. — „Ein sehr kleiner, für unsre reiselustige und reisemuthige Zeit! ein sehr großer, wenn ich unser stilles friedliches Leben mit dem unbequemen Treiben eines Badeaufenthaltes vergleiche," sagte Renata.

„Das Unbequeme des Badelebens, entgegnete Weinhold, macht sich in Ischl weniger fühlbar als in irgend einem Badeort! da giebt es keine kasernenhaften Logishäuser, in denen die Fremden zu Hunderten wohnen, keine geräuschvolle

table d'hôte, keinen Spiel- und Conversationssaal, keine Wandelbahn — folglich kein Gedränge. Man wohnt in kleinen, einfachen Häusern, familienweise. Da man keinen Brunnen trinkt, so ist man nicht gezwungen, wie in Ems, Kissingen oder Karlsbad, täglich auf demselben Fleck einer Masse von Menschen zu begegnen. Man lebt in unabhängiger Häuslichkeit, und liebt man die Gesellschaft, so muß man Bekanntschaften suchen; aufgezwängt werden sie nicht. Das bringt schon die weitläuftige Räumlichkeit und die großartige Umgebung mit sich.“

Der Gedanke unbemerkt dort leben — und sich ungestört den herrlichen Eindrücken der Natur hingeben zu können, war trostreich für Renata, und Weinhold erhielt den Auftrag eine passende Wohnung auf drei Sommermonate für sie zu bestellen.

Mit wahrhaft kindischem Jubel trat Egon, mit unbegreiflich schwerem Herzen Renata die Reise an. Ihr war zu Muth, als scheide sie mit diesem Schritt aus einer Epoche ihrer Existenz, aus der friedlichen und resignirten, um in eine ungewiß hofnungsvolle überzugehen. Sie zürnte auf sich selbst wegen ihrer trüben Verzagtheit; sie wiederholte sich tausendmal, daß sie diese Veränderung nicht ihretwegen gewünscht, ja, daß sie auch für Egon nicht gewaltsam sie herbeigeführt habe. Sie nahm sich vor, die Menschen weder zu fliehen noch zu suchen, und ihnen nie anders als mit ernster Ruhe zu begegnen. So kam sie nach Ischl, und richtete sich in ihrem kleinen Hause so bequem ein, wie es sich mit den dortigen geringen Mitteln thun ließ. Ihr Leben war wenig verschieden von dem zu Ebernbach, nur fehlte ihr Beschäftigung. Sie war nicht daran gewöhnt ihre Zeit

mit Musik, Büchern und Promenaden auszufüllen. Hätte sie die Tage mit Streifereien in den Bergen zubringen dürfen, so hätte sie sich nicht gelangweilt; aber so ganz allein wagte sie es nicht, und sich von Weinhold begleiten zu lassen wagte sie noch weniger, weil er und sie sich beständig bei Egon abwechselten, und ihn zu gleicher Zeit nie verließen. Mit Egon machte sie zwar täglich Spazierfahrten und Gänge; allein grade dabei fühlte sie sich gedrückt wie der Vogel im Käfig zur Frühlingszeit! im Winter hat er die Gefangenschaft still ertragen, aber nun mögte er so gern, so gern! ins Weite und Freie, und fühlt sich beängstigend gelähmt! Mit Egon war kein Tausch der Gedanken, kein Schritthalten der Gefühle, folglich neben ihm keine reine Freude möglich.

Doctor Weinhold hatte inzwischen die Bekanntschaft eines Arztes gemacht, der zur Begleitung einer vornehmen ungarischen Familie gehörte, und bald darauf auch von dieser selbst. In ihr waren Analogien mit den Verhältnissen Egons und Renatas: ein Vater, dem Mutter und Sohn ihre ganze Liebe und Sorgfalt ausschließlich opferten. Freilich ging die Aehnlichkeit nicht weiter, denn der alte Graf war zwar körperlich gelähmt, aber sein Geist war frisch und munter; und auch erst seit zwei Jahren war sein rüstiges Alter von diesem Übel befallen. In Bädern ist es etwas so Hergebrachtes Jammergestalten aller Art zu sehen, daß ein besonderes Interesse statt finden muß, wenn man die Eine vor der Andern beachten soll. Das geschah für Egon und den alten Grafen durch Vermittelung der beiden Ärzte: die Frauen interessirten sich für einander, und Renata war erfreut als die alte Gräfin eines Morgens zu ihr kam, um sie zu fra-

gen ob sie zufrieden mit der Kur Egons sei. Renata antwortete mit melancholischer Gelassenheit, und diese Ruhe, die doch keine Gleichgültigkeit war, überraschte die Frau ganz ungemein, indem sie selbst in banger Unruhe zwischen Hoffnung und Muthlosigkeit hin und her geschaukelt wurde. Heimkehrend erzählte sie ihrem Manne und ihrem Sohne viel von dieser ungewöhnlichen jungen Frau, und der leidenschaftliche Emmerich rief:

„Ich liebe nicht solche Marmorstatuen, bei denen das Herz zu klopfen und das Blut zu rinnen vergißt, Mutter! und ich gestehe Dir, daß mich Deine Erzählung merkwürdig gegen sie abkühlt, da ich doch schon auf gutem Wege war mich durch den Arzt für sie enthusiasmiren zu lassen — was freilich ebenfalls merkwürdig genug ist! durch einen Arzt! durch einen Mann der Wissenschaft, der Beobachtung und der Erfahrung — lauter Dinge, die den Enthusiasmus tödten."

„Und ich sage Dir Emmerich, erwiderte die Mutter, daß Gräfin Dobenegg grade Dir außerordentlich gefallen würde. Erinnerst Du Dich Deines Stoßseufzers, als Du aus Wien heimkehrtest: „Wenn doch nur eine von all' den hübschen Frauen so aussähe, als ob sie wüßte was sie will."

„O ja, sagte Emmerich mit einem abermaligen Seufzer, die Dummen können es nicht wissen, und die Klugen könnten wol, aber all' ihr Verstand macht sie konfus. Wolverstanden, fügte er schnell hinzu, daß dies Alles nur bis zum dreißigsten Jahr einer Frau gilt, Mama. Über diejenigen, die darüber hinaus sind, hab' ich noch nicht nachgedacht."

„Ich wollte Du hättest es auch weniger über die andern,

lieber Emmerich. Jetzt tritt immer Dein kühles Räsonnement vor Dein warmes Herz, und macht Dich ungerecht gegen die Frauen."

„Ich will mir Mühe geben, Herzensmama, es nicht gegen Gräfin Dobenegg zu sein, weil sie Dir so gefällt."

Er war nicht ungerecht gegen die Frauen, der arme Emmerich! Er hatte nur in seiner ersten brausenden Jugend gar theures Lehrgeld der Schmerzen für die Erfahrung gegeben, daß die Frauen häufig nicht recht klar über das sind, was sie eigentlich wollen, und daß ihre schönsten Eigenschaften, gar sie selbst und die reichbegabtesten, oft in einer strudelnden Nebelhaftigkeit untergehen. Sie wollen sich opfern, aber auch vollselig sein; entsagen, aber keine Lücke fühlen; der Pflicht leben, aber ohne Beschwerden; immer das thun wozu sie Lust haben, aber nie Tadel hören, und indem sie Alles genießen und besitzen, immer äußerst tugendhaft bleiben. Schranken erscheinen ihnen kleinlich und verächtlich, aber sie zu überspringen ist ihnen ein Greuel. Wie soll man mit solchen Wesen fertig werden! So sprach Emmerich.

Er war jetzt sieben und zwanzig Jahr alt, das einzige und letzte Kind seines Hauses, und zur großen Betrübniß seiner alten Eltern noch unvermält. Auf ihm lagen all' ihre Hofnungen, und er rechtfertigte sie insofern, als er der zärtlichste Sohn und ein tüchtiger Mensch war; aber bis zu einer Heirath hatte er es ihnen zu Liebe noch nicht gebracht. Jetzt fand er in der Pflege seines Vaters einen willkommnen Vorwand um sich ihm ausschließlich zu widmen. Das beglückte ihn. Sein absoluter Character war durch und durch exclusiv. Er kannte nur Liebe oder starre Gleichgültigkeit. Ein wenig Theilnahme, ein gelindes In-

teresse, ein mäßiges Wolwollen für Alle, und tausendfältig versplittert auf jeden Einzelnen, war ihm fremd. Auf einen Gegenstand konzentrirte er sein ganzes Wesen. Die Frauen sind so wenig von Seiten der Männer an eine solche Ausschließlichkeit gewöhnt, daß sie nicht mit ihr umzugehen wissen, und sie wie Eifersucht, Despotenlaune, Mißtrauen behandeln. So war er ein Paarmal tödtlich gekränkt, bis in die Seele hinein verwundet worden, und darum hielt er sich in scheuer Ferne von der Gefühlswelt im Verkehr mit Frauen. Sein Vater sagte oft zur Mutter:

„Aber sprich doch nicht immer mit Emmerich über die Verdienste und Vorzüge der Frauen! das reizt ihn zum Widerspruch und thut ihm weh auf den alten Wunden, die bei seinem gesunden Blut gewiß von selbst heilen werden."

Die Mutter aber hatte die Meinung, welche bei ihrem Geschlecht dominirt: Ermahnungen und vernünftige Vorstellungen könnten Bekehrungen zu ihrer Ansicht oder ihrem Glauben bewirken. Die Masse der Frauen sind geborne Prediger.

Es konnte ihr natürlich nicht einfallen ihrem Sohn ein besonderes Interesse für Renata einflößen zu wollen; nur für die Frauen im Allgemeinen suchte sie ihn zu gewinnen, indem sie die Einzelne pries. Es machte aber keine Wirkung auf Emmerich.

Renata kam nicht zur alten Gräfin. Diese hatte sie von dem hergebrachten Visitenceremoniel dispensirt, und ging zu ihr wenn sie grade Lust hatte. Beider Bekanntschaft war schon vierzehn Tage alt, ohne daß Emmerich Renata anders als von ferne im Wagen gesehen hätte. Was ihn weit mehr interessirte war eine gewisse Abendpromenade, die er täglich

zum großen Erstaunen seiner Mutter in später Stunde machte. Dieser Spaziergang führte ihn vor das kleine Haus, das Renata bewohnte, ohne daß er es wußte. Da setzte er sich auf die Bank neben der Thür, und hörte ihrem Klavierspiel zu. Er selbst war ein ausgezeichneter Pianist, und um so mehr ergriff ihn ihr mächtiges Spiel. Er war zuerst zweifelhaft ob er nicht einen Mann höre; er konnte nicht ins Fenster sehen, und unwillkürlich fiel ihm ein Baum ins Auge, der gegenüber stand und von dem aus man das ganze Zimmer übersehen mußte.

Das fehlte mir noch! sprach er spöttisch zu sich selbst. Aber aus diesem tollen Einfall gewahre ich, daß ich den Pianisten heimlich für ein Frauenzimmer halte; denn um einen Mann zu erblicken würde ich nicht solchen Unsinn begehen wollen.

Jeden Abend um eilf Uhr nahm er seinen Zuhörerplatz unter Renatas Fenster ein, und immer mehr verwunderte er sich über die einsame Seele, die da oben in solcher Abgeschiedenheit ihre wundervolle Kunst übe; — denn alle andern Fenster des Hauses waren dunkel, drinnen erschallte kein Fußtritt, kein Wort, keine Bewegung, und wenn Renata ihren Flügel geschlossen und ihre Lichter gelöscht hatte, so kam ihm das Haus wie ein Grab vor, um das ein guter Geist geschwebt hatte, der nun entflohen war. Auf seine Erkundigungen, ob es irgend einen ausgezeichneten Klavierspieler unter den Fremden in Ischl gäbe, hatte man ihm drei genannt: einen russischen Fürsten, eine Dame aus Dresden und vor Allem ein junges Mädchen von siebzehn Jahren aus Prag, die Tochter eines Banquiers, wunderschön, sehr reich und Jüdin. — Von Renaten wußte Niemand.

Also eine Jüdin! dachte Emmerich heimlich! das ist seltsam! ich glaubte etwas von christlicher Verklärung in dieser Musik zu hören. Doch so gut wie die Psalmen, können auch diese Töne aus Israel stammen, und die Kunst ist ja allendlich die gemeinsame Religion aller Seelen. — Er war überzeugt, daß er die junge Jüdin höre, und glaubte nun etwas von orientalischem Schwung in ihrem Spiel zu erkennen. Die Energie könnte mir gefährlich werden, sprach er zu sich selbst als er eines Abends lange nach Mitternacht heim ging. Ich denke aber, daß sie vermuthlich ihren ganzen Vorrath in die Finger legt und im Herzen nichts übrig behält.

Seine Mutter hatte Renaten vorgeschlagen einmal eine Spazierfahrt mit ihnen zu machen, und Emmerich war nicht wenig erstaunt, als der Wagen Nachmittags vor dem Hause seiner vermeintlichen Jüdin hielt.

„Ich bitte Dich, geh der Gräfin Dobenegg entgegen, lieber Emmerich," bat ihn seine Mutter.

„Sehr gern, erwiderte er verwirrt; aber wo wohnt sie denn?"

„Eine Treppe hoch! unten wohnt der Graf."

Emmerich stieg aus; unter der Thür begegnete er schon Renaten.

„Ich habe doch nicht Ihre Frau Mutter warten lassen?" fragte sie eilig.

Statt zu antworten fragte Emmerich mit dem vollen unbefangenen Erstaunen einer angenehmen Ueberraschung: „Also Sie sind die Klavierspielerin?"

„Welche?" entgegnete Renata, und sah ihn mit großen Augen nichts weniger als freundlich an.

Sie stieg in den Wagen und setzte sich seinen Eltern gegenüber; er setzte sich fast verlegen neben sie, und nachdem seine Mutter Mann und Sohn Renaten vorgestellt, unterhielt diese sich mit den beiden alten Leuten, und bekümmerte sich gar nicht um Emmerich, den sie impertinent fand. Er hingegen wendete den Blick so wenig wie möglich, und die Gedanken gar nicht von ihr weg. Er wollte ihre Erscheinung im vollen Einklang mit ihrem Spiel haben; und das gelang ihm nicht. In der Kunstausübung fühlte sie sich in einer Sphäre, wo sie die volle Energie, die mächtige Tiefe ihres Wesens furchtlos offenbaren durfte, wo es keine Grenzen der Sitte, der Pflicht, der Convenienz gab, wo alle Rücksichten aufhörten und alle Schranken vor dem Genius fielen, wo sie frei, frisch, tief, aus voller Brust Athem holen konnte. Im Leben konnte sie das nicht; die Verhältnisse beengten sie fürchterlich. Sie durfte es sich aber nicht merken lassen — sagte ihr der Takt, welcher der Instinkt des Weibes ist; und so kam etwas Gezwungenes in sie, besonders Männern gegenüber. Sie wollte verbergen, daß sie im Grunde ein wenig Scheu vor ihnen hatte, und daß sie zuweilen nur aus Schüchternheit abstieß.

Sie sprach nicht drei Worte mit Emmerich.

„Nun, Emmerich! was sagst Du zu meiner jungen Freundin?“ fragte ihn später seine Mutter.

„Was soll ich zu ihr sagen, wenn sie nichts zu mir sagt, Mama!“ rief Emmerich lustig.

„O Ihr Männer! sagte die alte Gräfin scherzhaft, doch innerlich bedenklich; richtet sich Euer Urtheil denn immer nach den Auszeichnungen, die eine Frau Euch geschenkt hat?“

Emmerich war guter Laune. „Mama! entgegnete er, ich

will Dir unter der Bedingung daß Du mich nicht Ketzer schiltst etwas sagen."

„Nun das wird eine arge Ketzerei werden! aber ich will den Vorwurf höchstens denken, nicht aussprechen."

„Also: ich glaube, daß Du der Gräfin Dobenegg gewaltig imponirst und der Vater mit seinem weißen Haar und Adlerauge noch mehr. Mit mir allein würde sie weniger schüchtern sein."

Die Mama ballte schweigend ihr Taschentuch, und warf mit der kleinen zerfallenden Batistkugel nach Emmerich. Er fing es auf und sagte lächelnd:

„Wie das gefährlich ist den Damen eine abweichende Meinung vorzulegen."

Aber um eilf Uhr wickelte er sich in seinen Mantel — denn es regnete heftig — und ging auf seinen Posten. Hatte ich nicht Recht der Mama zu sagen, daß sie mit mir allein weniger schüchtern ist? murmelte er vor sich hin, als ihm Renata eine feurig jubelnde Improvisation entgegen warf. O! ich möchte sie kennen .... bis ins Herz! .... —

Er fing an sich so viel wie möglich dem Doctor Weinhold zu nähern, und ihn reden zu machen über Renata, ihre Verhältnisse, ihre Existenz zu Ebernbach; und Weinhold ging gern, jedoch mit schicklicher Zurückhaltung auf diese Gespräche ein. Manche Fragen Emmerichs konnte — andere wollte er nicht beantworten.

„Sein Sie doch nicht so zaghaft, Doctor; sagte Emmerich; erzählen Sie mir frischweg wie sich, oder eigentlich wer Gräfin Dobenegg's Heirath gemacht hat. Ich muß ehrlich Ihnen gestehen, ich finde ein solches Machwerk gewissenlos und ganz empörend."

„Ein Grund mehr für mich um darüber zu schweigen, Herr Graf! entgegnete Weinhold lächelnd; wenn Ihnen die Versicherung meiner Unwissenheit in diesem Punkt nicht genügt.“

Emmerich schüttelte halb unwillig den Kopf, und als seine Mutter eines Tages ganz entzückt von Renatas Klavierspiel, das sie zum erstenmal gehört hatte, heimkehrte, ergriff er die günstige Gelegenheit, und rief, den Unwissenden spielend:

„So musikalisch ist sie? O Mama, dann werd' ich Dich doch bitten mich einmal zu ihr zu führen.“

Er war es überdrüssig Renata gleichsam nur in der Geisterwelt zu kennen.

„Du darfst zu ihr gehen, heut Nachmittag, während ich mit Deinem Vater spazieren fahre. Ich habe Dir ihre Erlaubniß erwirkt, und ich wiederhole Dir, Emmerich, daß Du mir dafür danken wirst“ — sagte Tags darauf seine Mutter. Und er küßte ihr im Voraus dankbar die Hand.

Jezt werd' ich sie also in der Nähe hören und . . . . sehen! dachte Emmerich, und nahm mit freudigem Herzklopfen seinen Hut. — Renata empfing ihn freundlich. Nie anders als mit Thränen im Auge hatte seine Mutter von ihm gesprochen, und nicht Worte genug gefunden um seine Zärtlichkeit, seine Geduld, seine unermüdliche Ausdauer und Sorgfalt für den Vater zu loben. Die Freude der Mutter und die Aufopferung des Sohnes begriff Renata. Im Verständniß eines edlen Gefühls begegnete sie sich mit Emmerich. Das war der Keim, aus dem ihre Liebe schön, hoch und edel wie eine Palme aufwuchs.

Emmerich sagte ihr nach den ersten Begrüßungen daß

und wie er ihr seit mehren Wochen wahrhaft selige Stunden verdanke. Renata machte ein etwas ungläubiges Gesicht. Als er hinzufügte er habe nicht einmal gewußt wer diese zauberhafte Klavierspielerin sei, wurde das Gesicht gar spöttisch und Renata sagte:

„Diese nächtlichen Promenaden waren also außerordentlich romanesk, und nach Gebühr mit Geheimniß umgeben!“

„Ja, entgegnete Emmerich trocken, ich bin nun einmal romanesk.“

Renata lachte unwiderstehlich hell auf. „So, fragte sie, also Sie lieben Abentheuer?“

„Abentheuer? o nein, gnädige Gräfin! aber Dinge, Menschen, Begebenheiten, die nicht alltäglich, und daher unerhört selten sind; — Erscheinungen, um die sich ein kleiner Nimbus von innerer Herrlichkeit, von wunderbaren Gaben legt“ .... —

„O Schade! unterbrach ihn Renata. Diese Vorliebe ist sehr begreiflich und auch sehr allgemein, sollt' ich denken; nur aber gar nicht romanesk. Das Alltägliche in etwas Überirdisches zu verwandeln, eine Dulcinea in die Herrin der Hulden, mein armes Klavierspiel in Sphärenmusik — das, Herr Graf, ist romanesk. Sie haben kein Recht sich so zu nennen.“

„Allerdings nicht nach Ihrer Definition .... aber nach der meinen.“

„Ah, Sie wollen durchaus für romanesk gelten! ich glaubte das wäre nicht Mode.“

„Ich will für nichts gelten, rief Emmerich eifrig, als für einen aufrichtigen Bewunderer Ihres herrlichen Spiels.

Darf ich?" fügte er hinzu, öfnete den Flügel und versuchte ihn — aber mit Meisterhand.

„Das ist freilich ein ganz anders durchgebildetes Spiel als das meine, sagte Renata gelassen, als Emmerich nach fünf Minuten aufsprang. Ich begreife nicht, wie Sie mir haben zuhören mögen."

„Wegen des Ausdrucks und der Seele in Ihrem Spiel! dadurch ist es ganz eigenthümlich und über jedem Vergleich. O, ich bitte! spielen Sie."

„Unter der Bedingung, daß hinfort die nächtlichen Promenaden aufhören, Herr Graf."

Emmerich verbeugte sich schweigend, und Renata spielte brillant äußerst brillante Variationen auf eine ungarische Volksmelodie.

„O, ich höre wieder heut Abend auf der Bank da draußen zu! rief Emmerich am Schluß. Ich hörte so eben eine Virtuosin .... jedoch nicht Sie. Nein, Sie spielen ganz anders."

„Nicht doch!" erwiderte Renata mit Kälte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, denn sie wußte recht gut, daß Emmerich die Wahrheit gesagt, und wunderte sich, daß er sie so richtig erkannt hatte. Sie war nicht gewöhnt an ein solches Verständniß, und hatte fast Lust sich vor ihm zu fürchten. Sie richtete einige gleichgültige Fragen an Emmerich über seine Lieblingscomponisten. Als er gewahrte, daß sie im Grunde nur noch abwehrend sprach, nahm er Abschied. Unten an der Treppe stieß er auf Egon, der sich anschickte Renata zum Spaziergang abzuholen. Da Weinhold ihn begleitete, grüßte Emmerich Beide, und fragte Egon wie er sich befinde, und ob Ischl ihm gefalle.

„Sehr gut! außerordentlich gut! erwiderte Egon mit seinem gewöhnlichen zerstreuten Blick. Nirgends giebt es schönere Blumen .... und damit sie nicht welken, pflücke ich sie für mein Herbarium. Es giebt ein Pulver für sie .... dann behalten sie auch die Farben, die blaßrothen und violetten .... kennen Sie das?"

„Gewiß!" entgegnete Emmerich ganz entsetzt über diese incohärente Rede, von der er nichts verstanden hatte, und entfernte sich schleunig.

„Mutter! rief er, als er in ihr Zimmer trat, es passiren Infamien in der Welt, deren Urheber gebrandmarkt werden müßten! Graf Dobenegg ist ja total irrsinnig, redet von Blumen, die Pulver einnehmen müssen um schön zu bleiben" .... —

Der alte Herr lachte. Die Mutter sagte:

„Du hast ihn nicht verstanden! Er meint ein gewisses Pulver, das man auf die getrockneten Blumen streut, und das ihnen die zarten Farben erhält. Von schwachen Begriffen und konfusen Reden ist er allerdings!"

„Und diese Frau hat man an ihn verkuppelt! O, das ist aber infam! Das müßte verboten — oder unmöglich gemacht werden. Solche Ehe ist keine, und da sie nie gültig war, kann sie auch aufgelöst werden!"

„Emmerich! rief die Mutter, was fällt Dir ein! was geht Dich das an! — Ich bitte Dich, mache nur nie eine ähnliche, noch so leise Andeutung gegen die Gräfin. Es kränkt sie tödtlich! leider ist mir einmal dergleichen entschlüpft. Der arme kranke Mann ist nicht irrsinnig, nur schwach, und sie pflegt ihn mit unermüdlicher Treue. Wenn sie darin ihre Befriedigung findet, weshalb bemitleidest Du sie?"

„Du sprichst gegen Deine Überzeugung, Mama, erwiderte Emmerich. Bei sechzig Jahren wäre es möglich, bei zwanzig nicht — auch nicht für die allertugendhafteste und edelste Frau, für die ich gern Gräfin Renata halte. Man erfüllt seine Pflicht, und hat folglich ein gutes Bewußtsein; aber das Leben ist und bleibt leer."

„Leer von den phantastischen und egoistischen Schmerzen und Wonnen Eurer Liebe, Eurer Leidenschaft, ja, Emmerich! rief die Mutter; — aber erfüllt von guten Gedanken, von reinen Gefühlen, von frommen Handlungen! wie darfst Du das leer nennen!"

„Gott behüte mich vor den Menschen, die nichts geliebt haben als ihre Pflicht, entgegnete Emmerich gedankenvoll. Sie halten sich für die Auserwählten, für die Starken, die Reinen. Kalt sind sie und starr, ohne Nachsicht, ohne Zugänglichkeit für fremde Seelenzustände. Beherrschung, Entsagung, Selbstüberwindung sind ihnen zur Natur geworden. Lieber lehnte ich mein Haupt auf einen Stein, als an die Brust eines solchen Menschen."

„Da hast Du Unrecht, Emmerich! das wäre wirklich kein Mensch mehr, sondern ein Heiliger."

„Liebe Mutter! rief er freudig, nenne nicht die Heiligen, wenn Du Recht behalten willst; denn die sprechen für mich! Eine Magdalene, ein Augustin — haben sie nie etwas Anderes geliebt als ihre Pflicht?"

„Würdest Du wünschen eine Magdalene zu lieben?" fragte die Mutter, und machte nach Frauenart die allgemeine Diskussion zu einer persönlichen.

„Wünschen? zu der Sphäre der Liebe fliegt ein so ganz bestimmter und in eine Form gekleideter Wunsch nicht eher

empor, als bis man einen Gegenstand im Auge hat. Aber ich weiß, Mama, daß ich mich eben so wenig über die Magdalene grämen würde, als Du Dich grämen würdest den St. Augustin geliebt zu haben, oder von ihm geliebt worden zu sein. — Und was sagst Du dazu, lieber Vater?" wandte er sich an den alten Herrn.

„Ich wundere mich, Emmerich, entgegnete der, daß Du noch immer unerfahren genug bist um einer Dame zuzumuthen ehrlich und frischweg von der Liebe zu sprechen. Das ist gegen die Natur der Frau! die Liebe ist ihr Geheimniß."

Um eilf Uhr Abends ging Emmerich wie gewöhnlich bis vor Renatas Thür. Sie spielte prächtig, und nicht um sich hören zu lassen mit Haltung und Gemessenheit. Auf einmal fiel ihr mitten in der Passage ein, daß Emmerich gesagt hatte, er werde dennoch wieder zuhören, und um sich davon zu überzeugen sprang sie blitzschnell auf und ans Fenster. Richtig! da saß ein Zuhörer unten auf der Bank: das war er! — Unschlüssig und ein wenig verdrießlich trat sie zurück, wollte nicht mehr spielen, setzte sich dennoch wieder hin, versuchte es aber ohne Brio, und schloß endlich den Flügel mit den halblauten Worten: Es ist aber unangenehm so belauscht zu werden. — Emmerich begriff nicht was da oben geschehen sein könne. Die Musik war abgebrochen und ertönte nicht wieder. Traurig ging er heim.

Renata bat seine Mutter im scherzhaften Ton, aber ganz ernstlich, Emmerich möge so gut sein und die Station unter ihrem Fenster aufgeben. Dies heimliche Lauschen genire sie. Die alte Gräfin wußte nun auf einmal wohin ihr Sohn immer gegangen war. Sie neckte ihn sehr mit seinen Mond-

scheinpromenaden à l'espagnole; aber Emmerich entgegnete kaltblütig: Renata dürfe nicht verlangen, daß er sie aufgebe, es sei sein größtes Vergnügen in Ischl und er äußre als Zuhörer kein störendes Lebenszeichen. Die Mutter rieth ihm sich mit Renata selbst zu verständigen, und Emmerich ging zu ihr und trug ihr sein Anliegen vor.

Erröthend entgegnete sie: „Ich begreife Sie nicht. Setzen Sie Sich doch selbst an Ihr Piano, dann werden Sie leicht jede andere Musik vergessen.“

„Ich will sie aber nicht vergessen! mich selbst, den Gang meiner Gedanken, die Richtung meiner Gefühle, die beständige Verschlingung und Entwickelung meines Innern kenne ich zur Genüge! meiner Wagnisse bin ich überdrüssig, meine Bestrebungen gefallen mir nicht! Alles was ich leiste, was ich bin, langweilt mich; ich mag nicht mehr an mir studiren. Wie ein Anderer die Musik handhabt, was er aus ihr macht, ob sie ihm dient zu einem glänzenden Exercitium, ob er ihr dient wie ein freudiger Priester: das interessirt mich, gnädige Gräfin! und darum erlaube ich mir mit tiefer Theilnahme Ihren nächtlichen Phantasien zuzuhören.“

„Ach, wenn ich es doch nie erfahren hätte! rief Renata; jezt bin ich nicht mehr unbefangen. Sie müssen Sich nur vorstellen, daß ich gar und gar nicht daran gewöhnt bin vor irgend Jemand zu spielen, um das zu begreifen. Mir ist die Musik ein Umgang geworden, eine Gesellschaft. Wir sind zu Zweien darin: ich frage, und bekomme Antwort; ich klage und finde Trost; ich freue mich und begegne der Einstimmung; ich zweifle und schwanke, und Glauben und Klarheit kommen über mich; es ist Nacht um mich her,

und es wird Licht. Glühende Gebete, tiefernste Gespräche, lange süße Träumereien, Umgang mit höheren Geistern — Alles das ist mir die Musik, ein Seelenvertrauter, ein unerschütterlicher Freund, der mich nie mißverstehen, und nie verlassen wird. Daher gehe ich anders mit ihr um, als man sonst zu thun pflegt; doch nur unter vier Augen — grade so wie man einem Freund auch nur unter vier Augen Geheimnisse anvertraut; begegnet man ihm unter Menschen, so spricht man von gleichgültigen Dingen, denn man fürchtet die Profanation."

„Das ist hart!" rief Emmerich.

„Es ist doch ganz wahr," entgegnete sie sanft.

„Und in diesem Sinn gleichgültigen Geplauders spielten Sie mir vorgestern die Variationen vor?"

„Ja!" sagte sie unbefangen.

„Und haben Sie nie den Wunsch gehabt und das Glück gekannt vor einem Menschen aus Ihrem Innern heraus zu spielen?"

„Doch! rief sie, und eine Thräne trat ihr plötzlich ins Auge; aber sie zerdrückte sie schnell. Egons Mutter — ja! der spielte ich meine ganze Seele vor — denn das war eine Seele! und jezt scheint mir oft als rede ich mit ihr über der Erde, wie ich ehedem auf der Erde that. — Ich hoffe, fuhr sie gefaßter fort, Sie begreifen nun, weshalb ein Fremder mich stört."

„Vollkommen, sagte Emmerich, und ich verspreche Ihnen, daß ich es nicht mehr thun werde."

Er brachte das Gespräch auf andere Dinge, dann allmälig wieder auf Musik, und fragte endlich: ob sie nicht mit Begleitung oder vierhändig spielen möge. Seit Augs-

burg, und mit ihrem Lehrer habe sie leider keine Gelegenheit dazu gehabt, entgegnete Renata, und als Emmerich ihr vorschlug ein Paar Beethovensche Symphonien zu vier Händen arrangirt, die er zwischen seinen Noten habe, mit ihm zu spielen, nahm sie es gern an und sagte:

„Das wird eine excellente Übung für mich sein; ich kann viel von Ihnen lernen.“

Emmerich ging fröhlich von dannen, erzählte der Mutter wie günstig sich die Dinge für ihn gewendet, und verschrieb auf der Stelle eine Masse vierhändiger Musikalien aus Wien. Seinem Worte getreu blieb er am Abend daheim. Es war eine heiße, schwüle Nacht, Gewitterwolken hingen am Himmel, und stumme Blitze flogen wie scheue Vögel am Horizont auf, um sogleich wieder zu verschwinden. Er öfnete seine Fenster, setzte sich an seinen Flügel und spielte, mit dem Gedanken an Renata. Es drang kein Ton bis zu ihrer Wohnung. Sie spielte auch, aber zerstreut. Ob er sein Wort hält? — Wie wird er nicht! — so ging es auf und ab in ihrer Seele. Sie sprang zuletzt ganz ungeduldig auf und ans Fenster. Es war schwarze Nacht, und der Platz auf der Bank leer. Ich wußte wol daß er sein Wort halten würde! sprach sie zufrieden zu sich selbst, legte sich in das geöfnete Fenster, blickte träumerisch in die Finsterniß hinein und schlug keinen Ton mehr an.

Am andern Nachmittag kam Emmerich mit seinen Symphonien. Am nächsten mit neuen Musikalien; und fortan täglich. Da er weit besser als Renata spielte, was die Fingerfertigkeit betraf, so mußte sie sich enorm anstrengen um einigermaßen Schritt zu halten. Das war ihr angenehm. In ihrer Einsamkeit hatte sie so lange schon jeden Wetteifer

vermißt, welcher doch der reizende Sporn des Talents ist! Diese Neuheit gab ihr frische Anregung. Sie studirte, sie übte sich Schwierigkeiten zu überwinden. Sie bekam eine wahre Leidenschaft für das Piano. Ihre Abendmusik nahm aber einen andern Charakter an: es waren eben Etüden, nicht mehr der unbefangene Ausdruck der Seelenzustände und inneren Stimmungen. Ein tiefes und mächtiges Streben verkündete sich in ihnen, ein höherer und kühnerer Flug, als sie je genommen, und zuweilen eine unsägliche Abspannung. Neue Elemente regten sich, wie in der Natur, wenn es Frühling werden will.

Die Bäder bekamen dem armen Egon sehr gut, und die Bergluft, die Spaziergänge, die schöne Gegend erfreuten ihn etwa so, wie sie ein Kind erfreuen würden, dem etwas Neues immer etwas Angenehmes ist. Doctor Weinhold hofte wirklich mit dieser Kur der krankhaften innerlichen Zerrüttung entgegen arbeiten zu können; Ischl hatte grade damals eine außerordentliche vogue und wahrhafte Wunderkuren gemacht. Renata gab sich freudigen Hofnungen hin. Sie fand Egon weniger zerstreut — wie sie mild seine geistige Abwesenheit zu nennen pflegte — fand ihn aufmerksamer, ruhiger; und fühlte sich selbst so glücklich, wie vielleicht noch nie. Emmerich fand dies Alles barbarisch und grausam. Er sagte zu Weinhold:

„Was bilden Sie Sich denn eigentlich ein, Doctor? daß der arme Dobenegg so wird wie unsereins? eine so kolossale Chimäre läßt Ihr gesunder Menschenverstand nicht aufkommen. Bei dreißig Jahren giebt es keine totale Regeneration mehr. Aber eine partielle Genesung bezwecken Sie? lieber Doctor, da sehen Sie Sich genau vor, was

Sie thun! Wenn der Leib stark und kräftig wird, so kann sein Zustand in eine animalische Wildheit und Brutalität übergehen, die viel beängstigender ist als seine gegenwärtige, ich mögte sagen vegetabilische Existenz. Und wird der Geist klarer und fester, so geräth der Ärmste in den allerbeklagenswerthesten Zustand, weil ihm dann erst recht ein Licht über sein Schicksal, und über die Entbehrungen aufgeht, denen er sich unterziehen muß. Ich finde es menschlicher, sowol für ihn als für die Gräfin, wenn man ihn in seinem traumbefangenen Schattenleben läßt."

„Nein, mein guter Doctor, rief Emmerichs Mutter, lassen Sie Sich nicht abschrecken! wer kann denn wissen, ob nicht Leib und Geist miteinander, wenn nicht ganz genesen, aber doch sich erkräftigen werden. Ischl thut Wunder gegen Alles was Scrophel ist, und dies Leiden ist doch gewiß hier im Spiel, also kann es auch gewiß beschwichtigt werden. Nein, nein! wer weiß ob Dobenegg nicht zum Gebrauch seiner Sinne kommt! wer weiß ob er nicht Kinder haben wird" . . . .

„Mama! rief Emmerich sehr lebhaft, Du wirst aus Theilnahme für Graf Dobenegg hyperbarbarisch."

„Warum? fragte Weinhold gelassen; Herr Graf, es giebt Fälle wo die Krankheit sich nicht auf die Nachkommenschaft vererbt hat; und es giebt Krankheiten, die eben so traurig sind und sich eben so leicht vererben, z. B. die Schwindsucht, und die doch Niemand von der Ehe zurückhalten. Wenn keine andere Menschen heirathen dürften, als die, welche vollkommen gesund an Körper und Geist sind, so würde in unserer civilisirten Zeit das Geschlecht aussterben."

„Sie treiben die Dinge auf die Spitze, lieber Doctor, entgegnete Emmerich; aber es ist dennoch meine aufrichtige Meinung: ich würde mit sehr ruhigem Gewissen die Familie Dobenegg aussterben lassen, und den Tod des Grafen Egon für kein so großes Unglück halten, als die Geburt seines Kindes. Was? nachdem die unglückliche Frau jahrelang das fürchterliche Schauspiel seiner Krankheit vor Augen gehabt hat, soll sie ihr Lebenlang zittern für dasselbe Elend bei ihrem Kinde? Nein! schon eine solche Möglichkeit darf nicht statt finden, und so wie Graf Dobenegg einigermaßen hergestellt werden sollte, muß die Gräfin sich von ihm trennen!“

„Aber Emmerich! sagte seine Mutter, ganz erstarrt über die fieberhafte Lebendigkeit, mit der er sprach; Du nimmst einen so ungewöhnlichen Antheil“ . . . . —

„Schlimm genug, wenn er ungewöhnlich ist, gute Mutter, unterbrach Emmerich sehr sanft; ich meine, daß er nur menschlich genannt werden kann. Uns Allen flößt diese Frau das herzlichste Interesse ein, und da kann man wol warm werden, Jeder nach seiner Denkungsart, wenn von irgend einer Veränderung ihres Schicksals die Rede ist. Übrigens aber fürchte nichts! der Sohn meiner Mutter wird nicht der Rival eines . . . . Cretins.“

Er stand auf und verließ das Zimmer. Doctor Weinhold unterhielt sich höchst gelassen mit seinem Collegen über das Forterben der Krankheiten in Familien, mit der räthselhaften Überspringung einer Generation; und die alte Gräfin dachte beängstigt den ganzen großen Kreis ihrer Bekanntschaft durch, um darin eine Frau für Emmerich

ausfindig zu machen — denn dies schien ihr plötzlich von der höchsten Nothwendigkeit.

Emmerich ging zu Renata; aber er fand sie nicht, sie war bei Egon. Der Diener wollte ihn unten bei dem Ehepaar melden, doch Emmerich verbat es. Er hatte nie Renata mit ihrem Mann anders als im Wagen gesehen, und ihm graute vor der häuslichen Umgebung eines Zimmers. Um sich zu zerstreuen lief er zum Kalvarienberg hinauf, und dabei überlegte er was aus Renata werden solle. Sein einziger Trost war seine Zuversicht, daß Egons Zustand unverbesserlich sei, was auch die Ärzte sagen mögten. Das beruhigte ihn, und endlich kehrte er gelassen heim, und fragte sich selbst ganz erstaunt, wie er in eine so leidenschaftliche Aufregung habe gerathen können für eine Frau die er nicht liebe, und in die er nicht einmal flüchtig verliebt sei. Ich habe nur ein so unsägliches Mitleid mit ihr — sagte er zuletzt.

Als er am andern Tag „zur Musikstunde," wie er es scherzhaft nannte, zu ihr kam, saß sie am Flügel und spielte eifrig. Er machte ihr ein Zeichen sich nicht stören zu lassen, und setzte sich ihr gegenüber. Zum ersten Mal fand er, daß sie gar lieblich aussehe. Bis dahin hatte er sie kaum hübsch gefunden, und sie war es auch nicht; ihre Züge hatten nichts Frappantes, und der Ausdruck derselben war so still und ruhig, daß man sich ihrem Antlitz gegenüber wie am Ufer eines stillen Wassers fragen konnte: aber wie sieht es denn eigentlich aus? Genug, Emmerich entdeckte plötzlich ganz ungeahnte Schönheiten in ihr, von denen er sich aber selbst nicht Rechenschaft geben konnte. Weil er sich so sehr für sie interessirte, fand er, daß sie interessanter als irgend

eine Frau sei. Sein Blick heftete sich mit unaussprechlichem Mitleid auf dies Wesen, das härter gefesselt war, als der Sträfling im Bagno, und das von allen Herrlichkeiten der Welt nichts kannte als — Entsagung. Sein Herz wurde immer schwerer, sein Blick immer trüber. Wird sie das einsame liebeleere Leben auf die Dauer ertragen? unmöglich! so lautete sein heimlicher Zwiesprach; und wenn nicht .... wird sie dann glücklich werden? — — Renata machte den Schluß, und sah ihn plötzlich mit ihrem klaren Augenaufschlag an. Ihm wurde ganz heiß; er schämte sich seiner Zweifel, und sagte sehr ernst:

„Sie sind bewundernswerth, gnädige Gräfin, und warlich weit tüchtiger als ich."

„Sie sagen das so feierlich, als ob es Ihnen Leid thäte, erwiderte Renata heiter. Regt sich vielleicht der Künstlerneid in Ihnen, mit dem alle großen Genies behaftet sein sollen?"

„Ich versichere Sie es ist nicht möglich gleichgültig zu bleiben, wenn man sich überflügelt sieht."

„Und ich habe gemeint das müsse der Triumph des Lehrers sein, solchen Schüler gebildet zu haben."

„Sie sind auch gar zu wenig egoistisch, Gräfin! mit so vollkommnen Charakteren ist für unsereins das Leben schwer!" rief Emmerich.

„Nun nun! sagte Renata mit einem gewissen kalten Ausdruck in Ton und Blick, der ihr häufig eigen war; wir vertragen uns doch recht gut nebeneinander — besonders am Piano."

Sie nahm ein vierhändiges Musikstück, dessen erste Partie

sie spielte, rückte höher hinauf am Flügel, machte Emmerich Platz und sagte ein wenig spöttisch:

„Sehen Sie wie gut das geht! wir haben Alle Raum in der Welt."

Emmerich schwieg. Er hatte Lust sich über sich selbst zu ärgern. Während er sich ihre Schicksale aufs Innigste zu Herzen nahm, spottete sie! Nun, dachte er heimlich, so will ich mich denn auch nicht mehr um sie grämen. Ohnehin sieht sie aus, als wisse sie sich recht gut gegen jede übertriebene Anmaßung zu vertheidigen.

Sein fortdauerndes Schweigen, auch in den Pausen zwischen den verschiedenen Sätzen, befremdete Renata. Sie hatte wenig Weltgewohnheit, weil ihr dazu die praktische Übung fehlte, daher nahm sie zu schnell eine defensive Stellung an: das fühlte sie wol! hätte sie beständig unter Menschen, unter Ihresgleichen gelebt, so würde sie sich sehr bald mit der unendlichen Gleichgültigkeit bekannt gemacht haben, welche hinter all' den theilnehmenden und charmanten Phrasen und Complimenten liegt, und ihnen keinen höheren Werth beigelegt haben, als jeder andern Salontoilette. Jezt war ihr das aber etwas Fremdes, und sie meinte: wenn auch nur die Hälfte aller schönen Worte wahr sei, so wäre das dennoch zu viel; — und dagegen vertheidigte sie sich. Sie fürchtete es möge zu scharf gewesen sein, als sie jezt Emmerich ungewöhnlich schweigsam sah. Doch spielte sie gelassen und auch ohne eine Sylbe zu reden das Conzert durch, und fragte dann:

„Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren?"

„Ja wol! entgegnete Emmerich; das Allerunangenehmste!

ich habe einen Mißgriff gethan, und der klingt mir nun grell im Ohre fort."

„Versuchen Sie doch ihn harmonisch aufzulösen," sagte Renata freundlich ohne eigentlich Emmerich zu verstehen.

Ihr Lächeln, sobald sie aufrichtig aus wahrer Freude oder Freundlichkeit lächelte, war so treuherzig und kleidete sie so gut, daß man nicht anders konnte, als Vertrauen zu ihr zu fassen, und gleichsam befreit von schwerer Last antwortete Emmerich hastig:

„Das muß vierhändig geschehen."

„Gut! sagte sie, so wollen wir noch einmal von vorn anfangen."

Sie waren ganz vertieft in der Musik, als Renatas Kammerjungfer mit Hut und Shawl eintrat und meldete, daß es fünf Uhr geschlagen, der Graf bereit, und der Wagen vorgefahren sei. Mitten im Takt brach Renata ab, stand auf, nahm sich kaum Zeit den Hut aufzusetzen, und lief die Treppe hinab. Emmerich folgte ihr ganz verwundert über diese monströse Pünktlichkeit. Egon saß schon im Wagen, wie die Kinder, die auch nie den Moment der Abfahrt erwarten können, und da sein Platz immer zur Linken war, so mußte Renata an ihm vorbei in die Kalesche steigen. Das machte ihn verdrießlich und er murmelte etwas, das Niemand verstehen konnte. Als der Wagenschlag geschlossen werden sollte, rief er hastig:

„Nein nein! ich bitte ja daß Sie auch mitfahren."

Emmerich, der Renaten die Hand zum Einsteigen gegeben hatte, ahnte nicht, daß diese Einladung ihm gelten könne, bis Egon abermals und sehr ungeduldig sagte:

„Nun? werden Sie mit uns fahren?"

Und bis Renata tieferröthend hinzufügte: „Würden Sie nicht die große Güte haben, Herr Graf?“ — Ihre Stimme zitterte. Emmerich setzte sich geschwind ihr gegenüber und Egon fing an:

„Ich habe neulich bemerkt, daß Sie sich auch für die Botanik interessiren, und getrocknete Blumen lieber mögen als frische; da werden meine Herbarien Ihnen gewiß gefallen.“

Emmerich hatte die größte Lust zu dem Allen ein unumwundenes Nein zu sagen, aber Renata winkte ihm leicht mit den Augen, und es verwandelte sich in Ja.

„Dann werde ich mir die Erlaubniß nehmen Ihnen nächstens meine Herbarien vorzuzeigen, Herr Graf,“ erwiderte Egon äußerst höflich, lehnte sich zurück und schwieg.

Renata nahm sich zusammen, überwand ihre momentane Verlegenheit, der sie sich, Fremden gegenüber, nicht auf der Stelle erwehren konnte, und sagte ruhig:

„Es ist Egons größtes Vergnügen seine Herbarien zu zeigen, und Sie könnten wol einmal freundlich genug sein ihm diesen Gefallen zu thun, lieber Graf.“

Emmerich versprach es. Ihrer Ruhe gegenüber schwand auch seine Verlegenheit. Sie sprachen miteinander, gleichsam tête à tête, denn Egon mischte sich nicht mehr in die Unterhaltung. — Man fuhr eine steile Höhe auf schmalem Wege hinan, längs dem schroffen Ufer eines reißenden Gebirgswassers. Ein Pferd stolperte, erschrack, ging rückwärts; das andre konnte nicht allein den zurückgehenden Wagen aufhalten. Er drehte sich, immer rückwärts gehend, dem Abgrunde zu. Der Diener sprang hinten vom Lakaiensitz, und rannte nach vorn um die Pferde zu halten. Das

machte sich aber Alles geschwinder als der Gedanke, und ohne daß die im Wagen sitzenden Personen eine Ahnung von ihrer Gefahr hatten! Erst als Emmerich den vorbeischießenden Diener sah, ward er aufmerksam, und blitzschnell sprang er aus dem Wagen, und hielt ein Hinterrad auf, als es gerade mit der nächsten Umdrehung in den Abgrund hätte rollen müssen.

„Steigen Sie aus! geschwind, Gräfin, um Gotteswillen geschwind! rief er.

Renata war auch schon leicht wie ein Vogel auf der Erde; aber bevor Egon, ohne andere Hülfe als die Hand seiner Frau, mühsam den Tritt hinabgestiegen war — das dünkte Emmerich ein Jahrtausend. Kaum einen Zoll vom Abgrund stand er, und stemmte sich mit seiner ganzen eisernen Kraft gegen den Wagen, bis endlich die Pferde standen. Darauf legte er große Steine unter die Hinterräder, und sah sich nach Renata um. Sie hatte Egon zu einem Steinhaufen geführt, und hielt ihm englisches Riechsalz vor, denn er war höchst erschrocken über diese Begebenheit, und besonders über die ungewohnte Weise, in der er ausgestiegen war. Als Renata Emmerich sah, todtenbleich, den Schweiß auf der Stirn, verlor sie auf einmal alle Fassung und rief erblassend:

„O Himmel! was fehlt denn Ihnen!“ — Sie brach in Thränen aus.

„Nichts fehlt mir, entgegnete er ruhig; Gottlob, daß ich da war.“

„Gottlob, daß Sie da sind! o Gottlob!“ rief Renata fast jauchzend.

„Was ist denn eigentlich geschehen?“ fragte Egon beängstigt.

„Ich habe meinen Hut verloren, weiter nichts,“ entgegnete Emmerich lachend.

Renata blickte über den Uferrand hinab, und sah den Hut auf den Wellen tanzen.

„So leicht und nah war also Ihr Sturz!“ rief sie, legte die Hand über die Augen und trat zurück. — Sie wollte nicht weiter fahren, sondern umkehren. Emmerich bat sie es nicht zu thun.

„Kehren Sie jezt um, so behalten Sie eine beständige Furcht, jedesmal wenn Sie einen Berg hinan fahren, sagte er; fahren Sie aber jezt tapfer weiter, so geht die Erinnerung an den kurzen Schreck unter.“

„Ich bin nervos geworden,“ entgegnete sie.

„Eben darum! rief Emmerich. Bester Graf, wandte er sich an Egon, lassen Sie die Gräfin doch nicht umkehren.“

Egon starrte ihn ganz verblüft über die unerhörte Zumuthung an, und sagte langsam: „Wenn sie aber will.“

„Ich glaube Sie haben Recht, guter Graf, sagte jezt Renata gefaßt und besonnen! nicht wahr, lieber Egon es wird besser sein.“

„Ja, ja! es wird besser sein!“ echote der, und man stieg wieder in den Wagen und setzte die Spazierfahrt fort. Emmerich machte Renata auf verschiedene Dinge aufmerksam: sie müsse nie ohne zwei Diener mit ihrem Mann ausfahren; sie müsse auf diesen Gebirgswegen eine leichtere Kalesche nehmen, oder diese mit vier Pferden bespannen lassen. Grade bei den Gelegenheiten, wo jeder Frau Hülfe und Besonnenheit des Mannes so ganz nothwendig ist, mußte

ihm Renata's Hülflosigkeit doppelt schmerzlich auffallen. Sie kannte nicht das erquickende Gefühl einen Andern ihretwegen besorgt zu sehen. Sie war immer die Sorgende. Ihre Untergebenen und Diener suchten wol ihren Wünschen zuvorzukommen; aber in dieser Sorgfalt, so erfreulich sie ist, liegt doch Pflichtgefühl oder Dankbarkeit. Zum ersten Mal im Leben begegnete ihr ein Mensch, dem der Unterschied zwischen einer leichten und schweren Kalesche ihretwegen hochwichtig war. Es legte sich ihr gleichsam eine warme Hand aufs Herz — so rührte sie das! Mit demüthiger Freude wurde sie gewahr, daß man sich auch für sie interessiren könne. Diese Überraschung, dies ungewohnte Glück, hauchten ein sanftes Rosenroth auf ihr Antlitz. Emmerich saß ihr gegenüber, ohne Hut; der Abendwind wehte ihm das Haar zurück, und bewegte es wie schwarze Flügel um sein Haupt. Die überstandene Emotion hatte seine Züge ruhig und ernst gemacht, die gewöhnlich etwas zu leidenschaftlich heftig im Ausdruck, jedoch in der Form immer ganz edel waren. Der stille Ernst stand ihnen um so besser, je seltener er war. Renata bemerkte es. Wie ein Todesengel! dachte sie, erschrack dann selbst über den unwillkürlichen Vergleich und suchte ihn in Zusammenhang mit der überstandenen Gefahr zu bringen. Aber sie blieb befangen, wagte nicht ihn anzusehen, und wußte nicht zu reden.

„Vergebung! sagte sie endlich; ich mache heute eine Erfahrung! Bis jezt hab' ich jeder Nervenschwäche unzugänglich zu sein gemeint, und nun bin ich so durchschüttert vom Schreck, daß ich mich gar nicht erholen kann."

„Ruhen Sie Sich aus, gnädige Gräfin;" sagte Emme-

rich und versuchte nicht das Gespräch fortzusetzen. Es rollte sich ihm ein Strom von Gedanken durch den Kopf, über all' die Gefahren, die Renaten möglicher Weise begegnen durften, ohne daß Egon im Stande war ihr Stütze, Hülfe oder Trost zu gewähren — wie diese kleine Begebenheit ihm gezeigt hatte. Er mußte sich Egons Zustand wol nicht so kläglich gedacht haben, als er sich grade jezt offenbarte, denn ihm war zu Muth, als schaue er urplötzlich für Renata in einen Abgrund von Elend. — In tiefem Schweigen wurde die Spazierfahrt zurückgelegt. Aber für alle Angst, die Emmerich ausgestanden, rächte er sich an Doctor Weinhold, als er ihn am nächsten Morgen sah, indem er ihn mit Vorwürfen überhäufte, die scherzhaft klangen und sehr ernstlich gemeint waren.

„Ja, ja! schloß er seine Diatribe, daß der Dobenegg nicht auf dem Krankenbette sterbe, ist Ihre Sorge, mein Doctor. Ob er sich aber auf einer Promenade den Hals breche, und die Gräfin dazu — das geht Sie nichts an."

„Sie haben gut reden, Herr Graf! erwiderte der Doctor äußerst gelassen. Ich beschäftige mich damit, was meines Berufs ist: Arzt bin ich, nicht Reisemarschall. In meiner bestimmten Funktion kann ich meine Autorität gelten machen; in jeder andern würde man sie bestreiten, würde sie Anmaßung, Eingriff in fremde Rechte nennen. Wenn Sie Sich das Mißtrauen, die Eifersucht, die Auffässigkeit vorstellen, welche während einer Minorennität auf dem Thron zwischen den Vormündern obwalten: so gebe ich Ihnen mein Wort, daß Sie dieselben Erscheinungen im verkleinerten Maßstab in einem Hause finden, dessen Oberhaupt in einer permanenten Minorennität verbleibt."

„Sie sind mir zu vorsichtig, Herr Doctor! rief Emmerich. Was! Eingriff in fremde Rechte? dem Kutscher zu sagen, daß er eine leichtere Kalesche nehme!“

„Im Hause meines Vaters würde mir vielleicht ebenso befehlerisch zu Muth sein, als Ihnen. Im fremden Hause befehle ich nur da, wo mein Beruf es mit sich bringt,“ sagte Weinhold unerschütterlich.

„Sie mögen Recht haben, erwiderte Emmerich, aber ich — würde es doch anders machen!“

Die Folge des gehabten Schreckens war für Egon ein sehr heftiger Anfall seines Übels, und Emmerich sah Renata in fünf Tagen nicht. Sie dünkten ihn die schwersten seines Lebens! Verzweifelter, elender, gereizter gegen das Schicksal, zerrissener im Herzen, hatte er sich gefühlt; aber so still und tief traurig nie! aber so bekümmert in der innersten Seele nie! Er nahm sich vor den Eltern zusammen, plauderte mit ihnen von gleichgültigen oder spaßhaften Dingen; doch sein Lächeln war zerstreut, und abwesend sein Blick. Wie soll das in Zukunft werden, wenn ich sie nie mehr sehe? diese Frage beschäftigte ihn hauptsächlich, und lag sehr nah, weil allmälig die Saison zu Ende ging.

Als Renata endlich einmal zu seinen Eltern kam fühlte Emmerich sich erlös't von einer namenlosen Qual.

„O Gott! rief er, wie ist es schön wenn Sie da sind!“

„Ja, es ist ein gutes Zeichen!“ entgegnete Renata heiter.

Das meinte ich nicht! sagte er heimlich zu sich selbst; und laut fragte er: „Darf ich denn nun zur Musikstunde wiederkommen? O wenn Sie wüßten, wie mir die Tage“ .... — er besann sich und sagte: „die Nachmittage lang geworden sind!“

„Man kann sich unglaublich an eine Beschäftigung zu gewisser Stunde gewöhnen, erwiderte Renata, und besonders in der Muße des Badelebens: darum glaub' ich Ihnen ohne mir etwas darauf einzubilden."

Das war wieder ihr kleiner spöttisch abwehrender Ton, und Emmerich fragte sich, im Stillen ein wenig gekränkt, ob er denn immer eine solche Zurechtweisung verdiene. Nein! sagte er mit dem Blick in sich selbst. Doch sobald er Renata anblickte, so überkam ihn ein unendliches Vertrauen zu ihr, und zwang ihn zu dem aufrichtigen, verschwiegenen Geständniß: Sie wird wol Recht haben! diesem Gesicht traue ich nichts Andres als Gutes zu — und das ist doch schön für ein Menschenantlitz! — — —

Wie sonst zuvor kam er zu ihr, und nahm sich sehr in Acht jenen Ton hervorzurufen, der ihm so weh that. Dadurch wurde Renata immer freundlicher, immer unbefangener. Die unwillkürliche Scheu, die er zuweilen in ihr geweckt hatte, verschwand ganz. Sie gab sich dem ihr so neuen Vergnügen eines Umgangs, der in jeder Beziehung ihres Gleichen wär, sorglos hin; Emmerich war im Grunde der erste junge Mann, mit dem sie in eine gesellige Berührung kam. Doctor Weinhold war freilich auch noch ziemlich jung, der Pfarrer in Ebernbach war es sehr, und sie waren auch Beide recht gescheut und gebildet, so daß man sich gern mit ihnen unterhielt, waren auch tüchtig genug um Achtung und Vertrauen einzuflößen; — aber es waren und blieben ihre Untergebenen, bei denen sie voraussetzen konnte, daß sie auf das mehr oder minder gute Vernehmen mit ihr Gewicht legen dürften. Es war keine vollkommene Freiheit in dem Umgang! Grund genug für Renata zu

denken: Wer weiß, ob die beiden Männer je ein Wort mit mir reden würden, wenn nicht ihre Lage sie dazu nöthigte? — Das brauchte sie bei Emmerich nicht zu denken. Er war frei! suchte er sie auf, so that er das sich selbst, nicht ihr zu Gefallen. In jedem Weibe liegt ein instinktartiges Bewußtsein seiner geheimen Macht. Auch Renata hatte es! doch sie fühlte sich immer nur als die Gräfin auf Ebernbach damit begabt; nie als Renata. Für Emmerich aber war die Gräfin auf Ebernbach ganz natürlich von gar keiner Wichtigkeit; nur die Renata konnte ihm etwas gelten. In ihrem ganzen Leben war kein lieblicherer Gedanke ihr durch den Sinn gezogen. Sie fühlte sich eingewiegt von stillem, seligen Glück. Wie groß es war, hätte sie daraus ermessen können, daß sie ganz und gar für die Gegenwart und in ihr lebte, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. Das ist die Probe des reinen Glücks, und es hält sie selten aus; allein Renata hatte noch keinen Maßstab dafür. Sie hielt diese selige Zeit nicht für etwas so Außerordentliches, als sie in der That war; sie meinte, das könne so fortdauern ihr Lebelang. Eine Steigerung wünschte sie nicht, eine Verminderung fürchtete sie nicht; woher hätten ihr Besorgnisse kommen sollen? — Egon befand sich gut. Zwar war sein letzter Anfall heftig gewesen, allein er hatte sich schneller als gewöhnlich erholt: Beweis genug, daß seine Kräfte zunahmen. Sie wäre unter diesen Verhältnissen mit Freuden ihr ganzes Leben in Ischl geblieben, in dem kleinen engen Häuschen, in dem niedrigen Zimmer mit weiß übertünchten Wänden und mit Strohstühlen; versteht sich — auch mit einem Flügel.

Emmerich theilte diese friedliche Ruhe nicht mehr, weil

er immer daran dachte, wie das werden solle, wenn sie in Ebernbach lebe und er in Pesth. Er zermarterte sich die Gedanken um die Möglichkeit einer Annäherung zu bewerkstelligen. Mit dem treuherzigsten Gesicht von der Welt hatte er dem Doctor Weinhold gerathen, seinen Patienten den Winter in Wien zubringen zu lassen, wo er Consultationen mit berühmten und geschickten Ärzten haben könne. Doch eben so treuherzig hatte Weinhold erwidert: er halte das, für diesen Winter wenigstens, nicht für zweckmäßig: man müsse jezt den möglichen Erfolg der Kur abwarten, und dem Kranken Zeit zur Erholung lassen, indem ein solches Bad für den Augenblick sehr angreife. Wie soll das werden? — diese vier Worte wichen nicht aus Emmerichs Sinn, und warfen wie ein böser Zauberspruch einen so beängstigenden Schatten über seine Gegenwart, daß sie nur in Renatas unmittelbarer Nähe, wie in der eines guten Geistes, ihre Macht verloren. Fiel die Thür zwischen ihnen zu, so fragte er sich augenblicklich: Aber wie soll's werden? — Zuweilen gegenfragte die Vernunft: Und was denn eigentlich? — Nun, wie soll's mit ihr werden, daß ihr kein Leid geschieht, kein Unheil sie trift, daß sie nicht kläglich untergeht in ihrer grabähnlichen Einsamkeit! antwortete sein Herz.

Der Tag von Egons und Renatas Abreise kam näher und immer näher, und immer tiefer gerieth Emmerich in die allerqualvollste Seelenstimmung. Wie heiter sie ist! sprach er zuweilen fast erbittert mit sich selbst; ohne Unruh, ohne Schwankung, ohne Bangigkeit! klar und licht wie der Himmel . . . . rein wie er! Das ist's! O sancta Renata, ora pro me! — — Sein Zorn ging unter in der andächtigsten Liebe, oder wendete sich gegen ihn selbst. Ich habe wol

schon thörichte Leidenschaften gekannt, warf er sich vor, jedoch eine so thörichte noch nie; denn es ist grade so, als hätte jener Stern da oben mich verzaubert, mich durch unirdische Kräfte an seine Sphäre gefesselt, mir die Erde drückend und den Himmel doch nicht zur Heimat gemacht. O welche Thorheit, Emmerich! noch immer Leidenschaft für ein Weib? und gar .... was man eine unglückliche zu nennen pflegt? — Er nahm sich vor von eiserner Festigkeit zu sein, während er vor dem Abschied zitterte.

Übermorgen war der Reisetag; dann war er morgen. Als Renata erwachte und zu sich selbst sprach: morgen! und heut ist der letzte Tag! .... da war ihr zu Muth, als werde ihr das Herz in der Brust zerknickt, und sie drückte die Hände vor die Augen um diesen „letzten Tag" nicht zu sehen. Schnell raffte sie sich jedoch auf, schellte ihrer Kammerfrau, und sagte entschlossen: Nicht doch! es wird noch mancher Tag kommen und gehen. — Sie ließ packen, ließ die Rechnungen einfodern, ordnete Alles an, was einer Abreise nach einem Aufenthalt von drittehalb Monaten vorhergeht. Dann ging sie zu Emmerichs Eltern um von ihnen Abschied zu nehmen, und da erst kam sie wieder zur Besinnung und mit ihr zum tiefen Schmerz. Emmerich war da als sie kam, allein er verließ bald das Zimmer; er konnte nicht einstimmen in das freundliche Geplauder seiner Mutter, auch nicht in die ernstere Theilnahme des Vaters. Ihm fehlten die Gedanken, die Worte, der Laut. Er hätte schreien können, sprechen nicht. Renaten war es lieb, daß er ging. Seine traurigen auf sie gehefteten Augen zehrten an ihrer Kraft. Nun blieb sie standhaft, auch beim Abschied von den Eltern; und so groß war die Macht ihrer ernsten Ge-

wöhnung, daß sie ganz wie sonst mit Egon speis'te und spazieren fuhr, ohne sich zu erlauben auf Emmerich zu warten, der zur hergebrachten „Musikstunde“ nicht kam.

Es dunkelte bereits als sie heimkehrten. Mit unsäglicher Beklemmung betrat sie ihr Zimmer. Halb und halb hofte und fürchtete sie zugleich, Emmerich könne sie erwarten. Er war nicht da, und das Zimmer unbehaglich leer wie am Vorabend einer Abreise. Nichts bot sich ihr zur Zerstreuung dar, als der geliebte Flügel. Sie griff einen harten Akkord, der fast wie ein Schrei klang; dann legte sie sich mit dem Kopf und mit beiden Armen über den Flügel, und weinte wie sie in ihrem Leben nicht geweint, als ob sie ihre Seele aushauchen wollte. — Ein Diener schreckte sie auf, der Licht brachte und zugleich Emmerich meldete, welcher auf dem Fuß folgte. Renata hatte nicht den Muth ihn mit ihren verweinten Augen anzusehen. Um sich eine gewisse Haltung zu geben spielte sie .... aber wie mit zerbrochenen Fingern.

„Sie sind recht ermüdet! man hört es dem Spiel an,“ sagte Emmerich nach einer Weile.

„Ja, das bin ich,“ sprach sie und ließ die Hände sinken.

„Es würde übel sein .... wenn Sie es blieben,“ hub Emmerich nach einer Pause wieder an.

„Das fürchte ich nicht, entgegnete Renata, die sich zu sammeln suchte. In den alten Umgebungen werden die alten Gewohnheiten ihr Recht behaupten, meine Thätigkeit in Anspruch nehmen, meine ruhigen, gleichförmigen, zuweilen gar ein bischen langweiligen Beschäftigungen mir wiedergeben, und mir die Überzeugung lassen, daß wir uns doch noch wieder im Leben begegnen werden.“

„Gott segne Sie dafür!" rief Emmerich mit einem Ausbruch des Entzückens, und sank zu ihren Füßen nieder.

„Nein! sagte sie sanft, so nicht! so nicht!"

„Ja, rief er, grade so, nur so, ewig so!"

„Dann wankt meine Überzeugung, weil mein Wunsch sie nicht länger unterstützen darf."

Emmerich stand auf, und sagte sanft wie Renata: „Ich würde gern einige Fragen an Sie richten, Gräfin ...."—

„Nein! erwiderte sie, solch inquisitorisches Verfahren peinigt mich. Was können Sie wissen wollen? ist es nicht genug mit dem, was ich Ihnen aufrichtig und ehrlich gesagt habe?"

„Aufrichtig und ehrlich? wiederholte Emmerich, ist denn das ein Weib? und warum fürchten Sie meine Fragen, wenn Sie nicht fürchteten mir die Wahrheit zu sagen?"

„So fragen Sie," sprach Renata mild.

Aber statt zu fragen sank Emmerich wieder wortlos, athemlos zu ihren Füßen hin.

„Sie martern mich," sagte sie dumpf und wollte aufstehen. Er hielt sie fest an der Hand und sagte entschlossen:

„Die Stellung erschrecke Sie nicht, Gräfin! ich liege nicht zu Ihren Füßen um Sie um Ihre Liebe zu bitten; ich kniee vor Ihnen, weil das der wahre Ausdruck meiner .... Anbetung für Sie ist. Lassen Sie Sich dadurch nicht stören! gehen Sie fort auf Ihrem Wege! denken Sie an mich wie an einen Menschen, der Ihnen gränzenlos ergeben ist, und gebieten Sie in jedem Augenblick meines Lebens in diesem Sinn über mich. Ich fing damit an Sie zu bemitleiden. Lächeln Sie, Gräfin! Ja, ich bemitleidete Sie, der Mensch den Engel! Mit dem Leid, das ich Ihretwegen

trug, versank ich immer tiefer in Ihre Wesenheit, so tief, daß ich nur endlich, nur ganz spät gewahrte, dies sei kein Mitleid mehr, sondern Adoration; kein dornenwundes Weib stehe vor mir, sondern eine starke Heilige ....“ —

„Freveln Sie nicht!“ rief Renata entsetzt.

„Klar im Willen, fest im aufopfernden Handeln, rein im Herzen — was sind die Heiligen mehr? Wehe Ihnen, Renata, wenn Sie je diese Krone der Ehren niederlegen könnten, und wehe mir! Ich glaube an Sie, ich hoffe auf Sie, denn .... ich liebe Dich, Renata, aber so wie man das Heil seiner Seele liebt!“

Vor dieser Liebeserklärung, die mehr wie eine feierliche Beschwörung klang, erbleichte Renata. Ihr ward zu Muth wie einem Opfer, das der Priester dem Tode, aber zu Ehren der Götter weiht. Kalt und starr saß sie da; nur ihre Hände und Lippen zitterten, sonst gab sie kein Lebenszeichen. Emmerich sah sie eine Weile schweigend an, und versuchte ihre Hände in die seinen zu nehmen. Doch Renata zog sie hastig zurück und rief:

„O lassen Sie mich! lieben Sie mich nur nicht! denn ich will Sie nicht und Niemand lieben! Liebe thut weh.“

„Das weiß der Himmel: Liebe thut weh! rief Emmerich. Nun gut: so lieben Sie mich nicht; aber dann .... auch keinen Anderen! Keinen, Renata!“

„O nein, Keinen!“ sprach sie erschöpft. Sie saß auf dem Sopha und legte ihren Kopf rückwärts an die kalte, nackte Mauer, denn eine Ohnmacht wollte ihr langsam zum Herzen kriechen. Emmerich sprang auf, legte seine Hand zwischen ihren Kopf und die Wand, und betrachtete mit einem Gemisch von glühender Liebe und bitterer Trauer dies

arme junge Haupt, das so ruhig durch die kühle Morgendämmerung des Lebens getragen worden war, und jezt unter dem ersten Gewitter sich senkte. Ihre Augen waren geschlossen; ihr Haar rieselte ihm ungestört über den Arm herab. Liebe thut weh! sagte er halblaut, und setzte dann rasch hinzu: Blasphemie! bei ihr ist die Seligkeit! — Hastig bog er sich zu Renata herab um sie zu küssen, aber von seiner raschen Bewegung erschreckt fuhr sie auf, sammelte sich, und sagte traurig:

„O lassen Sie mich, sprechen Sie nicht so zu mir! nicht mit diesen Worten und mit diesem Ton. Sie sehen ja, ich kann's nicht ertragen. Dergleichen Erschütterungen sind nicht für mich.“ — Sie wechselte die Farbe, und ihr Gesicht war lieblich durch den Ausdruck von weicher, fast zärtlicher Schüchternheit, die, ihr unbewußt, ihren gewohnten stillen Ernst verdrängte.

Emmerich betrachtete sie mit unaussprechlichem Entzücken. O, sie liebt mich! sie wird mich lieben! jauchzte sein Herz. Ohne auf ihre demüthige Bitte Rücksicht zu nehmen, mit der vollen Barbarei einer egoistischen Liebe, sagte er: „Wir trennen uns Renata; wir sehen uns vielleicht nie wieder! geben Sie mir ihre Hand .... zum Abschied“ .... —

Sie senkte das Haupt um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, und gab ihm langsam und zaghaft die Hand, die nie in der starken eines Mannes gelegen hatte. Emmerich legte auch seine andre Hand über die ihre, als wollte er sie, wie ein Kleinod, verwahren und ewig halten. Aber die kleine Hand zitterte zwischen der seinen wie ein scheues gefangenes Vögelchen. Er sagte beklommen und leise:

„Wir sehen uns nicht wieder.... einen Kuß, Renata.“

Aber Renata zog hastig ihre Hand zurück, warf das Haar von der Stirn und die Thräne vom Auge und sagte fest: „Genug! hören Sie auf. Ich verstehe Sie nicht mehr, weiß auch nicht ob Sie Sich Selbst — weiß jedoch hinlänglich, daß Sie nicht mich verstehen — wenigstens jezt nicht. Vielleicht bin ich Schuld daran. Aber besinnen Sie Sich wie Sie mich diese ganze Zeit hindurch gekannt haben; besinnen Sie Sich auf Ihre eigenen Worte, die Sie zuerst vorhin zu mir sprachen; so bin ich! und so will ich bleiben, wenn Gott mir gnädig ist. Ich weinte, ich wurde traurig und ängstlich, weil mir bei Ihren Worten ich weiß nicht was für fremde, heiße Schmerzen durch die Seele gingen; und es ist höchst Unrecht von Ihnen, daß Sie mich noch weicher machen wollten, als ich es, sehr unnützer Weise! bereits war."

Emmerich war vollkommen wieder zur Besinnung und zur Selbstbeherrschung gelangt, und sagte demüthig:

„Wol ist's Unrecht! Vergebung, meine Heilige."

Renata fühlte instinktmäßig, daß er ihr weit gefährlicher in seiner Unterwürfigkeit sei, und antwortete schnell:

„Von ganzem Herzen! und nun — Adieu, Graf!"

„Sie schicken mich fort und ich bin kaum eine halbe Stunde bei Ihnen gewesen, während heut Nachmittag ein langweiliger Besuch mich die schöne Musikstunde versäumen machte."

„Wir könnten wieder in einen gewissen wehmütigen Ton verfallen, der uns Beiden nichts taugt!" sagte Renata mit mühsam erhaltener Fassung.

„Die Wehmuth wird mich doch in Zukunft nimmer ver-

lassen; warum wollen Sie ihr jezt kein Plätzchen und kein Wörtchen gönnen!" entgegnete er.

„O Himmel! rief Renata sehr heftig und mit gefalteten Händen; — wenn alle Männer so zu martern verstehen so ist's ja ein Fluch ihnen zu begegnen!" und rasch wollte sie das Zimmer verlassen.

Emmerich stürzte ihr in den Weg und breitete die Arme aus um ihr den Ausgang zu sperren. Sie wich zurück.

„Gnade! rief er und sank auf die Knie; — keinen Zorn! ich verdiene ihn nicht. Das Gefühl ist mächtiger als meine Kraft! die Worte drängen sich gewaltsam auf meine Lippen .... mir ist als ginge mir das Leben verloren .... in solchen Momenten redet man wie's einem ums Herz ist! und warum lassen denn Sie Sich dadurch erschüttern, da Sie doch fest und kühl wie ein Marmorbild sind?"

„Er fragt warum?" rief die arme Renata mit gerungenen Händen.

Da sprang Emmerich auf, schloß Renata mit verzweiflungsvoller Liebe in die Arme und sagte:

„Lebwohl! Lebwohl! o mein ewiggeliebter Engel, lebe wohl!" — drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen, und verschwand.

Entsetzt, beseligt, durchstürmt von Grauen und Entzücken, blieb Renata wie eingewurzelt auf demselben Fleck stehen. Die eine Hand auf dem Herzen, die andere an der Stirn, fragte sie — was? forschte sie — wonach? horchte sie — worauf? Zitternder Rosenduft, Rosenglanz schien um sie zu schweben, die Erde verwandelt zu sein in ein goldenes Gewölk, das schaukelnd sie trug, der Himmel in eine Sonne welche sie durchglühte.

„Emmerich!“ rief sie plötzlich und breitete mit verklärtem Lächeln die Arme nach seinem Schatten aus. Doch sie sanken matt herab. Aus ihrer Ekstase fiel sie zurück in die grausame Wirklichkeit. Wie ein Gefangener, der frische Luft eingeathmet und in der Seligkeit seinen Kerker vergessen hat, und nun doch wieder dessen Mauern erblickt, verzagt, geknickt, zerbrochen: so trat sie wieder unter das Joch ihrer fürchterlichen Verhältnisse, mit dem demüthigen Gebet: „Lehre mich vergessen, mein Herr und Gott! — — —

Aber es war zu spät! sie vergaß nicht mehr! — Nach Ebernbach zurückgekehrt, fiel ihr ein, wie ungern sie die Reise nach Ischl unternommen, wie sie sich dagegem gesträubt hatte. Es hat so sein sollen, sagte sie mit dumpfem Schmerz zu sich selbst; Gott will daß ich nicht im stumpfen, sondern im schwer errungenen Frieden meinen Weg finden soll. — Aber der Frieden .... wo war er? — — Mit der opferbereiten Hingebung der ersten Jugend, die so reich an Kraft und Muth ist, daß sie wähnt bis zum Grabe damit genug zu haben, warf Renata sich in ihre hergebrachten, durch dreimonatliche Abwesenheit vermehrten Beschäftigungen, inspizirte die Ausführung ihrer Anordnungen, die Vollstreckung ihrer Befehle; schuf sich neue Gegenstände der Fürsorge, indem sie unter Doctor Weinholds Leitung ein Krankenhaus stiftete, und für Egon ein neues und größeres Gewächshaus bauen, und die Parkanlagen erweitern ließ. Sie wurde von einer Milde, einer Güte ohne Gleichen. So weit ihre Hand reichte, ging ihre Barmherzigkeit; so weit ihr Blick reichte, ihre Nachsicht. Sie wollte alles Glück, alle Freude, alle Zufriedenheit, die sie für sich selbst so schmerzlich entbehren mußte, bei Andern sehen, ihnen gönnen, ihnen bereiten,

wenn sie konnte. Vom Morgen bis zum Abend war sie thätig, aber anders thätig als die Frauen zu sein pflegen, die sich Wunder was! auf ihre edlen Beschäftigungen einbilden, wenn sie ein hübsches Talent cultiviren und eine schöne Handarbeit für einen Wolthätigkeitsverein machen. Alle Geschäftsbriefe, alle Verwaltungsbücher, alle Rechnungen gingen durch ihre Hand. Alle Verbesserungen, Neuerungen, und sonstige Einrichtungen, welche bei einem großen Güterbesitz immer zu machen sind, kamen aus ihrem Kopf oder gingen durch ihn mit reiflicher Ueberlegung und mit Rücksicht auf fremde Rathschläge und fremde Erfahrung. Jedem Baum, der im Garten gepflanzt wurde, wies sie seine Stelle an; alle Hülfsbedürftige suchte sie auf um zu sehen wo es ihnen fehle; in alle persönlichen Verhältnisse ihrer Untergebenen und Diener ging sie gerade weit genug ein um Jedem ihre Theilnahme beweisen zu können, und nie so weit um ihn durch drückende Einmischung zu belästigen. An Egons kindischen Unterhaltungen nahm sie das Interesse, das ihn erfreute, mit immer gleicher und linder Gelassenheit. Ihre Tage waren übervoll, und sie fand Zeit für Alle und Alles, da sie sich nie einem Gedanken für sich selbst, und der daraus erwachsenden abmattenden und störenden Träumerei hingab. Doch auf jeden Tag folgte ein Abend, und sie waren schwer, diese langen, stillen, einsamen Abende! Um neun Uhr ging Egon schlafen, und Renata in ihre Zimmer. Da gab es keine Geschäfte mehr! da hatte sie keine Pflicht zu überdenken! da war sie allein mit sich selbst, und so wie das menschliche Wesen es mit sich bringt, schmachtend nach Verständniß, nach Ermunterung, nach Ansprache! da rief sie oft in trostloser Verzweiflung: Aber ich!

aber ich! o, ich habe auch ein Ich, das nach Glück durstet! ich sorge für Andre; und wer sorgt für mich? — — Weil sie so stark war, wurde auch ihre Liebe stark, denn sie nährt sich vom besten Herzblut und vom feinsten Lebensmark, von der höchsten und reinsten Blüte der ganzen Wesenheit. Je unentwickelter und stumpfer der Mensch, um so weniger ist er der Liebe fähig, um so niedriger ist die Stufe auf der sie stehen bleibt; und je schwächer der Mensch, um so wirkungsloser ist die Liebe in ihm. Sie kann ihn hinreißen, doch ausbilden, ausprägen — nie! Darum scheint es mir eine seltsame, auf Täuschung oder Unkenntniß beruhende Zumuthung, daß die kräftigeren Charaktere die Liebe von sich abzuschütteln hätten, wie Staub, der ihnen von außen angeflogen kommt; während sie hingegen in der allertiefsten Innerlichkeit von ihnen empfangen wird, Wurzel schlägt, sich nährt, und verzweigt mit der ganzen Seelen- und Geistesrichtung emporwächst.

So war es wenigstens bei Renata, und schnell zur Erkenntniß gelangt, ohne sich täuschen zu wollen, versuchte sie nie gegen diese Liebe zu kämpfen. Möge sie da sein wie die Sonne mir zu Häupten, die mir mein Tagewerk erleuchtet und mir die Welt lieblich macht! — so sagte sie entschlossen; — möge sie mir, auch wie die Sonne, bisweilen brennend heiß über der müden Stirn glühen: so werde ich denn leiden! Aber ich kann nicht beständig mich gegen ein Gefühl vertheidigen, das mich in jedem Augenblick an seine Existenz mahnen würde, wenn ich in keinem Augenblick etwas Andres dächte, als es zu besiegen. Erst will ich alles Gute und Schöne thun und denken, und was kann mir dann die Liebe schaden? — — Jetzt wurde sie nur durch sie entwickelt.

Gar aus ihren tiefen Trostlosigkeiten, aus ihren dumpfen, verschwiegenen, nur von Gott gehörten Klagen, rang sich der Glaube immer unerschütterlicher auf, daß sie besser werden müsse um glücklicher zu werden; und ihr ernstes, nüchternes, pflichtgetreues und segenbringendes Leben behütete sie vor aller Empfindelei, und zum Glück noch mehr vor all der rastlosen Leidenschaftlichkeit unsrer Tage, von der die Frauen der höhern Stände wahrhaft zerrieben werden. Denn sie können sich nicht entschließen sich mit einer mäßig befriedigenden Stellung zu begnügen; ja, nicht einmal an einem tiefen Leid im Herzen, oder an einer hohen Leidenschaft sich genügen zu lassen. Sie arbeiten sich ab, sie überanstrengen sich, sie überreizen sich, mit Zerstreuungen der Welt die Einen, mit Studien und einer gewissen Werkthätigkeit die Andern. Aber zu innerer Ruhe, zur Sammlung und Einkehr in sich selbst, können sie nicht kommen vor lauter Jagen danach. So zerfallen die Frauen in drei Abtheilungen: ein Drittel ist pietistisch, ein Drittel nervenkrank, ein Drittel frivol. Hie und da taucht eine Ausnahme empor, und Nüancen von einer Abtheilung in die andre hinüber giebt es auch, so daß Verschmelzungen von Nervenschwäche und Pietismus, und von Frivolität und Nervosität statt finden. Im Allgemeinen aber behaupten sich jene drei Heere, unter deren Fahnen die Frauen Zuflucht, wenn auch keine Hülfe finden. Wolverstanden bei den Frauen der höhern Stände! Im Mittelstand mag es anders sein. Da sind wirklich noch tüchtigere und gesundere Elemente! da muß man sich kümmern um Küch' und Keller, um Kinder und Dienstboten, im Hause Hand anlegen, mit gutem Beispiel des Fleißes vorangehen. Die Frauen der Beamten, der Gelehrten, der unendlichen Menge

von Angestellten, die meistens nur von der Besoldung ihrer Männer leben, haben weder Zeit noch Geld um sich müssigen Träumereien hinzugeben, und wo eine Wirthschaft und eine Familie sparsam und ordentlich versorgt und bestellt werden müssen, da giebt es keinen Platz für die Nervenschwäche. So hoffe ich. Übrigens, bei dem allgemeinen Treiben vorwärts, bei der allgemeinen Sucht vornehm zu thun, ist immerhin zu erwarten, daß auch die Frauen des Mittelstandes suchen werden sich dies Privilegium der höhern Stände nach besten Kräften zuzueignen.

Traum des höchsten Glücks war für Renata: von Emmerich zu hören. Bei ihrer gänzlichen Verbindungslosigkeit mit einer andern Welt als der von Ebernbach, war das schwer zu realisiren; doch geschah es auf die allernatürlichste Weise. Sie erhielt einen Brief von ihm, aus Pesth, am Neujahrstage geschrieben, der ihr seine und seiner Eltern Glückwünsche zu Füßen legte; und allerdings kam sie sich im Besitz dieses Briefes so unerhört selig vor, daß sie gern die Gratulation der ganzen Welt dafür in Empfang genommen hätte. Emmerich schrieb ihr in demselben Ton wie er mit ihr zu sprechen pflegte, und ohne Erinnerung an die leidenschaftliche Glut des letzten Abends, munter, unbefangen, herzlich theilnehmend. Mit diesem Brief zog ein unbekanntes Glück für Renata unter das Dach von Ebernbach. Sie war nicht mehr allein! sie fühlte sich nicht mehr verlassen! keine bange Beklemmung befiel sie, wenn sie am Abend ihr Zimmer betrat. Ein befreundeter Geist empfing sie, hieß sie traulich willkommen, grüßte sie mit guten und innigen Worten. Es war Emmerichs Brief, den sie allabendlich las. Bis dahin hatte sie sich nur mühsam gezwungen an den Flügel

gesetzt, und ihn nie ohne Thränen verlassen. Jezt legte sie den Brief neben sich hin, und spielte mit Lust und Freudigkeit unter Emmerichs Augen und für sein Ohr. Sie dankte Gott inbrünstig für diese Gnade. Sie glaubte ihr Lebenlang daran zehren zu können. Ihre Antwort an Emmerich war in diesem frohen, freien Geist geschrieben. Nach vier Wochen schrieb Emmerich wieder, wie er sagte im Namen seiner Eltern, um Renata zu fragen, ob sie abermals einen Sommeraufenthalt in Ischl beabsichtige; sie würden von Ende Junius an dort sein.

Ich freue mich wol aber zu sehr! sprach Renata fast ängstlich zu sich selbst. — Es war jezt Anfang März. Doctor Weinhold hatte öfter von einer Wiederholung der Kur gesprochen, und sie war nie darauf eingegangen unter dem Vorwand es sei noch zu früh im Jahr um dergleichen zu beschließen; eigentlich aber, weil sie wollte, daß Weinhold durchaus auf der Nothwendigkeit der Reise bestehen, und sie nicht etwa nur ihr zum Vergnügen anordnen sollte. Nun sprach sie ernstlich mit ihm darüber, und als er sich entschieden für die Wiederholung aussprach, erklärte sie sich damit einverstanden, und trug ihm auf zu rechter Zeit die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Das schrieb sie an Emmerich; — und damit hatte ihre Correspondenz ein Ende. Er wollte ihr auf keine Weise lästig oder zudringlich erscheinen, oder gar sie beunruhigen; er war begnügt in der Hofnung des Wiedersehens, fühlte daß auch Renata es sei, und schrieb nicht mehr, so schwer ihm diese Enthaltsamkeit auch wurde. Sie war zu seinem Glück! Renata rechnete sie ihm hoch an, als Berücksichtigung ihrer Verhältnisse, als Beweis wie fein er mit ihr umzugehen wisse, als ein Zei-

chen des richtigsten Taktes. Überdas wehten von andrer Seite her Stürme durch diesen Frühling, welche sie eines Theils schwer beängstigten und beugten, andern Theils Emmerichs ruhig edles Benehmen doppelt glänzend hervorhoben.

Diane wollte sich scheiden lassen. Während des letzten langen traurigen Winters in Regensberg hatte sie sich aus schlaffer Unthätigkeit sowol als aus einem unbestimmten Liebesdrang in den Hofmeister ihrer Stiefsöhne verliebt. Das war der gutmüthigste Mensch von der Welt, der die Knaben, mit Diane um die Wette, aufs Zärtlichste in langen und schweren Scharlachfieber pflegte, und ebenso unbesonnen und heißblütig als sie, sich mit ihr in ein Liebesverhältniß verstrickt sah, dessen Ausgang er nicht ahnte. Diane glaubte wirklich, leichtsinnig und romanesk wie sie war, eine mächtige Liebe zu empfinden, die ihr ganzes Schicksal umgestalten und sie in Verhältnisse bringen müsse, nach denen sie sich längst gesehnt: in einfache, idyllische. Als daher ihr Mann im Frühling nach viermonatlicher Abwesenheit aus Berlin zurückkam, erklärte sie ihm ziemlich trocken daß und weshalb sie sich scheiden, und den Herrn Hellmuth heirathen wolle. Graf Regensberg gerieth weder in Zorn, noch Trauer, noch Ärger, noch Erstaunen, wie das jedem Mann, der nur ein Fünkchen von Theilnahme für seine Frau hat, einem so überraschenden Entschluß gegenüber denn doch geschehen würde. Er machte ihr ein spöttisches Compliment über ihren guten Geschmack, erklärte sich bereit zur Scheidung, sobald ihrer Liebe und ihrem Glück dadurch Thür und Thor geöfnet sei, ja, versprach sogar seine vielfachen Connexionen zu benutzen, um für Herrn Hellmuth irgend eine Anstellung zu ermitteln,

wo möglich eine Landpfarre, das Ideal von Dianens Wünschen. Diese wundersame Zuvorkommenheit hatte ihren Grund darin, daß Graf Regensbergs ältester Sohn seiner Majorennität ganz nahe war, und dann sein Erbe antrat, wie die sterbende Mutter es angeordnet hatte, da sie die Spiel- und Verschwendungssucht ihres Gemals nur zu genau kannte. Graf Regensberg, ohne einen Heller eigenen Vermögens, war sein Lebenlang mit dem Gelde umgegangen als ob ihm Millionen zu Gebot ständen. Der Gedanke auf eine mäßige Rente reduzirt zu werden war ihm unerträglich. Während des letzten Winters hatte er mit besonderem Eifer sich bestrebt sein Vermögen zu verbessern — wie er es nannte — und zwar durch Spiel, mit einigen enorm reichen Russen. Doch umsonst! Er verlor beträchtliche Summen! Sei es nun um sich zu zerstreuen, sei es in einer spekulativen Absicht: genug, er nahm seine ganze, über ein halbes Jahrhundert alte Liebenswürdigkeit zusammen, setzte ihr seine uralte Grafenkrone auf, und nahte sich in dieser blendenden Herrlichkeit der Tochter eines jüdischen Banquiers, die sehr bereitwillig die Huldigungen annahm, welche eigentlich ihrer Mitgift galten. Wie ein Don Juan, wie ein Lovelace verließ Graf Regensberg Berlin, und sann schon auf alle möglichen Intriguen und Romane um Diane zur Scheidung zu bewegen, als diese ihm mit ihrer unerwarteten Erklärung entgegenkam. Er hatte Mühe seine Freude zu verbergen, leitete auf der Stelle die Scheidung ein, und reis'te schleunigst nach Berlin zurück, angeblich um für Hellmuth etwas wirken zu können, doch ebenfalls um seine Rose von Saron durch die Aussicht auf die baldige Vermälung zu beschwichtigen, und wo möglich den zukünftigen Schwiegerpapa zur

vorläufigen Herausgabe einer brillanten Mitgift zu bewegen. Diane und Hellmuth, gute gedankenlose Seelen, ohne Arg und ohne Hinterlist, weinten fast vor Dankbarkeit und Rührung, und gelobten sich einander ein ganz überschwengliches Glück zu bereiten und seliger als die Engel im Himmel zu leben.

So weit ging Alles vortreflich. Aber der heimliche Scandal wurde ein öffentlicher, als Dianens Familie thörichter Weise Lärm anhub. Gräfin Adlercron verbot ihrer Tochter ohne Weiteres Hellmuth zu heirathen; und Gräfin Eusebie Sternfels, die einen Theil des Winters in Berlin zugebracht und ihres Schwagers Treiben beobachtet hatte, warf ihm vor, Diane absichtlich in die Intrigue mit Hellmuth verwickelt — um das Recht zu haben, sie wie eine Magd aus seinem Hause zu verstoßen. Sie begehrte eine Rente für ihre Schwester, damit diese anständig leben könne, und den Hellmuth nicht zu heirathen brauche. Graf Regensberg zuckte die Achseln über Eusebiens Beschuldigung, berief sich auf den Ehecontrakt, in welchem kein Scheidungsfall bedacht war, ihren Foderungen gegenüber, und versicherte, daß er, der gekränkte Gatte, warlich höchst großmüthig handle, indem er der treulosen Frau und dem glücklichen Rival die Zukunft zu sichern strebe. Eusebie gerieth außer sich über die Niederträchtigkeit ihres Schwagers und machte ihm die heftigsten Vorwürfe über seine eigene Intrigue mit der Jüdin. Er zuckte wie immer die Achseln und fragte nach Beweisen, die freilich Eusebie nicht — wol aber er gegen Diane hatte.

„Theuerste Schwägerin, sagte er gleißnerisch boshaft bei einer Zusammenkunft, die sie wegen dieser Angelegenheit in

Berlin hatten, es ist sehr edel und lobenswerth von Ihnen, daß Sie, Dianens Characterlosigkeit kennend, gleichsam als Vormund für sie auftreten und Sich mit Verhältnissen bekannt machen, welche Ihre zarte und tugendhafte Gesinnung grausam verletzen müssen; — jedoch beschwöre ich Sie der Scheidung nicht nur nichts in den Weg zu legen, sondern alle Ansprüche an mich fallen zu lassen, und mir lieber bei der eiligen Betreibung behülflich zu sein — damit die arme Diane nicht in die bittere Verlegenheit gesetzt werde .... als Amme sich mit Hellmuth trauen zu lassen."

Es lag eine so kalte Bosheit in seinem Ton und Gesicht, daß Eusebie empört ausrief:

„Und wenn auch bettelarm und beschimpft: so ist es dennoch ein Glück für Diane von Ihnen erlös't zu werden!"

„So beschleunigen Sie es, theuerste Schwägerin," bat Regensberg spöttisch.

Es blieb auch freilich nichts Andres übrig. Nur war die Sache so öffentlich, und durch die gegenseitige Erbitterung beider Parteien, welche es nicht an ärgerlichen Geschichten fehlen ließen, so scandalös geworden, daß ein förmliches Zetergeschrei vier Wochen lang währte, welches dann in dumpfes Murren unterging, dann in Pausen wieder anhub, und endlich ganz verhallte, als der allgemeinen Neugier und Klatschwuth neue Opfer gebracht wurden.

Renata fiel aus dem Himmel ihrer hohen Liebe auf die platte und gemeine Erde, als die sonst spärlichen Briefe ihrer Mutter und Eusebiens jezt fast posttäglich kamen, um ihr die genauesten Nachrichten über Dianens Scheidung mitzutheilen. Diane selbst hatte ihr nur einmal geschrieben, und eine solche Fülle von Hofnung auf Liebe und Glück

ausgesprochen, nebenbei Hellmuth mit so idealischen Farben gemalt, daß Renata, welche Dianens traurige, und im Grunde zwecklose, weil ihrer Eigenthümlichkeit heterogene Existenz wol kannte — kaum den Muth hatte gegen die Scheidung, und noch weniger gegen die zweite Heirath zu sein. Sie suchte Gräfin Adlercron zu besänftigen, welche nie wieder von der ungerathenen Tochter hören wollte, und schrieb an Diane ernst und ermahnend, aber ohne Zorn. Als nun aber Eusebiens Briefe kamen, welche, durch ihren Unwillen auf Diane und ihre Erbitterung gegen Regensberg stimulirt, der Sache kein Mäntelchen umhing, und die Dinge bei ihrem wahren Namen nannte, und manchen Seitenblick in die Gemeinheit und Frevelhaftigkeit der Welt thun ließ: da entsetzte sich Renata vor dem Abgrund in welchen Diane gefallen, und wiederum schrieb sie ihr: fortan müßten ihre Wege sich nicht begegnen. Das machte wenig Eindruck auf Diane, die sich der Scheidung und der darauf folgenden Verbindung mit Hellmuth nahe sah, weil Regensberg wirklich durch seine Verbindungen ihm eine Pfarre verschafft hatte, zwar nicht auf dem Lande, aber als Nachmittagsprediger in einem kleinen pommerschen Städtchen.

„Da kennt uns Niemand! jubelte Diane, da fangen wir unser Leben an, ohne daß man uns nach der Vergangenheit fragt! und wenn ich nur recht glücklich werde, so wird sich auch meine Familie allmälig mit mir versöhnen, der ich ohnehin seit meiner unseligen Heirath dermaßen entfremdet bin, daß sie warlich nicht wissen kann, wie mir jezt zu Muth ist."

Hellmuth stimmte in diesen Jubel ein. Er, der blutarme Mensch, der sich kümmerlich durch die harten Schul-

und Universitätsjahre bis zum Wartegeldposten eines Hofmeisters durchgearbeitet hatte, sah sich plötzlich bei noch nicht 30 Jahren durch den Zauberstab der Liebesgöttin in das Eldorado jedes Hofmeisters, in den Besitz einer Pfarre und einer wunderhübschen guten jungen Frau versetzt. Gäbe es für zwei Eheleute nichts auf der Welt zu thun als sich zu küssen, und einander kleine bescheidene Wünsche an den Augen abzusehen: so wären Diane und Hellmuth unstreitig die glückseligsten geworden. Sie vermeinten nichts andres, vollzogen im Lauf des Sommers ihre Heirath, und gingen ihrem Bestimmungsort zu.

Diese Begebenheit machte einen eben so heftigen als schmerzlichen Eindruck auf Renata. „Und all' der Treubruch und Wortbruch, und all' die sündhaft zerrissenen und leichtsinnig geknüpften Bande, und all' dies Ärgerniß vor den Menschen und Schuld vor Gott — geschieht im Namen der Liebe!" sprach sie mit bitterer Trauer. „Herabgewürdigt, mißbraucht, entweiht, in den Staub getreten wird sie, die Königin der Seele! Nein! das will ich nicht . . . . ich nicht, er nicht! und ist denn das unmöglich? ja, ist es nur schwer?" — — Aber je ernster Renata wurde, um desto ernster wurde auch ihre Liebe.

Sie kam nach Ischl, einen Tag vor Emmerichs und seiner Eltern Ankunft. Sie hatte ihre alte Wohnung, und erfuhr, daß Emmerich das gegenüber liegende Haus genommen. Dieser Tag war vielleicht der glücklichste ihres Lebens; sie erwartete in freudiger klarer Zuversicht, ohne in heißer Unruh qualvoll zu warten. Sie wußte daß er kommen, daß die Sonne nicht untergehen würde bevor sie ihn gesehen.

Sie ruhte in dieser Gewißheit, wie auf leichten Wolken, die sie über der Erde hielten.

„Mein Gott! wie unbegreiflich schön ist Ischl!“ sagte sie ein Paarmal ganz hingerissen, als sie gegen Abend mit Egon spazieren fuhr.

„Es freut mich recht, daß Du es auch findest, entgegnete Egon, denn ich habe beschlossen jeden Sommer drei Monat hier zuzubringen. Ich kenne keinen Ort, der mir besser gefiele, und glaube wirklich, daß mir nicht einmal in Ebernbach die Luft so zuträglich ist.“

Als sie heimkehrten stand Emmerich in seiner Hausthür spähend ob sie denn noch immer nicht kämen.

„Grüß Sie Gott, Gräfin! Grüß Sie Gott!“ rief er, sein kleines steyrisches Hütchen schwenkend, das er in Ischl zu tragen pflegte, und sprang an die Kalesche um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. „Da bin ich wieder, Ihr unterthänigster Sclav!“ — Er sprach in dem allerheitersten Ton, doch der feuchte Glanz seines Auges verrieth eine tiefere Bewegung. „Haben Sie denn gar kein gutes Wort für mich?“ fragte er, weil sie schwieg in der Furcht durch ihre bebende Stimme zuviel zu sagen.

„Nein! wozu? sprach sie endlich mühsam gefaßt und scheinbar heiter wie er; — Sie wissen ja, daß ich nicht von vielen Worten bin.“

So, schwebend, scherzend, aber mit sehr ernsten Herzen, sahen sie sich wieder. In Emmerich war während dieses Jahrs ein Entschluß gereift. Da er sie in keinem Augenblick hatte vergessen können, da sie sich immer tiefer seiner Erinnerung bemächtigte und immer stärker seine Innerlichkeit beherrschte: so wollte er die äußerlichen Ereignisse zwin-

gen ihm das höchste Glück zu gewähren. Nur aber nicht heimlich, nicht verbotener diebischer Weise! Liebte Renata ihn wirklich so, wie er es zu hoffen wagte, so fühlte er sich nicht blos kräftig, sondern auch geduldig genug sie dem Schicksal abzuverlangen. Seine Eltern hatten sehr gewünscht im Lauf des Winters ihn zu verheirathen. Auch jezt waren einige junge Mädchen in Ischl, die sie gern zu Schwiegertöchtern gehabt. Doch Emmerich wies standhaft jede Andeutung der Art zurück. Er beschäftigte sich nur mit Renata, aber auf eine so ungezwungene Weise, mit so ruhig behaupteter Überzeugung, daß nur ihr seine Huldigung gehören könne, als ob er die ganze Welt ebenfalls davon überzeugen wolle. Er sah Renata täglich, fast zu allen Stunden; die bessere Gesundheit seines Vaters gestattete ihm mehr Freiheit. Jedoch nie ließ er sich zu einem Wort oder einer Handlung hinreißen, durch welche sie hätte verschüchtert oder aus ihrem ruhigen Vertrauen aufgescheucht werden dürfen. Er ging anders mit ihr um, als er es sonst mit Frauen, hingerissen von seiner stürmischen Leidenschaftlichkeit, gethan. Hier war es keine Leidenschaftlichkeit mehr, sondern Leidenschaft, und diese um so stummer, als sie unüberwindlicher war. Er brauchte sie nicht auszusprechen, denn sein ganzes Leben lag vor ihm, um sie zu beweisen und zu bewähren. In dieser flammenden Atmosphäre stand Renata, wie unter dem glühendblauen, sonnendurchfunkelten, tropischen Himmel. Da keine Wolken am Horizont aufzogen, kein Wetterleuchten die Schwüle kund gab, kein Donnerschlag den süßen Frieden verscheuchte: so acclimatisirte sie sich in dieser wundervollen Temperatur, und blühete schöner darin auf, als es bisher unter dem kargen, frostigen Himmel ihres

Lebens möglich gewesen war. Sie wurde sogar schön, glanzvoll das Auge, triumphirend die Stirn, fein und graziös der Ausdruck des Mundes. Mit dem grauen Schleier, den das Schicksal von ihrer Existenz wegnahm, schien ein ähnlicher von ihren Zügen herabzusinken, und diese in einer bis dahin ungeahnten Frische und Anmuth zu zeigen. Sie sah viel Gesellschaft bei Emmerichs Eltern, welche in diesem Jahr die ganze haute volée bei sich versammelten. Sie wurde weltvertraut und salongewandt, soweit es die freie stolze Seele zuließ, die nie an der Form haften blieb, d. h. sie spielte nie Comödie, drapirte sich nie als zärtliche Gattin, nie als rührendes Opfer, nie als Verfechterin der Tugend, zuckte nie die Achseln über das Verderben der sittenlosen Welt unsrer Tage, fühlte sich nie berufen den Leuten erbauliche Phrasen einzuimpfen, und verübte nie die geringste von den tausend kleinen Niedrigkeiten, welche die meisten Menschen mit gutem Gewissen, so zu sagen, vollführen, um sich zu erheben und andre in den Staub zu drücken.

Dafür fand man denn, daß die Kur, welche der Graf Dobenegg gebraucht, die Gräfin auf eine bewundernswerthe Weise degourdirt habe. In der vorigen Saison sei sie „ein Bild ohne Gnad'" — wie der gebräuchliche und äußerst bezeichnende Ausdruck ist — gewesen, doch jezt habe, wahrscheinlich um eines Gerechten willen, die Welt vor ihr Gnade gefunden.

Doctor Weinhold erhielt in Ischl aus seiner Heimath die Auffoderung an einem großen Spital eine Stelle zu übernehmen. Dies war ein ganz andrer Wirkungskreis als der zu Ebernbach, und mit Freuden nahm er den Vor-

schlag an. Renata bot ihm zwar an, seine Besoldung höher zu stellen, als er sie bei der angetragenen Stelle zu erwarten habe; fand es jedoch ganz natürlich, daß er den Platz vorziehe, der seiner Thätigkeit den größten Spielraum gönne, und berieth sich hauptsächlich nur mit ihm, um einen tüchtigen und geschickten Nachfolger zu ermitteln. Sie hatte inzwischen den berühmtesten Wiener Arzt in Ischl kennen gelernt, und als sie auch ihn zu Rath zog, machte er ihr den Vorschlag, im Herbst statt nach Ebernbach — nach Wien zu gehen. Er würde alsdann Egon behandeln, seine Natur und sein Leiden kennen lernen, vielleicht im Stande sein ihm wo nicht zu helfen, doch zu nützen, und in jedem Fall bis zum nächsten Frühling Jemand ermitteln, den er ihr mit Fug und Recht als einen würdigen Nachfolger des Doctor Weinhold empfehlen dürfe. Es blieb ihr nichts übrig als darauf einzugehen. Weinholds Entfernung kam zu plötzlich, als daß man schon vorläufig an einen andern Hausarzt hätte denken können. Renata schrieb zwar wieder nach Frankfurt an Frau von Werden; erhielt aber die Antwort: die Weinholds wären dort ebenso selten wie anderswo, und sie, die Schwester, sei ganz entschieden für einen Winteraufenthalt in Wien, unter Aufsicht und Leitung der berühmtesten Ärzte, was doch eine große Beruhigung sei. Egon selbst, der immerfort hörte Wien und abermals Wien, und der aus Mangel an eigenem Wunsch und Willen, gewöhnlich den seiner Umgebung blindlings annahm — erklärte sich ebenfalls mit aller ihm zu Gebot stehenden Lebhaftigkeit für Wien, allerdings erst nachdem Renata sich dafür entschieden hatte. Denn obwol sie ihm unter vier Augen stets die unschuldige Freude machte, ihm den Schein

des letzten Entschlusses zu gönnen: so trieb sie doch nie vor der Welt dies Gaukelspiel, das doch in manchen Ehen, wo der Mann noch lange kein Egon, sehr gebräuchlich ist, und wo die Frau sich scheinbar zu etwas zwingen läßt, was sie zu thun vor Begier brennt, und heimlich eingeleitet hat. Renata sagte gelassen:

„Ich hab' es schwer: auf mich fällt alle Verantwortung. Ich muß entscheiden für Egon und mich.“

Aber sie sagte das ohne Klage und ohne falsche Demuth, ganz wie etwas, das die Verhältnisse erheischten.

Sie fühlte sich sehr glücklich durch die Aussicht auf den Winter. Ohne Emmerich gefragt zu haben, war sie überzeugt, daß er gewiß einen Theil desselben gleichfalls in Wien zubringen würde. Sie hatte in Ischl eine Menge Wiener kennen gelernt, die ihr alle einen höchst angenehmen Aufenthalt versprachen. Sie war so leichten und glücklichen Herzens, daß sie aufrichtige Freude an muntrer Geselligkeit hatte. Es war ihr etwas Neues und durch ihre persönlichen Gaben etwas Leichtes. — Die einzige Person, die nicht mit dieser Einrichtung zufrieden war, war Emmerichs Mutter. Er wird nie heirathen so lange er dies Attachement hat, sprach sie höchst mißvergnügt zu sich selbst; allein wie ist es zu hintertreiben . . . . zu lösen? — Sie wußte es nicht. In ihrer mütterlichen Sorge fiel ihr nichts Andres ein, als das Allerungeschickteste, nämlich ihren Sohn auf jedes junge Mädchen aufmerksam zu machen, wie auf eine Grazie und Muse, das nur halbwegs leidlich aussah.

„Es wundert mich recht, Mama, sagte Emmerich eines Tages tödtlich gelangweilt, aber gezwungen scherzend, daß Du in Deiner Gemäldegallerie von Ischler Schönheiten

grade zwei vergessen hast, die unstreitig zuerst dahin gehören."

Sie sah ihn mit großen Augen erwartungsvoll an, während er kaltblütig fortfuhr:

„Das Veverl aus dem Zillerthal mein' ich, das da unten Handschuh verkauft, und Fräulein Gumpelheimer aus Prag, die reizende Jüdin, die pikante Jessica" . . . .

„Die ich nicht kenne!" unterbrach ihn trocken die Mama.

Das ist warlich Schade! keine unsrer Damen ist schöner, und nur das Veverl macht ihr die Palme des Sieges streitig . . . . freilich in andrer Art, denn das Veverl sieht aus wie ein Kirchenengel" . . . . —

„Emmerich, gieb Dir doch keine unnütze Mühe, ich bitt' Dich! Jezt willst Du mir weiß machen die kleine Tirolerin hätte Dirs angethan, und noch eben, heute früh, hat sie mir geklagt, daß Du ihr nie ein einziges Paar Handschuh abgekauft hast."

„Weil sie nichts taugen, entgegnete er mit großer Seelenruhe. Übrigens gesteh ich gern, daß ich weder ans Veverl noch an die Jessica mein Herz verloren habe. Nur wollt' ich Dir beweisen, daß ich meinerseits wol hübsche Gesichter in Ischl zu finden weiß."

„Fi donc! eine Jüdin! sagte sie wegwerfend, und dann mit einiger Schadenfreude weil sie geärgert war: Eine Jüdin! . . . . das ist ja fast so arg wie eine Ketzerin."

„Ich dächte nicht, daß ein wenig Heidenthum die Schönheit beeinträchtigte, erwiderte Emmerich ohne auf die Ketzerei einzugehen, das hab ich in Italien an den Venus- und Psyche-Gestalten der alten blinden Heiden gesehen."

„Ah bah! rief sie ungeduldig. Ich spreche nicht von Mar-

morfiguren, sondern von lebenden Frauenzimmern, und zwar von solchen, Emmerich, zwischen denen ich eine Schwiegertochter finden könnte; folglich müssen da Zillerthalerinnen so gut wie Ketzerinnen aus dem Spiel bleiben."

Emmerich wurde todtenbleich, seine Lippen zitterten und seine Augen blitzten, aber schnell gefaßt sagte er ganz ruhig: „Mama! ich weiß Ketzerinnen ... oder um deutlicher zu reden: ich weiß eine Ketzerin, die wird gradeswegs in den Himmel kommen, während Tausende von Rechtgläubigen tausend Jahr am Paradiesespförtlein um Einlaß betteln dürfen."

„Davor mögen uns die lieben Heiligen bewahren!" rief die Mutter sehr entrüstet.

„Ja, Mutter! das ist mein unwiderruflicher Glaube," bekräftigte er.

„Also ist es schon so weit! jammerte sie; zum Ketzer hat sie Dich also schon gemacht, zum Irr- und Unglauben Dich verführt!"

„Sprichst Du denn wirklich von ... Gräfin Dobenegg?" fragte er langsam.

„Von wem sonst!" klagte sie.

„Nun, liebe Mutter, dann beruhige Dich! Ein Irr- oder Ungläubiger mag ich ehedem gewesen sein und Dir in diesem Punkt Besorgnisse gemacht haben. Doch jezt laß sie fahren, ich bitte Dich! denn jezt glaub' ich an sie, wie an meine Schutzpatronin und heilige Fürbitterin."

Und ehe die entsetzte Mutter Worte fand, hatte Emmerich ihre Hand geküßt und das Zimmer verlassen. Sie schlich niedergebeugt zu ihrem Gatten und jammerte wie das werden solle mit Emmerich! nicht nur daß Renata ihn von

jedem Gedanken an eine Heirath zurückhalte: so suche sie auch noch ihn zum Lutherthume herüber zu ziehen. Worauf der alte Herr ganz gefaßt erwiderte:

„Was das Erste betrift, so muß man der Sache ihren Verlauf lassen. Gegen eine Passion richten Ermahnungen nichts aus, sind wie Wassertropfen auf einem heißen Eisen, im Nu spurlos verschwunden, nur durch ein fatales zischendes Geräusch bemerkbar. Zorn ist nun gar vom Übel, reizt in solchem Fall immer zum Widerstand. Laß den Emmerich! sekkir' ihn nicht. Und was Deine Angst vor dem Lutherthume betrifft, so machst Du mich lachen! Für Thorheiten und Tollheiten ist bei einem jungen Mann nie einzustehen; die passiren Jedem, und er ist drum nicht schlimmer, wenn auch die Mamas ein wenig die Köpfe schütteln. Nur aber Dummheiten zu machen, die das ganze Leben ruiniren — da leg' ich meine Hand für den Emmerich ins Feuer! die begeht er nicht. Ein Abtrünniger vom Glauben der Väter wird er nicht, und darauf legt's die Frau auch nicht an. Ich mögt' eher glauben, daß sie überginge in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche."

Mit wahrem Entzücken und mit urplötzlicher Beruhigung wurde diese flüchtige Äußerung, die der Vater im tiefen Vertrauen auf Emmerichs Gesinnung machte, von der Mutter aufgenommen. Vielleicht konnte diese Liebe Renatas Seelenheil bewirken! Sie beschloß fortan Emmerich nicht mehr mit ihren versteckt seinsollenden Redensarten zu necken, sondern ihn höchstens dann und wann aufmerksam zu machen auf das heilige Werk zu dem er berufen sei.

Inzwischen hatte er keine Ahnungen von den frommen Hofnungen seiner Mutter, und hätte er: so würde er mit-

leidig gelächelt haben. Bekehren zum Glauben und zur Liebe? ja, das ist die Mission der Liebe. Bekehren zu irgend einer Confession — das ist die Sache der Geistlichen, denen ihre verschiedenen Kirchen am Herzen liegen. Dies war seine Überzeugung. Da es ihm zur lieben und unerläßlichen Gewohnheit geworden war, alle Zustände und Angelegenheiten des innern wie des äußern Lebens mit Renata zu besprechen, so kam denn auch die Verschiedenheit der Confessionen an die Reihe.

„Ich glaube an keinen ehrlichen Übertritt,“ sagte Renata.

„Sie sprechen apodiktisch!“ rief Emmerich.

„Ich glaube nun einmal nicht daran! wiederholte sie. Wer geduldig ist und fest zum Himmel aufschaut, dem wird die Gnade Gottes begegnen, und das ist das alleinzige was wir von der Religion zu ersehnen und zu erlangen haben, und was wir in jeder Confession finden können. Doch der, dessen Blick zwischen Himmel und Erde herumschwankt, der mit einem Aug' zu ihm auf- und mit dem andern zu ihr herabblinzelt: der wird auch von einer Confession in die andre schwanken können, und in keiner Befriedigung finden; denn die liegt nicht in der Form, sondern im Wesen, und das Wesen liegt in Gott.“

„Ihre Reden klingen wie die der alten Mystiker, so dunkel und doch so klar, sagte Emmerich nachdenklich; und als sie ihn neckend und lächelnd ansah: Ja ja! dunkel und klar, wie die sternendurchwebte Nacht . . . oder wie . . . Ihr Auge.“

Das ist die Eigenthümlichkeit der Liebe: von dem Flug durch die Welten, von der Forschung durch die Zeiten, von der Beschäftigung mit den fremdartigsten Dingen, kehrt sie

sich urplötzlich und ganz von selbst zur Betrachtung des geliebten Gegenstandes hin.

„Dunkel, apodiktisch, klar! — wie wollen Sie Zusammenhang in diese verschiedenen Behauptungen bringen!“ rief Renata.

„Ich? fragte Emmerich: nein, Gräfin, ich würde das gewiß nicht können, aber Sie verstehen es, denn Sie thun Mirakel.“

„O mein lieber Graf! sagte Renata, ich bin eine Frau: folglich lasse ich mir mit großem Wolbehagen eine ansehnliche Menge der allerschönsten Complimente gefallen; nur aber jezt werden Sie zu hyperbolisch.“

„Ist denn das kein Mirakel bei einem so einfachen Menschen wie ich bin?“ fragte Emmerich.

So verkehrten sie mit einander. Es war der feinste, der graziöseste Umgang, der je zwischen einem Mann und einer Frau statt gefunden haben mag. Mit der Kraft, die nur aus einer phönixseltnen Liebe entspringt, zerdrückte Emmerich jeden Wunsch, jede Sehnsucht, jedes Verlangen, die ihm wie Meeresflut durch die Seele gingen. Wenigstens that er es Renaten gegenüber, weil ihm immer ein guter Geist zuflüsterte: Jezt nicht! o warte noch! du verlierst sie! — Aber von Tag zu Tag fühlte er deutlicher, daß diese immer zurückgedrängten Fluten denn doch einmal in brausenden Wellen den Damm überstürzen würden. Da faßte er sein Herz mit beiden Händen zusammen, und sagte eines Tages zu Renata, er müsse in Geschäften nach Wien und werde, wenn es ihr recht sei, nebenbei eine Wohnung für sie besorgen. Sie nahm es dankbar an, und er verließ Ischl auf acht Tage. Aber aus diesen acht Tagen wurden

allmälig vierzehn, ohne daß er wiederkam, und ohne daß er schrieb. Renata verging fast in tödtlicher Angst, die um so nagender war, je weniger sie sich aussprechen durfte; denn Emmerichs Vater sagte einmal mit der größten Seelenruhe:

„Mein Sohn schreibt fast nie; in drei Monaten bekommt man höchstens einen Brief von ihm. Das ist so seine Gewohnheit.“

Und die Mutter blieb auch vollkommen gelassen, weil sie dachte: wo Emmerich auch sein möge, nirgends drohe ihm größere Gefahr als bei Renaten. Weil diese gar nicht wußte was sie denken sollte, so verfiel sie auf Unsinn, z. B. Emmerich könnte eine Frau entführt haben, oder ins Kloster gegangen sein, oder sonst etwas Extraordinäres, wofür es noch gar kein Beispiel auf der Welt gebe, unternommen haben. In solchem Fall wo die Gedanken nicht ausreichen, nimmt man die Phantasie zu Hülfe, deren Eigenthümlichkeit es ist das Abentheuerlichste auszubrüten, weil die Wirklichkeit ihr Reich nicht ist.

Am Tage vor der Abreise seiner Eltern war Emmerich plötzlich wieder da um sie zu begleiten, und erzählte eine lange und bewegliche Geschichte von einem Freunde, den er leidend in Wien getroffen, und bis Pesth gebracht habe. Dieser Freund war aber Niemand als er selbst — was er jedoch verschwieg. Renata sagte als sie ihn überrascht vor sich sah:

„Hören Sie! wenn Sie künftig für todt oder begraben oder verschwunden gelten wollen, so sagen Sie es vorher, oder schreiben Sie es. Diese Ungewißheit ist eine Marter.“

„Für wen denn?“ fragte Emmerich zagend.

„O für mich! sprach sie entschlossen; ich kann keine Komödie mit Ihnen und mit mir spielen. Ja, für mich!“

„Renata, seufzte Emmerich, mit zwei Worten machen Sie mein Opfer von zwei ewigschweren Wochen nutzlos.“

„Also darum?“ sagte sie erblassend und warf mit trostloser Bewegung die Hände vor's Gesicht.

„Warum betrübt Sie das so sehr?“ fragte er und zog sanft ihre Hände herab um ihr in's Auge zu sehen.

„Weil ich unglücklich bin, sobald Ihnen das Leben mit mir eine Last ist,“ antwortete sie ohne sich zu besinnen, und sah ihn fest an.

„Eine Last ist es nicht, Renata; aber wol ein Schmerz, und ein Schmerz .... den Sie theilen, den Sie verstehen werden — vielleicht jezt noch nicht, aber bald.“

„O so lassen Sie mich jezt noch glücklich sein, recht herzensglücklich, weil Sie wieder da sind!“ rief sie.

„Gern, mein Engel! o wie gern! mögten Sie ewig glücklich sein!“ sagte Emmerich bewegt, und legte ihre Hände so lange auf seine Lippen, bis sie erröthend und hastig sie fortzog. —

„Daß ich nur immer wissen möge wo er ist und wie es ihm geht, wenn ich ihn nicht immer sehen kann: so will ich zufrieden sein und nichts weiter begehren, mein Gott!“ betete Renata in nächtlicher Einsamkeit. Aber nicht nach den Wünschen, sondern nach den Kräften der Menschen, richtet Gott seine Schickungen ein.

Noch waren sie lieblich für Renata. Sie kam nach Wien; sie fand eine bequeme Wohnung in der Leopoldstadt vor, dem Prater nah — wie sie es Egons wegen gewünscht, und wie Emmerich es ihr sorglich eingerichtet hatte. Em-

merichs Mutter führte sie in der Gesellschaft ein; die Bekannten aus Ischl suchten sie auf. Sie hätte ganz und glänzend in der Welt leben können, allein sie that es nur grade genug um nicht durch einsiedlerische Neigungen aufzufallen. Weder mied noch suchte sie Gesellschaft. Musik trieb sie eifrig. Neben Egon sitzend las oder arbeitete sie nach gewohnter Weise, fuhr mit ihm ein Paar Stunden täglich spazieren und ging in Soireen, wenn er zu Bett; ins Schauspiel selten, auf Bälle nie. Sie blieb bei ihren ruhigen Gewohnheiten, die ihr den Kopf klar, und das Herz unzerstreut ließen. Zuweilen sehnte sie sich heftig nach Ebernbach und ihrer größeren Thätigkeit. Sie suchte freilich dort ihre Abwesenheit durch Briefe zu ersetzen, fühlte aber wol deren Unzulänglichkeit, und kam sich in jeder Weise ängstlich beschränkt vor — von der kleineren städtischen Wohnung an, bis zu dem dürftigen Stückchen Himmel hinauf, der über den Dächern zu erspähen war; von dem Mangel an schaffender und lebendiger Thätigkeit, wie durch die täglichen Praterfahrten. Wenn Emmerich in Wien war, so machte seine Anwesenheit ihr mit dem himmlischen Vorrecht der Liebe die Tage leicht und rosenfarben. Aber er begleitete die Eltern nach Pesth, er besuchte sie, es vergingen dann Wochen in denen sie ihn nicht sah; dann wurde ihr die Enge ihrer Existenz, an der Seite eines Menschen mit dem geistigen Horizont eines Kindes, fürchterlich schwer; gleichsam erstickend, und sie empfing dann den rückkehrenden Emmerich wie einen Erlöser. Die Ärzte gaben ihr redlich genug nicht die mindeste Hofnung zu irgend einer Besserung in Egons Zustand, nachdem sie ihn ein Paar Monate beobachtet hatten; riethen ihr jedoch, jezt, im Winter, ruhig

mit ihm in Wien bleiben, im Frühling nach Ebernbach zurückzugehen, und ihn künftig dort unter ärzlicher Aufsicht leben und gewähren zu lassen, ohne ferner Brunnen-Bäder- oder sonstige Kuren mit ihm zu versuchen. Dann könne er ein hohes und friedliches Alter erreichen, wohingegen jede Kur ihm mehr oder minder schädlich sei, indem sie seine schwache Natur erst überreize und dann erschöpfe. Obgleich Renata wol nie auf einen durchgreifenden Erfolg gerechnet, so hatte sie doch aus Weinholds Ansichten einige Hofnung und mithin auch einigen Muth geschöpft; denn so lange man etwas thun und versuchen kann, ist man in einer gewissen Spannung, die sich durch wolthätige Regsamkeit äußert. Fehlt die, so kommt es leicht dahin, daß die besten Kräfte brach liegen bleiben. Diese Entscheidung klang ihr wie ein Urtheil, das sie für immer zu einer Danaïdenarbeit verdammte, verbunden mit der Tantalusqual Emmerich nicht wieder zu sehen und es ewig zu wünschen.

Ist das nicht zu viel für eine und dieselbe Kreatur, mein Herr und Gott? fragte sie im stummen, ächzenden Gebet. Und der Geist, zu dem sie emporstrebte mit ihren Schmerzen, antwortete ihr vernehmlich: Nicht zu viel für dich, meine Tochter! — Aber sie verhüllte ihr Antlitz und jammerte: Zu viel! o Gott, zu viel! — — —

„Jesus Maria! wie sehen Sie aus!“ rief Emmerich, als er später zu ihr kam. Der volle Sturm einer starken und vehementen Natur war zum ersten Mal in seiner ganzen Gewalt vernichtend, wie es für eine solche nicht anders sein kann, in ihr ausgebrochen. „Wie von den Todten erstanden sehen Sie aus.“

„Ich dächte eher wie eine Begrabene, sagte sie, denn

mir ist zu Muth als thue sich die Gruft auf, mir .... bei lebendigem Leibe; — als stände ich an Dante's Höllenpforte, über der ich lese: **Lascia ogni speranza.** Denn so stehen jezt unwiderruflich die Sachen." Und sie theilte ihm das Resultat der letzten ärztlichen Consultation mit.

Emmerich hörte ihr theilnehmend, aber gelassen zu.

„Es konnte nicht anders kommen, entgegnete er darauf. Eine so unvollständige Organisation ergänzt die menschliche Hülfe nicht. Ich hab's dem Weinhold schon vor anderthalb Jahren, bei Ihrem ersten Aufenthalt in Ischl gesagt. Sie haben nun das Ihre gethan."

„O, könnt' ich mehr thun!" rief sie in Thränen.

„Für Egon nichts! es ist Alles! Alles! und aber Alles! umsonst. Das halten Sie fest."

„Wollen Sie mir diese Gewißheit wie mit langsamen Hammerschlägen in die Seele prägen?"

„Ja, Renata, davon müssen Sie Sich zuerst überzeugen, um hernach Sich entschließen zu können."

„Wozu?" fragte sie befremdet und sah ihn starr an.

Er antwortete nicht darauf, sondern fragte seinerseits:

„Renata, wissen Sie noch daß ich damals in Ischl, bei unserm ersten Abschied, überwältigt von Schmerz und Freude, zu Ihnen sprach: ich liebe Dich?"

„Ja," entgegnete sie mit tiefem Ernst.

„Was ich Einmal gesagt, aus tiefster Überzeugung geschöpft und bekräftigt habe: das, und wenn ich's auch nimmer wiederhole, ist so gut als hätte ich es tausendmal gesagt. Glauben Sie das von mir?"

„Ja."

„Damals erwiderten Sie mir im Schreck, im Zorn,

im Widerwillen, was weiß ich! — „ich will Niemand lieben, auch Sie nicht.“ Damals hatten Sie ganz Recht! was ich Ihnen auch sagen mogte, dennoch wähnte ich in Ihnen auf einem Punkt die Schwäche des Weibes zu finden. Seitdem hab' ich Sie in jeder Stunde meines Lebens so fest und nah vor Augen und in der Seele gehalten, beobachtet, zergliedert, daß Sie Sich in Atome hätten auflösen müssen, wenn nicht in Ihnen, wie in der Sonne, ein Kern wäre, der fester, reiner, mächtiger als meine Zersetzungskünste, Ihr Wesen zu einem Prachtgebilde in Gottes Schöpfung macht. Da hab' ich gelernt Sie übermenschlich zu lieben! .... verzeihen Sie das stolze Wort! ich meine nur: anders als man Frauen zu lieben pflegt. Glauben Sie das?“

„Ja.“

„Und ist Ihr Wort von damals jezt noch wahr?“

„Nein. Ich liebe Sie. Niemand wollt' ich lieben und Niemand werd' ich lieben! .... aber bei Ihnen reichte der Wille nicht aus .... oder ich wendete ihn nicht an. Genug, ich liebe Sie, und wenn ich das sage, so geschieht das nur um Ihrer Frage zu genügen, nicht um Ihnen etwas Überraschendes zu gestehen.“

„Geben Sie mir Ihre Hand, Renata!“ — und als sie es that, fuhr er fort: „Willst Du mein sein, ganz und aufrichtig?“

„Ich lüge nie, Emmerich, nicht durch Wort noch That.“

„O mein Engel! rief er und schloß sie in seine Arme, jezt ist der rechte Augenblick gekommen, wo die Erkenntniß Deiner Bestimmung Dir entgegentritt. Die ist nicht an der Seite des greisenhaften Kindes, das Dein Leben verzehrt

ohne es zu genießen, sondern an der meinen, des liebenden und geliebten Mannes. Wie ein Engel mit zusammengefalteten Flügeln, bist Du mühselig und beladen bisjezt durch die Pein und Beschwerde des Erdenlebens gepilgert, und hast nichts üben können von all' Deinen himmlischen Gaben, als Geduld und Resignation. Jezt entfalte die Schwingen, fliege höher auf, meine Renata, über die Ängste des Lebens hinauf in die Regionen des Glücks! . . . . nicht des Glücks, wie die Welt es versteht, geschminkt rosenfarben, oberflächlich vergoldet, ohne Schmerz und ohne Herz. Nein, Renata, das biete ich Dir nicht an! sondern ein Glück, wie es zwischen zwei ernsten Menschen statt findet, ganz innerlich, die höchsten und feinsten Fähigkeiten entfaltend, und reich an Freude, an Leid — wie Gott will! aber reich, Renata, nicht dürftig, darbend, arm, bettelarm, wie wir jezt leben! o nein! überreich." — Er hatte seine Hände über ihrem Haupt gefaltet, und drückte es sanft an seine Brust. „Antworte mir doch!" bat er.

„Sprich weiter, Emmerich, entgegnete sie, ich habe nie die Stimme eines seligen, liebesfreudigen Menschen gehört, und sie klingt doch ganz göttlich schön . . . . Deine Stimme!"

„O Kind, Du weißt nichts von der Liebe, wenn Du ihr noch Worte geben willst! flüsterte er. Das Schweigen ist beredter, sieh mich nur an."

Langsam hob sie den Kopf von seinem Busen auf.

„Renata! rief er entsetzt, warum siehst Du so fürchterlich traurig aus? Du erschreckst mich . . . . Du vernichtest mich. Sprich! Du liebst mich? ja? nun, mehr begehr' ich nicht!"

„Du begehrst nicht, daß ich Egon Deinetwegen verlasse?

fragte sie tonlos; nicht, daß ich handle wie die arme Diane? nicht, daß ich meineidig werde vor Gott? nicht, daß ich feig von dem Platz entfliehe, den er mir angewiesen hat, weil ich, grade ich, ihn ausfüllen kann? Das Alles begehrst Du nicht, Emmerich?"

„Ja! rief er im Ausbruch der Verzweiflung, das Alles begehr' ich! genau das! Nur aber bist Du nicht treulos, nicht armselig, nicht feig, wenn Du das thust; denn ein Band wie zwischen Dir und Egon ist keins; hat nicht die Basis der Gegenseitigkeit, welche allein zwischen Menschen gültiges Gesetz aufrecht halten kann; macht Dich zu seiner Wärterin, seinem Geschäftsführer, seinem Secretär, seinem Gespielen, nur nicht zu dem, was Du Deiner irdischen und himmlischen Bestimmung gemäß sein sollst und sein kannst: nicht zu seinem Weibe. Du frevelst gegen Dich und gegen mich, wenn Du nicht zu dieser Erkenntniß gelangst, denn ich bin ohne Dich tausendmal elender, als Egon es je werden kann."

„Ich will mich darauf besinnen, Emmerich, sagte sie sanft; ich mögte gern das Rechte thun."

„Das weiß ich, o meine Heilige! sprach er aufgelös't in Wehmuth; Du kannst sogar nicht anders als es thun. Deine Natur gleicht jenem reinen Kristall, der augenblicklich zerspringt, wenn ein Tropfen Gift in seinen Kelch fällt. Unrecht ist Gift für Dich. Aber Glück und Unrecht ist nicht gleichbedeutend. Im Gegentheil! es geht und geht nun einmal nicht Hand in Hand. Dein Fall ist ein ganz exceptioneller: — da giebt es kein Unrecht mehr, wo man außerhalb der Gesetze steht."

„Sophist!" sagte sie melancholisch lächelnd.

„Widerlege mich," bat er.

„Nun denn: Versucher! sprach sie mit unerhörter Schwermuth. Ich finde ja keine Gedanken, keine Worte um Dich zu widerlegen; aber, mein Emmerich, ich bin traurig .... o traurig bis in den Tod."

Sie ging langsam durchs Zimmer, auf und ab. Da fiel ihr Blick auf ein Buch, sie ergriff und küßte es.

„Emmerich! rief sie lebhaft, ich will Dir etwas vorlesen." Sie schlug das Buch auf.

Er setzte sich ihr gegenüber und sie las: „Und der Teu„fel führte ihn mit sich auf einen sehr hohen Berg, und „zeigete ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und „sprach zu ihm: Dies Alles will ich Dir geben, so Du nie„derfällest und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: „Hebe Dich weg von mir, Satan! denn es stehet geschrie„ben: Du sollst anbeten Gott Deinen Herrn, und ihm allein „dienen. Da verließ ihn der Teufel; und siehe, da traten „die Engel zu ihm, und dieneten ihm."

Renata schloß die Bibel. Emmerich aber sank zu ihren Füßen nieder, und rief:

„Dich hält der Himmel fest, Renata, und er thut Recht daran. Wär' ich der Himmel .... ich gäbe Dich auch nimmer heraus."

Sie legte die Hand auf sein Haupt und wiederholte:

„Siehe, da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm." Und in Emmerichs Seele flammte etwas auf, wie glühende Sehnsucht nach Gebet.

Da schmetterten plötzlich ein Paar scharfe Schellenzüge alle Qualen der Welt in diese Verklärung des Himmels hinein.

„O mein Gott! Egon ist krank!“ rief Renata bestürzt und flog aus dem Zimmer. Er war es wirklich geworden, und nicht mehr noch weniger als gewöhnlich; aber daß es in diesem Augenblick grade geschah, daß sie aus dem Paradiese, welches Emmerichs Liebe ihr erschloß, hinunter mußte in ihr grauses, finstres Gefängniß, an's schauerliche Krankenbett eines Wesens, dessen stumpfer Geist ahnungslos für ihre Martern blieb, während sie sich seinetwegen in Qualen, die er nicht verstand, verzehrte: das erschien ihr wie eine grausame Ungerechtigkeit. Doch, wie immer, wich sie nicht von seinem Lager, und um so weniger, da Weinhold ihr fehlte; konnte sie auch weiter nichts thun, so wollte sie doch die Diener nicht aus den Augen lassen, und sie durchwachte die Nacht neben Egon.

Das war eine Nacht! hatte sie gedauert die Länge einer Nacht, oder einer Minute, oder eines Jahrhunderts — Renata wußte es nicht, als die trübe Wintersonne am späten Morgen in's Fenster schien .... so ganz hatte sie die Zeit und das Zeitliche vergessen, und nur Emmerich, und in seiner Liebe die Ewigkeit gesehen. Sie war müde an Leib und Seele, zerknickt von Kämpfen und Erschütterungen. Sie stand auf um in ihr Zimmer, und wo möglich schlafen zu gehen. Als sie nun langsam und leise der Thür zuging, fuhr Egon aus seiner Lethargie auf, und rief bewildert und angstvoll:

„Renata! bitte, bitte, Renata! geh' nicht fort.“

Sein Ton war der eines Kindes, das darauf gerechnet hat die Mutter werde an seinem Bettchen sitzen bleiben bis es eingeschlafen ist, weil es sich in der einsamen Dunkelheit fürchtet, und das sich ängstigt die Mutter zu verlieren.

„Nein, lieber Egon, ich gehe nicht fort, sagte sie umkehrend, ich wollte mich nur . . . . bequemer kleiden. Es hat aber Zeit.“

„Nein, nein! es hat nicht Zeit! sagte er eifrig; geh' denn . . . . aber komm' wieder . . . . ganz gewiß wieder.“

„Ganz gewiß wieder, lieber Egon,“ sprach sie sanft.

„Gieb mir die Hand darauf, und sage: bei Gott!“ bat er mit der vollen Zudringlichkeit eines Kindes.

„Bei Gott! lieber Egon!“ entgegnete sie, und legte ihre schöne edle Hand in seine hagere, kalte, kindisch unausgebildete.

„So! sprach er beruhigt; Du hast bei Gott! gesagt, nun mußt Du wiederkommen.“

O wol! wol! nun muß ich wiederkommen, nun kann ich nicht fort! flüsterte Renata vor sich hin, als sie in ihr Gemach ging. Was im Namen Gottes begonnen ist, muß auch in seinem Namen durch- und zu Ende geführt werden. — In ihr Kabinet tretend, fand sie auf ihrem Schreibtisch einen großen Strauß von Kamelien. Sie liebte leidenschaftlich diese schöne Blume, die vom Schmetterling die Zartheit, vom Edelstein die Festigkeit, und von beiden den Schmelz hat. Emmerich hatte nicht die Gewohnheit der kleinen Aufmerksamkeiten. Er war dermaßen mit tiefster Seele immer in den Tiefen der Seele, daß er für die Oberfläche keinen Blick hatte; — jedoch nicht aus Mangel, sondern aus Übermaß an Theilnahme. Daher rührte es Renata doppelt, daß er grade jezt, auf dem Höhepunkt der Leidenschaft, an einen Blumenstrauß hatte denken mögen. Sie betrachtete einzeln jede Kamelie mit zärtlichem Blick, berührte sie schmeichelnd und kosend mit Lippen und Wan-

gen, und vertändelte in ihrem Anschauen eine lange Weile voll heimlichem Geplauder und stillem Dank für Emmerich. Doch als sie die Augen von ihren Kleinodien aufschlug, fielen sie auf die Uhr, und sie rief entsetzt und laut:

„Aber ich muß ja wiederkommen! .... Nun, so will ich denn auch!“

Sie schellte der Kammerfrau, kleidete sich um, nahm entschlossen den Strauß, kehrte damit zu Egon zurück, wol wissend welche Freude er an jeder Blume hatte, und gab ihn an Egon mit einem Gefühl, als lege sie ihr gebrochenes Herz vor ihm hin. Und bewußtlos wie das Opfer ihres Herzens nahm er auch das der Blumen an.

„Die sind schön! tausend Dank, Renata! die werden prächtig in meinem Herbarium aussehen .... ganz lebendig! .... Ich werde ein besondres für die Kamelien machen lassen .... grüner Saffian-Einband ... meinst Du nicht?“

Und er verfiel in den schweren Schlaf, der seinen Anfällen zu folgen pflegte, hielt jedoch den Strauß fest in der Rechten. Renata sah ihn kummervoll an und dachte bei sich selbst: Ja, so ist es! genau wie dies Bild! .... die schönsten Blüten seines und meines Lebens zerdrückt Egon im Schlaf. — —

„Wie geht es, Renata?“ fragte Emmerich, als er später zu ihr kam.

„Schlecht!“ sagte sie beinah finster.

Sie sahen sich an mit stummer Trostlosigkeit, und gewahrten Beide andre Spuren als die einer durchwachten Nacht im Antlitz des Andern. Der Gram arbeitet mit schärferer Feile als die Schlaflosigkeit.

„Wollen wir einmal verständig mit einander reden, hub

Emmerich an; so wie ehedem .... wie sonst; vielleicht wie wir vorgestern noch geredet haben. Aber zwischen vorgestern und heute liegt ich weiß nicht was für eine ungeheuere Kluft, was für ein ungeheures Ereigniß .... ein Himmelsflug, eine Höllenfahrt, eine Vision des Paradieses, eine Walpurgisnacht! und im Grunde ist's doch weiter nichts als gestern. Das ist doch seltsam bis zur Unbegreiflichkeit!"

„Und das ist gar nicht verständig geredet!" unterbrach ihn Renata.

„Das ist wahr! rief er. Aber sehen Sie: im Kopf geht es mir wie ein schwerer Pendel, auf und ab, und ab und auf. Ja? Nein! — Nein? Ja! — und das mit solcher Vehemenz, daß mir zu Zeiten ein dicker schwarzer Schleier über die Augen sinkt, das Hirn zu wirbeln scheint, und ich taumelnd auf den Füßen stehe. Damit ist es schwer verständig zu reden."

„O, ich bin elend!" brach Renata aus.

„Nicht so elend wie ich!"

„Mehr! denn ich zeige Ihnen mein Leid nicht, und Sie zeigen mir das Ihre bis in seinen Urtiefen."

„Es soll Sie nicht elend machen, sondern nur Ihr Mitleid wecken. Das Mitleid jedes andern Menschen würde ich mit staunender Verachtung zu Boden fallen lassen; doch Ihr Mitleid thut mir wol, wie das eines höhern Geistes. Es deckt mein Herz mit Taubenflügeln zu, so lind, so warm, so weich. Man kommt weit mit Ihrem Mitleid, Renata, das sehe ich bei Egon, und ich meine, Sie müssen es dem lieben Gott selbst abgelauscht haben, in dessen Barmherzigkeit der schwache Mensch sich so gern versenkt, weil er Alles von ihr zu hoffen hat. Wenn Sie recht klar erkennen wie

elend ich bin, so wird Ihre Liebe mich begnadigen. Nur sei es bald . . . . ich bin sterbensmüde."

„Martern Sie mich doch nicht! sagte Renata beinah hart. Und sprechen Sie nicht so gotteslästerlich! Das Leben ist viel werth; die Liebe tausendmal mehr; am meisten denn aber doch, daß wir rechtschaffene Menschen bleiben, aber rechtschaffen, bis in's Mark der Seele hinein. Verstehen Sie das?"

„Ja, mein Engel!" sprach er sanft, und allmälig legte sich eine himmlische Beruhigung auf sein edles, zergrämtes Antlitz. „Dich verstehe ich."

„O Emmerich! fuhr sie fort, und die Härte zerschmolz und machte der tiefsten Begeisterung Platz, daß ich Dich liebe hab' ich Dir gesagt; wie ich Dich liebe werd' ich Dir nie sagen können, weil dafür noch keine Worte erfunden sind. Doch sei es so tief, so heiß, so gewaltig, wie es von Millionen nicht empfunden wird: dennoch werd' ich nie begreifen, daß wir um der Liebe willen miserabel sein müssen! Handeln Andre so, so ist es Irrthum, Schwäche, Unglück, ich bin nicht ihr Richter, ich kann ihnen nicht in den Herzen lesen: folglich gehen sie mich nichts an. Aber da ich nun einmal einen andern Begriff von der Liebe habe, so kann ich nicht handeln wie Jene! laß uns doch versuchen um der Liebe willen gut zu werden, besser als wir sind .... und nicht schlechter — nicht so schwach, so muth- und trostlos, so feig, so heftig. Willst Du, Emmerich?"

Er rief: „Gieb mir Deine Liebe, aber ganz, aber ohne Rückhalt, so werden all' die Fehler von selbst verschwinden, die du mir vorwirfst; so werd' ich stark, zuversichtlich, muthig und gelassen sein."

„Du bist bequem! sagte sie mit traurigem Spott. Du weißt doch, daß ich diese Macht nicht habe."

„Du hättest sie, wenn Du mich liebtest."

„Ich habe Dir gesagt, daß ich die Liebe nicht als einen Freibrief verstehe um Schlechtigkeiten zu begehen. Wer bei den gemeinsten Angelegenheiten des Lebens sein Wort nicht hält; wer von der Fahne desertirt, zu der er geschworen, ist entehrt, gilt für niederträchtig; und ich sollte ehrlos mein Wort brechen, weil ich Dich liebe? .... Das ist Unsinn, Emmerich!"

„Es ist Unsinn, rief er wieder sehr heftig, sein Wort Jemandem zu verpfänden, der nicht im Stand ist, dessen Wichtigkeit zu ermessen. Was hast Du ihm denn gelobt, Deinem Gemal? Gehorsam? .... und blindlings folgt er wie ein Kind Deiner Einsicht und Entscheidung! Treue?...."—

„Nicht ihm, dem Unmündigen, unterbrach Renata, hab' ich das gelobt; denn er versteht es nicht! aber Gott, und der versteht es. Gehorsam, Treue, Geduld, Beharrlichkeit bis in den Tod, hab' ich versprochen und muß ich demnach halten, wie man eine Festung nicht blos in Friedenszeit, sondern auch in der schwersten Belagerung halten muß. Von Liebe war die Rede nicht! die ist mein Eigenthum geblieben und Dein geworden."

„In Deiner tiefen Abgeschiedenheit, Renata, unkundig der Menschen, fremd der Welt, nur Deiner Pflicht lebend, ganz Deinem Wirkungskreis Jugend, Kraft und Schönheit opfernd, hast Du Dich in der Einsamkeit exaltirt, um aus dem Fanatismus Stärke zu schöpfen. Aber der hält nicht Stand, verschwindet mehr von Jahr zu Jahr, zeigt Dir immer deutlicher die jammervolle Realität, in welcher Du

alle Rosen Deines Daseins vor einem Todtengeripp welken und zerfallen läßt. Das Herz will Nahrung haben, will an einem andern Herzen klopfen bald und bald ruhen. Fehlt ihm diese Bedingung zur Lebensfrische, so erlahmt es allmälig, verliert seinen starken Schwung, mit ihm die Thatkraft. Es erstarrt und stirbt ab, lange vor der Zeit, und bei lebendigem Leibe. Das wird Dein Schicksal sein."

„Sei es so!" sprach sie finster.

„O Du . . . . Unweib! rief er in Verzweiflung, wie konnte ich an Dein Marmorherz mein flammendes verlieren?"

„Das weiß ich nicht!" entgegnete sie kalt.

„Du bist zu stark, Renata, zu Deinem und meinem Unheil zu stark. Ich würd' es eigensinnig nennen, wenn es nicht sublim wäre. Aber der Augenblick kann kommen, wo denn doch die Stärke unter ihrem eigenen Gewicht erliegt. Dann werd' ich kommen und Dich fragen: willst Du mein sein? . . . . Egon ist sterblich . . . ." — —

„Wie Du und ich!" unterbrach sie ihn.

„Gleichviel! ich warte."

Sie machte eine heftig verneinende Bewegung. Sprechen konnte sie nicht mehr vor Erschöpfung und Übermaß der Emotion.

„Ich bin auch starr," setzte er mit traurigem Lächeln hinzu.

„Liebe thut weh!" seufzte Renata halb bewußtlos und ihre Augen schlossen sich matt.

Emmerich drückte die geliebte Gestalt an sein Herz, aber als Renata aus ihrer Betäubung erwachte, war sie allein. Zwei Stunden später empfing sie ein kurzes Billet von ihm, worin er nur sagte: er ginge zu seinen Eltern nach Pesth,

und würde im April, vor Renata's Abreise, nach Wien zurückkehren. Weiter nichts.

Er ist fort! ich hab' es so gewollt! sagte sie. Fortan war ihr zu Muth als stehe sie unter einer Taucherglocke, abgeschieden vom Leben der Menschen, in tiefer Verlassenheit, und der Raum sei ihr für den Athem zu eng. Sie warf sich in die Gesellschaft, in den Glanz und Tumult des Carnevals; nicht zerstreuen, nur betäuben wollte sie sich. Statt der Betäubung trat Langeweile bis zum Überdruß ein. Das ging so fort, lange Wochen. Da kam wieder ein Brief von Emmerich, in den letzten Tagen des März geschrieben, lakonisch nur die nothwendigsten Worte sagend:

„Am 28. April früh neun Uhr werde ich bei Ihnen sein. „Diese Nachricht, damit Sie mich nicht etwa schon vom „1sten an Tag für Tag erwarten, Renata."

Das hätte ich allerdings gethan, seufzte sie; also noch vier volle Wochen, dann sehe ich ihn acht Tage, und dann? . . . . — Sie trat unter ihre Taucherglocke zurück, und verließ sie für lange, ewige Jahre nur noch in der kurzen Zeit, die ihrer Abreise von Wien vorherging, als Emmerich zur bestimmten Stunde bei ihr erschien. Sie hatte Mühe ihm nicht entgegen zu fliegen, nicht jauchzend in seine Arme zu fallen. Sie that es nicht, weil er es für ein stummes Ja hätte nehmen dürfen. Aber er sah ihr das höchste Entzücken wol an.

„Also liebst Du mich doch wirklich?" fragte er gerührt.

„Emmerich! o mein . . . . mein Emmerich!" rief sie mit der vibrirenden Stimme und den ekstatischen Gebärden, die in ihrer wundervollen Schönheit nur der Liebe eigen sind.

„O Du Einzige!" rief er und umschlang sie, als wolle

er für die Ewigkeit sie an sich fesseln; und unüberwindlich sanken ihre Lippen an einander.

„Schweig'! sagte er, als sie eine leise Bewegung machte, um aller Heiligen willen, schweig Renata! erinnere mich nicht an die Zeit, an die Welt, an die Erde! laß mich im Himmel . . . . still bei Dir."

Thränen standen in seinen großen, feurigen, sammetschwarzen Augen.

„Nun so bleibe bei mir," sagte Renata bebend.

Da trat einer von Egons Kammerdienern ein und meldete, daß der Herr Graf Lust habe des schönen Wetters wegen eine Stunde früher als gewöhnlich spazieren zu fahren, wenn es der Frau Gräfin nicht unbequem sei.

„Lassen Sie sogleich anspannen," entgegnete Renata.

„Die Erde hat uns wieder!" seufzte Emmerich.

Mogte jedoch diese Zeit reich an Qualen sein, so war sie es auch an Entzückungen; ein wogendes Meer, hochauf brausend und schäumend, dann wieder lieblich träumerisch Wellen schlagend; aufgewühlt vom Scirocco der Leidenschaft, beruhigt vom linden Abendwind sanfter Sehnsucht; phantastisch wilde Gestalten im Schooß verbergend und reizende Göttergebilde aus ihm hervorhebend. Eine göttliche Oasis: Palmenschatten, Silberquellen, ewig blauer Himmel; und rund umher die Wüste, drohend mit dem langen Wanderzug durch dieselbe, und mit Verschmachten im tiefen Sande, ohne Kühlung, ohne Labetrunk, ohne frische Luft. Aber sie glitten zusammen über dies Meer; aber sie ruhten zusammen in dieser Oasis; wie hätte die Zeit nicht eine selige sein sollen?

Da war es, als Cecil Renata zum zweiten Mal sah.

„Ich nehme nicht Abschied, Renata, sprach Emmerich zu ihr, als es nun endlich zur Trennung kam. Es ist eine durch den Mißbrauch mattgewordene Phrase, daß meine Seele bei Ihnen bleibt; und doch ist es nicht anders! sie bleibt bei Ihnen, unzerstreut. Sie, das weiß ich, werden Sich sehr zerstreuen, mit Ihren Schulen, Ihren Armen, Ihren Gartenanlagen“ . . . . —

Sie sah ihn mit traurigem Vorwurf schweigend an.

„Mit Allem, mein' ich, was Ihre Verhältnisse Ihnen zur Pflicht machen, fuhr er sanft fort, denn Ihre barmherzige und thätige Hand kann nicht ruhen, ist nun einmal so wundervoll begabt, daß sie immer an etwas Gutem oder etwas Schönem arbeiten muß.“

„Das kann Jeder!“ unterbrach sie ihn.

„Der die Vocation dazu hat, setzte er hinzu. Nicht blos zum Klosterleben gehört ein ingeborner, entschiedener Beruf, wenn es mit Kraft durchgeführt werden soll: sondern auch zu einem Leben, das ganz den Nebenmenschen sich widmet. Dort wie hier ist es ein Opfer aller Gedanken, aller Bestrebungen und des ganzen Willens, auf einem unirdischen Altar, der entweder gradezu Gott — oder den Menschen um Gottes Willen gewidmet ist. Das kann nicht Jeder, denn nicht Jedem „dienen die Engel,“ so wie Ihnen. Dazu gehören ganz besonders reine, starke Herzen. Ich kann es nicht. Ich treibe meine Geschäfte und besorge meine Obliegenheiten pünktlich und treu; reise alljährlich im Herbst ins Banat und im Frühling an die steyrische Grenze um mich zu überzeugen daß Alles wol geht und steht auf den Herrschaften; und lebe dann bei den Eltern, wo und wie es ihnen Freude macht. Ich thue das gern! ich könnte nicht

anders! Nur aber sagen, daß mein Herz seine ganze Befriedigung darin findet; und für ewig abgethan hat mit Wunsch, Hofnung, Sehnsucht und Verlangen — oder sagen, daß all' diese Regungen, wenn sie erwachen, schnell erstickt würden vom Bewußtsein der Pflichterfüllung — das kann ich nicht! da würd' ich lügen. Mich beglückt nur die Liebe, die Eine ausschließliche Liebe, und darum kann ich nicht glücklich sein, wenn Sie sie nicht erwidern. — Nicht ebenso ausschließlich erwidern, setzte er rasch hinzu, als Renata ihn unterbrechen wollte. Aber Sie werden es dennoch einst .... und darauf warte ich! Sie werden müde werden Ihrer Schulen und Ihrer Blumen, und wenn Sie es sind, werden Sie mich rufen."

Renata war unfähig zu sprechen. Ihr war zu Muth als sollte sie eingesargt und begraben werden. Sie konnte nicht überlegen, noch nachdenken, noch reden, und in stumpfer Betäubung hörte sie ihm zu. Ihre Züge waren starr, ihre Lippen trocken, ihre Augen glanzlos, als sei ihr schon das Leben entwichen; und sie fühlte, wie es ihr immer mehr und mehr entwich.

„Ein Jahr ist lang, Renata," sagte Emmerich, hat weiß Gott wie viel Tage und Stunden, die alle durchlebt sein wollen! und in jeder Minute dieser unzähligen Stunden hat man Zeit und Veranlassung die Existenz zu segnen oder zu verfluchen. Wenn dies Jahr um sein wird, werden Sie einen Brief von mir bekommen nur die zwei Worte enthaltend: „Liebst Du mich noch, und willst Du mein sein?" Schreibst Du mir Ja! so ist es Dir sehr leicht Deine Scheinehe zu lösen. Darauf warte ich."

„Warte nicht," flüsterte sie.

„Ich glaube wahrlich Du ließest Dich lieber sterben!" rief er mit Bitterkeit.

Zwei Thränen schlichen langsam über Renatas bleiche kalte Wangen.

„Und doch liebst Du mich! rief er und umschlang sie leidenschaftlich. Meinst Du etwa es sei zu viel Dein ganzes Wesen einem Mann zu schenken, und giebst Du deshalb dem Einen Dein Mitleid, dem Andern Deine Liebe? O thu' es nicht! Die Sterblichen, welche eine Göttin liebte, wurden auch zu Göttern, befähigt zu unsterblichem, überirdischen Glück."

„Sag' mir nur das Eine, sprach Renata mühsam, was soll aus Egon werden ohne mich?"

„Nun! rief er, so will ich Dir Deinen Kampf nicht erschweren! Thue Du, ewiggeliebtes Geschöpf, was Gott Dich thun heißt: dann werden wir Alle wolberathen sein." — —

Matter, stummer, schweigsamer noch als Egon, lag Renata neben ihm im Wagen, und fuhr gleichgültig durch den lieblichen Frühling der Heimat zu. Als sie das Thal von Ebernbach gewahrte, schnürte eine heftige Beklemmung ihre Brust zusammen; die Berge rings umher sahen aus wie die Wälle einer Festung. Mein Kerker! seufzte sie dumpf. — Wer die himmlische Freiheit im Herzen trägt, für den giebt es keinen Kerker, Renata! flüsterte ein guter Geist ihr tröstend zu. — Vielleicht waren es Emmerichs Gedanken! wer kennt den mysteriösen Zusammenhang der Geister? mit dem allerinnerlichsten Schwung unsrer Gedanken, mit dem Gebet, dringen wir zu Gott und hoffen von ihm gehört, gar erhört zu werden. Wenn unsre Gedanken sich zu ihm, dem

höchsten Geist, erheben und sich ihm verständlich machen können, warum sollte uns nicht dasselbe bei unsers Gleichen, bei befreundeten und geliebten Geistern gelingen? — Das ist ein lieblicher und frommer Glaube, zu dem sich derjenige gern bekennen wird, der fern von seiner Liebe leben muß.

Das Netz ihrer stillen gleichförmigen Tage umspann wieder Renata. Sie lebte wieder ausschließlich mit Menschen, die ihr untergeben oder ihr anvertraut waren. Sie fand daß sie gar viel weniger zu thun habe, als in früheren Jahren! es gab nicht immer etwas Neues anzuordnen und zu unternehmen, und das Alte ging nun schon im sichern Gleis der Gewohnheit seinen festen Schritt. In den ersten Jahren waren manche alte Diener gestorben oder in den Ruhestand versetzt, und statt ihrer neue genommen, jüngere, die anfänglich eingeübt und beobachtet werden mußten, aber nun für das nächste Vierteljahrhundert ihrer Stelle oder oder ihrem Geschäft gewachsen waren. Der Park konnte nicht vergrößert werden — er kletterte ja bereits in die Berge hinein! Zu neuen Bauten gab es keine Veranlassung, für neue Pflanzungen keinen Raum. Es wäre ein recht glücklicher Moment für einen glücklichen Menschen gewesen, der sich leichten und zufriedenen Herzens in seiner Schöpfung umgeschaut, sich ihres Gedeihens gefreut, und seine Thätigkeit einem andern Wirkungskreis zugewendet hätte. Aber so bequem macht es das Schicksal seinen Auserwählten nicht.

Renata hatte jezt volle Muße ungestört zu empfinden wie bitter der Gram ist und wie weh das Leid thut. Schon damals, in jenem Winter, der zwischen den beiden Reisen nach Ischl lag, hatte sie gewähnt an der Grenze des Schmerzes zu stehen. O wie weit war diese Grenze seitdem ver-

rückt! . . . Welche Zuversicht Emmerich beglücken zu können, hatte sich seitdem in ihr festgesetzt! welch' Vertrauen zu seinem Charakter! welche Erwiderung seiner Leidenschaft! welche Sehnsucht nach seinem Besitz! Alles was damals Keim — war jezt Blüte geworden, flammend, berauschend, verzehrend, das Leben bis zum Zenith des Verlangens nach Glück und der Erkenntniß desselben emportreibend. In ihren wachen Träumen und in ihren endlosen Unterhaltungen mit Emmerichs Gemälde, das er für sie in Wien hatte machen lassen, behielt immer der Gedanke die Oberhand, sie wolle ihm angehören, doch ein Blick in die Wirklichkeit, auf Egon, den sie verlassen, den sie ohne Schutz und Aufsicht seinen Dienern überlassen müßte; — eine Erinnerung an ihr Gelübde auf der Leiche seiner Mutter — und dahin waren ihre ekstatischen Träume! und sie fühlte, daß der Gedanke an Egon ein Gespenst, ein Schreckbild sein, und sie in Emmerichs Armen, in dem Zauberkreis seiner Liebe ereilen und aufscheuchen würde. Und mit einer solchen am Herzen nagenden Natter könnt' ich nimmermehr ihn beglücken! sprach sie zu sich selbst. Ja, wäre Egon ein Mann wie sie alle sind, könnte er für sich selbst sorgen, denken, handeln, könnte er sich umschauen nach einem neuen Glück, wär' er nicht gar so hülflos und meiner Hand anvertraut wie ein Kind das man leiten muß: o Emmerich! Emmerich! so wär ich schon längst bei Dir! so würde ich es kaum anders machen, als die arme, hartgetadelte Diane, auf die ich wähnte herabblicken zu dürfen; würde wol auch Recht und Pflicht verletzen; — aber jezt ist es allzu gewissenlos! —

Je näher der Jahrestag ihrer Abreise von Wien kam, desto heftigere Martern erlitt sie. Wird er mir schreiben?

denkt er noch an mich? liebt er mich noch? und werd' ich die übermenschliche Kraft haben Nein zu sagen? — Diese Fragen waren wie eine Tretmühle ihrer Gedanken.

Am Jahrestag erhielt sie pünktlich seinen Brief. Nichts empfand sie bei dessen Anblick als die allerunerhörteste Freude, nicht Zweifel, noch Trauer, noch Unruh, noch Gram. Die Gewißheit seiner Liebe verschlang die Gewißheit der Trübsal. Sie blickte in diesen Himmel hinüber wie die Seele aus dem Purgatorium in das dereinstige, verheißene Paradies.

Der Brief war aus Pesth, er enthielt wirklich nur die Worte:

„Hat Gott Dein Herz mir zugelenkt, und willst Du die „Meine sein, Renata? — Ich liebe Dich nach alter Weise, „und wie es sich geziemt für den Ewig-Deinen."

Nun! sagte Renata, als sie sich an den Schreibtisch setzte, ich bin ein Ungeheuer und er wird mich hassen. Gott tröste ihn und stärke mich! — Sie schrieb:

„Du wirst's mir wol kaum glauben, aber ich liebe „Dich, Emmerich, und kann nicht Dein werden. Laß mich! „gieb mich auf! laß mich leben oder sterben .... einerlei."

Ein grauenhaftes Entsetzen überfiel sie, als hierauf eine Antwort von Emmerich erfolgte. Sie hatte kaum die Kraft den Brief zu öfnen, der wieder nur drei Zeilen enthielt:

„Du darfst nicht sterben; nicht daran denken zu ster- „ben! ich vergäb es nimmer, wenn göttliche Kraft auch nur „momentan feig wäre. Und besinne Dich noch ein Jahr, „Renata."

Wie diese fürchterlich kurzen Briefe, in denen die Quintessenz der Schmerzen zu einem Tropfen zusammengepreßt

war, mögen die schauerlich kurzen Antworten gewesen sein, welche diejenigen gaben, die auf der Folterbank befragt wurden.

Noch ein Jahr! sprach Renata zu sich selbst; o Emmerich, diese Treue ist mehr als menschlich! — Aber je höher ihre Liebe für ihn sich bis zur Anbetung steigerte, um desto unglücklicher fühlte sie sich nothwendig in ihrer Lage. Der bleierne Druck welcher durch den beständigen Umgang mit einem schwachsinnigen Menschen hervorgerufen, wie ein dumpfes geistiges Unbehagen auf seiner ganzen Umgebung lastet, und auf die nächste so unbezwinglich einwirkt, daß sie sich einer gewissen Lähmung der Intelligenz oder einer Zerrüttung der Nerven selten entzieht: machte sich ihr von Jahr zu Jahr fühlbarer, wie ein chronisches Übel. In der ersten Jugend, voll der übersprudelnden Lebensfülle, die ihr eigen ist, und die sich fast bewußtlos, nur im Drang ihrer Kräfte, auf die Gegenstände wirft, sie umschlingt, sich für sie exaltirt, und nicht sowol mit Begeisterung, als in dem lieblichen Rausch handelt, welcher der Jugend so wol steht: da wiegt die Last nicht schwer, welche das Schicksal Jedem für seinen Lebensweg auf die Schultern legt. Das ist grade so, wie wenn man am frühen Morgen auswandert um einen Berg zu erklimmen. Gott, welch Vergnügen, ein wahres Fest ist ja die Wanderung! und die Luft, wie frisch! die Füße, wie behende, das Ränzelchen, wie leicht! Ja, wenn's nur so bliebe. Aber es bleibt nie so. Je länger man steigt, und je höher die Sonne steigt, desto mühseliger wird der Marsch, und hundertmal denkt man, zerbrochen und erschöpft: O, hätt' ich's doch nie unternommen! — Und dann muß man vorwärts, denn hier ist keine Herberge,

kein Schatten, kein Ruheplatz. Doch setzt man sich zuweilen nieder, auf einem harten Stein, im vollen Sonnenbrand, schwindelnd vor Ermüdung; und Gott weiß in welchem Zustand man endlich Abends oben anlangt, und nichts begehrt, als nur recht lange, recht tief zu schlafen. Am andern Morgen, das ist wahr, freut man sich denn doch es so weit gebracht zu haben. Nicht anders geht es in unserm innern Leben zu! aber ob diese Freude schon an dem irdischen Abschnitt unserer Existenz beginnt, oder ob sie in demselben nur ein graues Samenkörnchen bleibt, das in einem andern Abschnitt erst zur Blüte kommt: ist nur von jedem Einzelnen selbst zu entscheiden.

Renata war im heißen Mittag ihrer Wanderung. Ihr starkes Herz, ihr feiner Verstand, ihre mächtige Seele — all' ihre Fähigkeiten, die vor acht Jahren nur in der Anlage und chaotisch sich zeigten, hatten sich jezt abgeklärt wie gährender Wein; begehrten nun sämtlich eine Sphäre um sich auszuprägen, und bebten zurück vor den Wällen von Erz, die sie rings umgaben. Wäre sie gewesen eine dürftige Organisation, hätte sie Behagen gefunden am Wolleben, an schönen Kleidern, an häuslicher Herrschaft, an den Bequemlichkeiten und Genüssen des Reichthums, zu denen etwas Wolthätigkeit und etwas Beschäftigung mit irgend einem Talent wesentlich gehört: so wäre sie minder elend gewesen. Jezt fühlte sie sich nicht blos unglücklich, sondern sie machte sich auch aus diesem Gefühl einen bittern Vorwurf.

„O! rief sie oftmals in heißen Thränen, nicht so hab' ich der geliebten Todten versprochen ihrem Sohn zur Seite zu stehen — nicht mit dieser innerlichen Kälte und dieser mechanischen Gleichgültigkeit, die mich ihm gegenüber zu

einem vorsorglichen und aufmerksamen Automat machen, aber nicht zu einem Wesen, das ihm das Mutterherz ersetzt! — Dann gab es jedoch auch wieder manche Stunden in denen sie zu sich selber sagte: Ich opfre ihm mein ganzes Leben, und das ist mehr als die Mutter gethan, die eine schöne Jugend voll Glück und Liebe genossen hat, und die in ihm eine arme, jedoch durch Erinnerung geheiligte Reliquie einer seligen Vergangenheit lieben konnte.

Frau von Werden kam nur noch selten und flüchtig nach Ebernbach, weil sie sich ungern von Adolfine trennte und sich doch nicht entschließen konnte sie mitzunehmen aus Furcht vor Egons Zustand. Sie war grade anwesend, als Renata am zweiten Jahrestag ihrer Abreise von Wien einen Brief von Emmerich empfing. Sie sah einen Krampf über Renata's Züge gleiten, Leichenblässe sie bedecken; sie hörte wie ihre Zähne fiebernd aneinander schlugen; sie bemerkte das beängstigende Flattern der Hände, das sich immer einstellt, wenn das Herz in Convulsionen liegt.

„Einzigliebe Renata, was fehlt Dir?" rief sie mitleidig.

„Warte!" sagte Renata mit trocknen Lippen, mit starrem Auge, und ging in ihr Schreibzimmer. Nach fünf Minuten kam sie zurück, mit derselben gewaltsamen Fassung, reichte ihrer Schwägerin einen Brief und sagte:

„Lies!"

Frau von Werden zitterte auch als sie nichts fand als die Worte: „Das Jahr ist um. Liebst Du mich noch und „willst Du mein sein, Renata?"

Das Blatt entfiel ihrer Hand. Renata ergriff es, verwahrte es im Busen, gab ihr ein andres und sprach:

„Lies auch meine Antwort!"

Fast mit Entsetzen las Frau von Werden auf dem großen weißen Blatt nur die zwei Worte:

„Emmerich! . . . . . Nein.“

„Lies auch das!“ sagte Renata, und reichte ihr einen Briefumschlag, auf den sie Emmerichs vollständige Adresse geschrieben hatte, und in den sie den für ihn bestimmten Brief schob, als Frau von Werden ihn zurückgab.

„So! sagte Renata und sah ihre Schwägerin fest an. So ist's! Du weißt nun Alles! Kein Wort jezt, keine Frage! Still, still! . . . . o still!“

Wie ein Geist glitt sie aus dem Zimmer und ließ Frau von Werden angstvoll und beklommen zurück, wie es Jeder einem stummen und gewichtigen Leid gegenüber wird. Renata kam an diesem Tage nicht mehr zum Vorschein, und am nächsten mit ihrer gewohnten melancholischen Haltung, scheinbar gefaßt, als sei ihr nichts begegnet. Aus dieser unerhörten Selbstbeherrschung, welche der Frau von Werden so mirakulös vorkam, daß sie fast an der gestrigen Szene gezweifelt haben würde, hätte sie nicht auf sie selbst einen so heftigen Eindruck gemacht — erkannte sie durch welche verborgenen Kämpfe und Siege Renata bereits gegangen sein mußte, und mit einer Aufwallung heißer Bewunderung sprach sie beim Abschied:

„Über Geschöpfe wie Du bist, muß Gott sich freuen.“

„Nein, er muß sie stark machen,“ antwortete Renata.

Diesmal kam kein Brief von Emmerich, der Renaten wieder ein Jahr Bedenkzeit gegeben hätte. Halb und halb mogte sie ihn erwartet, und es sich doch nicht eingestanden haben. Woher sonst die Spannung, wenn man ihr einen Brief brachte? die Gleichgültigkeit, womit sie ihn erbrach?

woher die Gedankenanfänge: So ist's besser! oder: jezt ist es vorbei! welche zuweilen wie Blitze durch die Wolken ihrer Seele zuckten? — Ja, sprach sie nach längerer Zeit zu sich selbst, es ist nun wirklich entschieden! er hat mich aufgegeben, Gottlob! denn ich würde es auch nicht mehr vermogt haben Nein zu sagen. Die Kräfte sind hin, der Wille ist erschöpft, und Gott ist gnädig daß er mir die Versuchung spart.

Ihre Tage verliefen wie in einem beständigen Nebel, grau, gleichmäßig, kühl. Kein Ereigniß, das einige Abwechselung gebracht — keine Erscheinung, welche Widerspruch gemacht hätte! Nie erheischte eine Stellung mehr Kraft als die Renata's, und nie bot sie weniger Mittel dar um sie auszubilden! Es gab keine Schwierigkeiten zu überwinden, noch Kämpfe zu bestehen, noch Rechte zu behaupten; Niemand trat ihr in den Weg, Niemand foderte Rechenschaft von ihr; sie war unumschränkt in ihren Handlungen und ihrem Willen; aber eben dadurch war ihr Leben wie ein Schiff auf dem Meer bei einer Windstille. Kein Lüftchen regt sich um es von der Stelle zu bewegen. Zu Allem was Renata that und nicht that, mußte sie aus sich selbst den Impuls schöpfen, mußte beständig wollen und zwar mit einem wunden Herzen. Wer da weiß, was es heißt wollen, nicht etwa Einmal eine große That wollen, nicht etwa ein glänzendes Ziel erreichen, oder etwas recht Herrliches vollführen wollen, sondern Tag für Tag, Jahraus Jahrein, in einem unscheinbaren Kreise und immer ganz schlecht und recht die vorliegende Pflicht, das einfach Gute wollen: der weiß auch, daß daran Menschen scheitern, denen schöne und große Handlungen gelungen sind. Und nun gar

mit einem wunden Herzen, mit der hoffnungslos brennenden Sehnsucht nach Vertrauen, Verständniß und Liebe, aus diesem nämlichen wunden Herzen die Energie schöpfen zu müssen, um der Befriedigung dieser Sehnsucht zu widerstehen: daran scheitern noch mehr Menschen, wenigstens insofern, daß sie sich bei diesem Widerstand körperlich oder geistig aufreiben. Das geschah Renaten nicht. Sie wurde weder krank, noch kränklich, nicht nervös, nicht zerstreut, nicht reizbar, nicht gedächtnißschwach. Sie verlor nur in den wenigen Jahren ihre ganze Jugendblüte, die Frische, die Rundung, den Schmelz, welche den höchsten Reiz des Weibes ausmachen. Der Glanz entschwand aus dem Auge, von Wangen und Lippen; einzelne Silberfaden zogen sich, als frühzeitige Vorboten des Herbstes, durch ihr braunes Haar. Vielleicht dadurch, daß die Schönheit des Körpers zu Grunde ging, behielt er seine Kraft. Der Schmerz zernagte die Züge, nicht die inneren Organe.

Wenn's das nicht wäre — sprach Renata in ihren guten Stunden voll entschlossener Resignation zu sich selbst — daß ich die feste Überzeugung habe, aus den Wunden unsers Herzens müsse das böse Blut unsrer Thorheit und Sünde abfließen, damit wir sie hernach wie die Auster durch ächte Perlen verschließen können — ja, wenn's das nicht wäre . . . . o wie kühl müßt' es irgendwo unter dem Wasser, und wie still unter der Erde sein! und was könnte mich abhalten diese Kühle und Stille zu suchen!

Aber sie hatte auch Stunden, in denen die Resignation nicht ausreichte; in denen sie zu Gott schrie um ein wenig Erquickung, um eine geringe Erleichterung, wol gar um eine Wendung ihres Schicksals. Und die kam denn auch;

nur freilich nicht von einem Frühlingslüftchen, sondern von einem Sturmwind getragen.

Der dritte Jahrestag brachte getreu einen Brief von Emmerich. Ihr vergingen die Sinne, als sie seine Schrift erkannte, als sie las:

„Das Leben vergeht, Renata, die Liebe nicht. Nicht „in mir wenigstens. Ich habe Dir dies ganze Jahr hin„durch volle Freiheit gegeben, Dir nicht einmal die Fessel „meiner Hofnung angelegt. Vielleicht liebst Du mich nicht „mehr; denn ich weiß nichts von Dir, nichts, als daß Du „meine ewige Liebe bist. Gedenkst Du aber meiner noch, „alter Liebe, so laß es jezt genug sein Deines Opfers, „meiner Prüfung, unsrer Qual. Gieb mir Deine Hand. „Meine Liebe für Dich ist so groß, daß sie Dich wird Alles „vergessen machen, was Deine Zukunft trüben könnte. Ver„traue Dich ihr an. Ich bin von wenigen Worten, Du „weißt es, kann nicht sehr beweglich bitten. Aber beten „mögt' ich zu Dir, Renata."

Als Gott Mohamed berührte, ward er eiskalt. Die übermächtigen Begegnungen hemmen das materielle Leben. Renata erstarrte vor dieser unverwelklichen Liebe, dieser unerschütterlichen Treue; sie fühlte sich mehr zerschmettert als beglückt. Ein Paarmal nahm sie die Feder und schrieb, aber besinnungslos. Auf diesen Brief kommt er her! sprach sie, und zerriß ihn. Auf diesen wartet er abermals, und hofnungsvoll, ein Jahr! sprach sie, und zerriß einen andern. Ich will mich besinnen, acht Tage lang, vielleicht hab' ich eine göttliche Eingebung. — Aber schon am dritten Tage empfing sie einen Brief, der ihr Blut gefrieren machte, als sie darauf eine fremde Schrift, ein schwarzes Siegel und

den Poststempel Pesth gewahrte. — Er ist todt! sagte sie mit jener Gelassenheit, welche aus dem Bewußtsein eines untrennbaren Schicksals entspringt. Ihr war zu Muth, als warte sie nur auf die Bestätigung seines Todes um zu sterben, und gefaßt öfnete sie den Brief. Er war von Emmerichs Mutter.

„Gestern, schrieb sie, habe ich meinen Mann verloren. „An Ihnen ist es, Gräfin, zu bestimmen, ob ich auch meinen „nen Sohn verlieren soll — mein Einziges, mein Letztes. „Ich habe eine hohe Verehrung für Sie, denn eine so un„gewöhnliche Liebe flößt nur ein sehr ungewöhnliches Ge„schöpf ein; darum beschwöre ich Sie: erfinden Sie etwas „um ihn zu retten. Er ist nicht krank, er stirbt auch nicht; „aber er stirbt hin. Und glauben Sie mir, nicht Liebe „und Sehnsucht allein zehren ihn auf! nicht Gram der „Liebe allein nagt ihm am Herzen! Nein! innere Unzufrie„denheit trägt auch dazu bei. Er fühlt wol, daß er nicht „seine Bestimmung erfüllt, nicht seine Pflicht thut, indem „er sich ganz unter das Joch einer Leidenschaft begiebt, die „nie zu einem guten Ende führen kann, weil Sie ihn weder „als Gattin noch als Geliebte beglücken können. Ein hal„bes, heimliches, niedriges Glück ist eine Schmach für zwei „Menschen mit Ihren und Emmerichs Gesinnungen. Ein „ganzes, wie die Ehe es giebt, ist unmöglich in Ihren „Verhältnissen, weil wir Sie, nach unsrer Religion, für „unauflöslich an einen Andern gebunden, und durch die „Verschiedenheit der Confessionen für unverknüpfbar getrennt „von Emmerich halten. Das ist freilich seine Meinung „nicht, wenigstens jezt nicht; aber es ist die aller Menschen, „mit denen Er lebt, und in Zukunft leben wird; zwischen

„denen seine Jugend vergangen ist und sein Alter vergehen „muß. Welch eine Marter im beständigen Kampf mit der „Überzeugung aller seiner Umgebungen zu sein! Würden „Sie ertragen davon Zeugin zu sein? würden Sie ertragen, „wenn seine Überzeugung doch am Ende wankend würde? „Eines oder das Andre wäre doch unfehlbar Ihr Schicksal, „als seine Gattin.

„Theure, geliebte Renata, auf meinen Knieen fodere „ich von Ihnen Emmerich zurück. Seit fünf Jahren liebt „er Sie! seit fünf Jahren hat er Ihnen eine Treue ohne „Gleichen bewahrt, und allen Wünschen seiner Eltern mit „zerrissenem Herzen Widerstand geleistet. Sein Vater ist „darüber hingestorben. Sie wissen wie Emmerich den Vater „liebte: Sie mögen daraus ermessen, wie tödtlich es ihn „schmerzen mußte den 75jährigen Greis in die Gruft sinken „zu sehen, ohne das erlöschende Auge durch einen Blick auf „das erblühende Leben eines Enkels zu erfreuen. O, wüß- „ten Sie doch was das heißt: ein Kind haben, ein einziges! „und für dies einzige so viel Wünsche, Hofnungen, Herr- „lichkeitsträume, Glücksverlangen als kaum in der Welt „Raum ist! und von dem Allen — nichts, gar nichts er- „füllt zu sehen; — kennten Sie das, so würden Sie Mit- „leid mit mir haben. Emmerich sieht sich nicht mehr ähn- „lich! Die letzten drei Jahre haben ihn fast unkenntlich „gemacht. Aber er ist nicht krank, oder leugnet es wenig- „stens. Ich sagte ihm neulich, daß ich ihn schmerzlich ver- „ändert im Äußern fände. Mein Leben mag sich wol in „meinen Zügen spiegeln — antwortete er mir mit dem be- „zaubernden Lächeln der traurigen Menschen — Schmerz ist „da, Krankheit nicht.

„Geliebte Gräfin! erfinden Sie etwas um ihm die Liebe „für Sie aus dem Herzen zu nehmen! machen Sie jede „Hofnung in ihm todt! sagen Sie ihm, daß Sie ihn nicht „mehr liebten — daß er den Wunsch des heimgegangenen „Vaters erfüllen müsse, der ihm noch auf dem Todbett eine „Gattin bestimmt und genannt hat! — O, erfüllen Sie „das Gebet einer Mutter, damit der gute Gott dereinst in „Ihrer höchsten Noth Ihr Gebet erhören möge! Ich em= „pfehle Sie der Gnade dessen, der die Herzen der Menschen „wie Wasserbäche lenkt! Er lenke auch das Ihre."

Ich habe gewartet damit Gott vernehmlich zu mir spre= chen möge; er thut es; ich muß seiner Stimme gehorchen! — sagte Renata ruhig, nachdem sie einige Mal den Brief gelesen. Sie wankte und schwankte nicht mehr. Sie schrieb:

„Kaum acht Tage nach dem Empfang Deines letzten „Briefes, erhielt ich einen von Deiner Mutter, mit der er= „schütternden Nachricht vom Tode Deines Vaters. Ich bin „nicht im Stande ihr darauf zu antworten; ich kann nur „zu Dir von unsrer Liebe sprechen; aber ich bitte Dich ihr „diesen Brief mitzutheilen; Du wirst Dir leicht vorstellen, „daß sie mir nicht blos von dem verehrten Todten gesprochen „hat. Er hat Frieden und Du hast ihn nicht; folglich stehst „Du ihrem Herzen näher. — — O! Emmerich! ich mache „so viel Worte um nicht das Eine zu sagen, was ich doch „entschieden bin zu sagen. Es wird Dir weh thun, darum „bin ich so feig. Erfülle den Wunsch, den Dein Vater Dir „während der fünf Jahre unsrer Bekanntschaft und noch „auf dem Sterbelager ausgesprochen — und heirathe die, „welche er Dir bestimmt hat; darum wollt' ich Dich bitten. „Nun ist's heraus. Was mich zu dieser Bitte veranlaßt,

„wirst Du fragen, und ob ich gleichgültiger gegen Dich „geworden? — Wenn ich auch sagte, daß ich Dich nicht „mehr liebe, so würdest Du mir doch nicht glauben; höchstens „im Zorn oder aus verwundeter Eitelkeit ein Paar Augenblicke, „und dann nicht mehr. Mich selbst aber würd' es über kurz „oder lang gereuen eine Lüge gesagt zu haben, und dann würd' „ich sie widerrufen. Auch von der Kluft der verschiedenen „Confessionen könnt' ich allerlei sagen; — aber an die glaub' „ich nun einmal nicht. Darum wiederhole ich nur frühere „Worte: das Leben gilt viel, die Liebe mehr; am meisten, „tüchtige Menschen zu sein. Das ist unsre Bestimmung; „glücklich zu sein, gar nicht! Weil die Tüchtigkeit sich am „meisten in der Ehe erproben und bewähren kann, so ist „sie nach sittlichen Gesetzen für unsre Welt eingerichtet — „und denen muß man sich nicht entziehen, weil eine Kette „von Solidarität durch die menschliche Gesellschaft geht. Du „bist ein Mensch von Stahl und Gold. Glaubst Du, daß „Gott Dich umsonst so pompös geschaffen hat? daß er Dich „in egoistischer Einsamkeit verkümmern — und nicht viel„mehr in dem größeren Kreis einer Familie wirkend sehen „will? Die mußt Du Dir schaffen, weil es die Bestimmung „des Mannes, durch seine Unabhängigkeit und seine Kraft, „ist; mit nichten, weil ich glaube, daß darin hohes Glück „für Dich liegen könne. Ich glaube vielmehr, daß Ahnung „des Glückes das einzige Glück ist, welches man in unsrer „Welt rein genießen kann; denn in jeder Gewißheit desselben „stößt man auf einen Bodensatz. — Heirathe die Frau, die „Dein edler Vater für Dich gewählt hat; — sie wird Deiner „nicht unwürdig sein. Unter anderen Verhältnissen wär' „auch ich es nicht gewesen; jezt müßt' ich die Unwürdigkeit

„gehen ein beklagenswerthes, harmloses Geschöpf hülflos
„in die kalte eigensüchtige Welt zu stoßen, wenn ich Dir
„folgen wollte. Das hab' ich Dir vor drei Jahren gesagt,
„und das werd' ich Dir sagen, so lange ich Herr meiner
„Besinnung bin. Aber es wird mir schwer; denn das Herz
„ist sophistisch in der Vertheidigung seiner Wünsche. Mit
„Deiner Heirath fällt für mich die Möglichkeit Ja sagen zu
„können, und der peinliche Zwang Nein sagen zu müssen,
„fort und Du ersparst mir die Qual der Unentschiedenheit.
„Du wirst mir sagen, Du liebtest Jene nicht. Das ist kein
„Grund. Zu einer Ehe ist gar keine exclusive Liebe nöthig;
„nur Menschenliebe. Weil man jene sucht, und sich um
„diese gar nicht bekümmert, darum mißrathen so viele Ehen.
„Zwei verständige Menschen, die aufrichtig das Gute wollen,
„und folglich Wolwollen für, und Nachsicht mit einander
„haben, können sich sehr gut heirathen. Du wirst fragen:
„wohin mit der flammenden Glut in der Seele, die als-
„dann keine Nahrung in den irdischen Verhältnissen findet?
„dahin, wohin auch die meine geht — zu Gott, Emmerich!
„zu Gott, der einen Stral seiner Liebe in unsre zwei Her-
„zen vertheilt hat.“

Renata war ruhig als sie diese Zeilen schrieb, fortschickte, die Stunde berechnete in der Emmerich sie lesen würde — denn sie war nun fertig mit Allem, was ihr zu thun oblag. Sie hielt es für gewissenlos einen Menschen an sich zu fesseln, seine Gegenwart trübe und seine Zukunft öde zu machen, weil sie ihn liebte; dann wäre die Liebe ja mehr ein Fluch als ein Segen! — so meinte sie. Einmal kam ihr wol der Gedanke: aber wenn Egon jezt stürbe? — Sie schauderte und ließ unter einem nichtigen Vorwand den

Arzt rufen, um sich von ihm die Versicherung geben zu lassen, daß Egon es zu grauen Jahren bringen könne, [illegible] man Beispiele gehabt habe, daß die fallende Sucht [illegible] späteren Alter aufhöre. — Nur so hat meine Handlungs- weise einen Sinn, sprach Renata zu sich selbst.

Emmerich ballte Renata's Brief in der Hand zusammen und antwortete ihr auf der Stelle:

„Aber Sie sind verständig! Mit der kühlen Überlegung „eines Mathematikers oder eines Philosophen behandeln Sie „einen Gegenstand, der Ihnen das Herz zerschneidet . . . . „da Sie mich lieben; und daß Sie mich trotz Ihres kalten „Räsonnements dennoch lieben, glaube ich, weil ich nun „einmal an Dich glaube. Sie sehen, ich verstehe mich ganz „und gar nicht auf ein gründliches Räsonnement. Jeder „liebt auf seine Weise. Ich auch. Ich bin ein exclusiver „Mensch und ein vehementer Mensch. Seit ich Dich kenne „bin ich ganz und ausschließlich Dein, ohne Blick und Ge- „danken rechts oder links zu haben, bin gefesselt an Dich „wie der Planet an seine Sonne. Erlischt mir diese Sonne, „weisest Du mich fort aus Deiner Bahn, so tritt eine Re- „volution für mich ein, und ich verlasse Deine Sphäre, „aber ganz, ganz und gar. Ich werde heirathen die kleine „Pélagie, oder eine von ihren Schwestern; ich werde sie „glücklich machen so sehr ich kann; ich werde keine Pflicht „versäumen und ihr keine Liebe entziehen; ja, ich werde so- „gar versuchen sie mit dem Herzen zu lieben. Ja, aus die- „sem Herzen will ich Dein Götterbild, o Dein heiliges Bild „reißen, und das eines alltäglichen Weibes hineinstellen. „Du wirst meinen: „mit den Gedanken wird er dennoch „bei mir sein!“. Das ist Frauenart! in Gedanken seid Ihr

„Alle mehr oder minder treulos, und bringt das wenig in
„Anschlag. Aber ich sage Dir, Renata: der Emmerich wird
„auch nicht einen einzigen Gedanken mehr für Dich haben;
„denn wenn er ihn hätte, so wär' er wieder Dein eigen.
„O, gieb mir Hofnung! laß mich warten, fünf Jahre, zehn
„Jahre, ohne Dich zu sehen, wenn Du es so befiehlst. Ich
„bin bereit. Aber Hofnung will ich, nur die schwache, die
„geringe Hofnung, die ich bisher mit meiner glühenden
„Liebe zu einer mächtigen Flamme aufgenährt habe. Siehst
„Du denn nicht, daß ich in Verzweiflung bin? — Gieb
„mir Hofnung, Renata."

Renata an Emmerich.

Ebernbach, Mai.

„Keine Hofnung, Emmerich!"

Emmerich an Renata.

Pesth, Junius 4.

„Dein Wille geschehe!"

Vier Wochen nach dem Tode seines Vaters trat Emmerich eines Morgens in das Kabinet seiner Mutter, und sagte unbeschreiblich kalt:

„Eine von den fünf Töchtern des Grafen Hradick wird ja wol noch unvermält sein, Mama? ich bin bereit sie zu heirathen."

„Emmerich! . . . ist es möglich? bist Du denn wirklich frei! O sprich! sprich, lieber Sohn!" . . . —

„Um Gotteswillen, keine Szene, Mama! unterbrach Emmerich sie mit blassen zitternden Lippen. Ich sage Dir, daß ich sehr gern eine von den Hradick'schen Töchtern heirathen werde, weil es der Lieblingswunsch des seligen Vaters war; und zwar sobald wie möglich, nämlich nach Beendigung des ersten Trauervierteljahrs."

Die Mutter war mit dieser großen Eilfertigkeit zufrieden, aus Furcht daß Emmerich wieder wanken mögte. Daher sagte sie: „Das trift sich ja recht glücklich! Hradick ist für den Sommer in Prag und auf den böhmischen Herrschaften; im Herbst muß er nach Mailand zurück; da kann vorher Alles geschehen. Er hat noch zwei ledige Töchter, die älteste und die jüngste, 25 Jahr, und 15 Jahr alt. Die jüngste soll einzig schön sein."

„Aber 15 Jahr! rief Emmerich; da könnt' ich ja ihr Großvater sein, und müßte mit ihren Puppen vielleicht spielen lernen! — — Nein! welche von ihnen heißt Pélagie?"

„Die älteste, lieber Emmerich."

„Gut! so sei es denn Pélagie! sie hatte dem seligen Vater so gut gefallen. Du kennst die Eltern genau, Mama, sei mein Freiwerber, ich bitte Dich! ich gebe Dir unumschränkte Vollmacht."

Wer war seliger als die Mutter: Emmerich heirathete, und sie durfte die Partie arrangiren! Das machte sich sehr leicht, denn beide Theile waren eines Sinnes. Zehn Tage vor der Hochzeit folgte Emmerich seiner Mutter, die schon früher dahin gereis't war, nach Böhmen, und stellte sich seiner erwartungsvollen Braut vor.

Später erhielt Renata einen von den Paar hundert gedruckten Briefen, durch die man dergleichen Ereignisse den Bekannten anzuzeigen pflegt. Am 6. August war Emmerichs Vermälung zu Prag vollzogen. Die Adresse des Briefes war von der Hand seiner Mutter.

Am Weihnachtstag desselben Jahres hatte Egon einen

ungewöhnlich heftigen Anfall seines Übels — und mitten darin traf ihn ein Nervenschlag. Renata war Wittwe.

Ähnliche Ereignisse sind höchst alltäglich. Gott endet die Prüfung zu ihrer Zeit; aber der Mensch hat selten Geduld, Kraft oder Vertrauen genug um ruhig das Ende abzuwarten. Zuweilen aus Großmuth, zuweilen aus Unruh, führt er in einem Moment der Erhebung oder der Entmuthigung eine Wendung herbei, die er hernach zu spät durch tausend Thränen und Gebete ungeschehen zu machen wünscht.

Frau von Werden eilte nach Ebernbach und fand Renata von tödtlicher Krankheit befallen. Sie hatte nie wieder nach Emmerichs und Renata's Verhältniß gefragt; jezt fiel ihr ein, daß er ja vielleicht noch unvermält sein könne, daß sie ihm diese wichtige Nachricht in jedem Fall mittheilen dürfe. Sie that es; sie wußte seine Adresse in Pesth. Dort blieb der Brief mit andern liegen; denn Emmerich war mit seiner Frau nach Mailand gereis't, weil sie ihren Vater noch einmal sehen wollte, der heftig erkrankt und von den Ärzten aufgegeben war. Doch er genas wieder. Nach Prag zurückgekehrt fand Emmerich zwischen einem Stoß von Briefen, die er aus Pesth dahin beordert hatte, auch den von Frau von Werden. Der eiserne Mann wurde ohnmächtig als er ihn las, und veränderte sich von dem Augenblicke an so fürchterlich, daß Pélagie in die heftigste Angst gerieth, und ihn beschwor auf seine Gesundheit zu achten. Sie machte sich Vorwürfe ihn zur Mailändischen Reise bewogen zu haben. Die Heimkehr über den Stelvio und den Finstermünz-Paß war unerhört beschwerlich gewesen, und Emmerich hatte aus Sorgfalt für sie nie Zeit gehabt für sich selbst zu sorgen. Sie erwartete ihre Niederkunft, war nerven-

schwach, reizbar, immer in Thränen, und daher fürchterlich ermüdend für Emmerich in seiner gegenwärtigen Stimmung. All' die schmerzliche Bitterkeit, die ihn zernagte, sprach er in dem Brief aus, den Renata in Frankfurt von ihm erhielt.

Als Renata in Ebernbach all' ihre Geschäfte so geordnet hatte, daß sie sich für längere Zeit sorglos entfernen durfte, trat sie ihre Reise zu Eusebien an; aber freilich mit einem Umweg. Statt über den Thüringerwald zu gehen, ging sie erst nach Prag. Die zwei Worte in Emmerichs Brief: „ich bin krank; die Ärzte sprechen gefährlich!“ — ließen ihr nicht Ruh noch Rast. Nur Einmal noch ihn sehen, wissen daß er lebt, daß er mich nicht haßt ... und haßte er mich gar — o! daß er nur lebt: davon muß und muß ich mich überzeugen! — Dieser Gedanke dominirte seitdem all' ihr Thun, und die Möglichkeit ihn vielleicht nur aus der Ferne, oder zu Pferde, oder an ihrem Fenster vorübergehend zu erblicken, schien ihr eine so unermeßliche Seligkeit, daß sie Gott auf den Knieen für ihre Unabhängigkeit dankte, die ihr erlaubte nach Prag zu gehen. Ihre Gesundheit war hergestellt, der Frühling gekommen; sie fuhr Tag und Nacht, warf kaum einen Blick auf das freundliche und gesegnete Franken; kaum einen auf die alten Bischoffitze Würzburg und Bamberg; gar keinen auf Böhmen bis Prag. Das gefiel ihr. Gewiß wird er hier sein, in dieser schönen melancholischen edlen Stadt! dachte sie; ist er aber nicht hier, sondern auf einem der Güter, so gehe ich auch da hin; denn sehen — muß ich ihn.

Sie ließ einen Lohndiener rufen, und fragte auf's Gerathewohl, ob diese und jene Familie mit einem bekannten Namen noch in der Stadt wären. Mit der breiten Wichtig-

thuerei dieser Leute gab der Lohndiener ihr eine Auskunft, die sie nur begehrt hatte um über Emmerich Einiges erfahren zu können. Endlich fragte sie auch nach Graf Hradick und seinen Töchtern, und erfuhr, daß drei von ihnen zur Zeit in Prag waren; — auch Pélagie mit ihrem Mann, und daß diese im Hradickschen Hause drüben auf dem Radschin wohne. Renata konnte nichts mehr fragen; sie wußte Alles — Emmerich war da! und was sie außerdem etwa nicht wußte — war ihr gleichgültig. Sie schrieb ihm:

„Ich weiß wol, daß Ihnen mein Anblick nicht lieb ist, „daß Sie Sich Selbst Ihr Wort gegeben haben mich nicht „zu sehen. Ich verstehe das recht gut; aber ich verstehe auch „mich, daß ich das Gegentheil begehre. Sie sind krank, „leidend, sterbend — was weiß ich! ich muß sehen wie Sie „sind. Dann gehe ich fort. Ja, ich gehe! nach Süd oder „Nord — mir einerlei! ich gehe und komme nimmer hieher „zurück. Ich bitte Sie, gehen Sie morgen früh um 9 Uhr „über die Moldaubrücke. Wär' ich eine Unbekannte, eine „Bettlerin, die Sie zu sprechen wünscht — Sie kämen! Sie „werden auch für mich kommen, nicht wahr? Dann will „ich ruhig leben und sterben; ganz ruhig — gewiß."

Sie schickte ihren eigenen Diener mit diesem Billet nach dem Hradickschen Hause, und trug ihm auf es sicher abzugeben. Dann ging sie zu Bett; es war nicht spät, aber sie so müde, daß sie sich nicht halten konnte. Und doch kam der Schlaf nicht. Nach einer Stunde schellte sie der Kammerfrau und fragte, ob der Diener das Billet richtig abgegeben habe. Froh eine interessante Neuigkeit auf der Stelle mittheilen zu dürfen, entgegnete das Mädchen:

„Ja wol, gnädige Gräfin! der Portier wollte es im

ersten ruhigen Augenblick dem Herrn Grafen einhändigen. Aber es ist freilich jezt sehr unruhig im Hause dort ....“—

„Weshalb denn? ist der Graf krank?“ rief Renata in Todesangst und richtete sich hastig auf.

„Nein! die Frau Gräfin sollte eben niederkommen,“ sagte die Kammerfrau, wie Jemand der überzeugt ist die allerangenehmste Nachricht gebracht zu haben.

„Gut, gut!“ sagte Renata, und warf sich in die Kissen zurück mit einem Gefühl, als hätte sie den Sargdeckel über sich zuschließen mögen. O, wie bin ich müde! murmelte sie; müde zum Nimmererwachen! — — —

Gegen Morgen genas Pélagie einer Tochter. Mutter und Kind waren sehr wol, und Emmerich herzlich erfreut. Pélagie sagte zu ihm:

„Nicht wahr, jezt versprichst Du mir Deine Gesundheit zu schonen .... des Kindes wegen ....“ —

Emmerich küßte ihre Hände, und versprach ihr Alles, was sie wollte, Homöopathie, Wasserkur, Seebäder rc. rc. zu brauchen. Er war ihr dankbar für das Kind, gerührt durch das Kind, froh daß seinem Leben ein neuer Zweck gegeben war; aber er konnte nicht der fürchterlichen Traurigkeit Herr werden, die ihm ganz heimlich mit Geierkrallen das Herz zerfleischte seit dem Augenblick, wo er erfuhr, daß Renata Wittwe war. Beide gefesselt an andre Gegenstände, und dadurch für's Leben getrennt: darauf hatte er sein Leben gleichsam eingerichtet; und wie sie ihre Pflicht immer sanft und ernst that, so war auch er der beste Gatte für Pélagie, ohne Launen, ohne Härte, auch ohne gleichgültige Nachgiebigkeit, und immer herzlich und theilnehmend, freilich ohne berauschende Leidenschaft. Pélagie war ganz glücklich

an seiner Seite, wie das gute Frauen bei einem solchen Benehmen des Gemals immer sind; und Emmerich war ruhig und fast zufrieden in dem Gedanken, daß er eines Weges mit Renata ginge. Sie war seinen Wünschen und seiner Sehnsucht entrückt, doch nicht wie eine todte Geliebte, sondern wie ein Genius, der segnend über der Welt steht. Zwei Zeilen von Frau von Warden, die nichts enthielten als die kahle Todesanzeige des armen Egon — und die alte Welt war für Emmerich aus ihren Angeln gerissen. Auf Renata's Kette blickte er um die seine zu tragen; jene fiel — konnte denn diese nicht gesprengt werden? Er hatte Augenblicke von Verzweiflung, Zorn und Grimm, von trostloser Niedergeschlagenheit und unüberwindlichem Trübsinn und — die allerbittersten! — von rasender Eifersucht. Heirathet sie wieder, so verlier' ich den Verstand! dachte er zuweilen und hielt den Kopf mit beiden Händen; und sie ist die Frau dazu in höchster Gelassenheit, weil sie es für die menschliche Bestimmung hält, irgend einen verständigen Mann zu heirathen, wie sie mich zur Heirath mit Pélagie bewogen hat. — Diese Aufwallungen der heftigsten Leidenschaften, die er immer zu bezwingen und zu verheimlichen suchte, mit denen er rang wie mit überlegenen Kämpfern, zerstörten ihn. Pélagie hatte allen Grund besorgt zu sein, und der Arzt seine Kunst zu versuchen. Da aber immer nur von Erkältung und Anstrengung auf der Reise die Rede war, und nie von Gemüthsbewegung, so blieb die Wurzel des Übels verborgen.

Emmerich wollte den Rest der Nacht bei Pélagie wachen. [illegible] sich zu Füßen ihres Bettes in einen großen Lehn[illegible] ver[illegible] in wach[illegible] Träume. Es herrschte tiefe Stille im [illegible], das matt [illegible] eine Nachtlampe erhellt war;

so matt, daß er nicht Pélagie's Züge erkennen konnte. Der eintönige Perpendikelschlag der Uhr war ein unzerstreuendes Accompagnement seiner Gedanken, die allmälig immer bunter und krauser wurden und in Phantasien übergingen. Der Rahmen des Bildes blieb, doch andre Gestalten traten hinein. Es war nicht Pélagie, die da so weiß und friedlich schlummerte; Renata war's! Renata .... mein Engel! Du Wiedergeborne in meinen Armen zum Leben der Liebe! Du zum zweitenmal Wiedergeborne in meinem Kinde! Du, als Weib, als Geliebte, als Mutter, immer gleich schön, gleich vollkommen, gleich anbetungswürdig! Ah! Du bist es? .... O, bleib' es auch nur! — Und es blieb Renata, die da so weiß und friedlich schlummerte; nur aber er war nicht mehr er. Der Mann, der da zu Füßen ihres Bettes saß, war nicht er, war ein Fremder, ein Unbekannter, ein Verhaßter! er sah das deutlich. Und Renata hub ihre großen Augenlider so eigenthümlich langsam auf, und blickte den Verhaßten so eigenthümlich tief an, daß er, Emmerich, seine Seele in ihre Seele hinüberschmelzen fühlte; und sie .... sah ihn nicht an! —

Emmerich sprang auf; er glaubte einen Schrei ausgestoßen zu haben, aber seine Zähne waren übereinander gepreßt, und kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Ich muß schlafen! murmelte er; solche Hallucinationen können wahnwitzig machen. Pélagie erwachte und bat ihn schlafen zu gehen.

„Es beruhigt mich!" sagte sie liebreich.

In seinem Schlafzimmer reichte ihm der [illegible] Renata's Billet. — Bin ich nicht etwa schon [illegible] fragte er sich, als er aus dem kleinen weißen [illegible]

nata's Billetform, und folglich ihre Anwesenheit in Prag errieth. — Er ging nicht zu Bett. Ihm war zu Sinn, als solle er über die zukünftigen Geschicke der Welt entscheiden. Als er ihre Bitte las, ihn nur ein einziges Mal sehen zu dürfen, wollte ihm das Herz brechen vor Entzücken und Weh. Seh' ich denn krank aus? fragte er sich, und trat vor den Spiegel; ja, ja! allerdings! — Noch vor drei Tagen hatte Pélagie ihn vor den Spiegel geführt und gesagt: „Gesteh' es doch ein, daß Du krank aussiehst!" und lachend hatte er geantwortet: „Bah! häßlich seh' ich aus, meine arme Pélagie! doch nicht im geringsten krank." Jezt fiel es ihm beklemmend auf. Ich muß doch versuchen zu schlafen, troz meiner Aufregung! rief er. Es war fünf Uhr. Er warf sich auf's Bett und schlief wirklich zwei Stunden. Dann kleidete er sich mit einer Sorgfalt an, die sein erstaunter Kammerdiener auf Rechnung stolzer Vaterfreude brachte. Dann ging er zu Pélagie, bei der er schon ihre Schwestern fand, und das Kind, das bewundert und schön gefunden aus einer Hand in die andere ging, und kläglich dazu schrie, während die eine Tante behauptete, es sähe frappant aus wie Emmerich, und die andere, frappant wie Pélagie. Der Arzt bat um Gotteswillen man möge der Wöchnerin Ruhe und Stille gönnen. Die eine Schwester etablirte sich als Krankenwärterin bei ihr; die andere ging ab und zu. Um neun Uhr eilte Emmerich auf die Brücke, als er sich bei Pélagie vollkommen überflüssig fand.

Neben der Statue des St. Johannes von Nepomuk, mit dem Rücken an das Geländer gelehnt, stand Renata dicht verschleiert, in ihren Trauerkleidern, schwarz, regungslos. Sie hatte nicht die Kraft rechts hinauf, und Emmerich

gleichsam entgegen zu blicken, sie wagte nicht zu hoffen, daß er kommen würde. Sie sah starr gradeaus, auf den Fluß, der vom Frühlingsregen und geschmolzenen Gebirgschnee geschwellt, volle hastige Wellen durch die Brückenbogen trieb. Sie dachte gar nichts; sie fühlte auch nichts, weder Schmerz noch Qual, dazu war sie zu betäubt. Mit einer Art von stupidem Wolgefallen betrachtete sie die behenden Wellen, bis Emmerichs Schritt, der wolbekannte, energische, leichte Schritt, so heftig in ihr Ohr klang, daß sie meinte, die Brücke bebe. Aber schnell entschlossen, im Bewußtsein nur über Sekunden gebieten zu können, hob sie die Hände gefalten zu ihm auf, und fragte:

„Ist's denn wahr? sind Sie krank zum Tode? und hassen Sie mich wirklich?"

Als diese Fragen heraus waren, die ihr seit so langer Zeit das Herz beklemmt hatten, schöpfte sie Athem, und heftete hinter ihrem dichten, doppelten Schleier leuchtende Blicke auf Emmerich. War es die frische sonnige Morgenluft, war es der Abglanz ihrer eigenen Freude, war es seine innige Emotion, welche ein leidenschaftliches Antlitz immer verklärt: genug, Emmerich erschien ihr prächtiger, gebietender denn je, und ehe er ein Wort finden konnte, rief sie entzückt:

„Aber das ist ja Beides nicht wahr!"

Immer noch ohne zu antworten warf Emmerich einen Blick rund um sich her, der ihn erinnerte, daß sie freilich unter Gottes schönem Himmel, aber auch auf offener Straße standen, und er bot Renaten den Arm. Sie nahm ihn zitternd, und fragte ängstlich:

„Sie sagen kein Wort! .... zürnen Sie mir?"

„Renata!“ rief er und drückte ihre Hand an sein Herz.

Sie gingen langsam, ganz ganz langsam, fast träumerisch, wie das Glück denn immer in eine traumhafte Seligkeit zu versetzen pflegt. Sie waren glücklich, denn sie waren beisammen. Das ist für die Liebe das höchste Glück.

„Schlage den Schleier zurück,“ bat Emmerich.

„Darf ich wirklich? aber Sie wollten mich nicht sehen,“ sagte sie ängstlich und hob den Schleier.

„Wie Du schön bist! sagte er fast feierlich und blieb einen Augenblick stehen um sie zu betrachten. Kein Mensch sieht aus wie Du!“

„O, sagte sie gerührt, die Leute finden mich ja häßlich! nur für Dich bin ich schön.“

Er schüttelte heftig den Kopf und rief mit schnellem Gedankensprung: „Du bist frei, Renata!“

„Nein! unterbrach sie ihn; ich bleibe Dein, wie ich es immer gewesen bin.“

„Du bist sublim, Renata! . . . . Aber weißt Du denn auch was Du sagst? fragte er beklommen. Weißt Du daß es schwer ist das lange Leben nur mit einem Gedanken auszufüllen?“

„Es ist fürchterlich schwer, entgegnete sie gelassen, ich weiß das seit zehn Jahren.

„Und dennoch, Renata?“

„Dennoch!“

„Was ich Dir einst in Ischl sagte, Renata: nicht mir wirst Du gehören, aber auch keinem Andern! — das wird wahr bleiben?“

„Thor! rief sie mit einem bezaubernden Lächeln, ich gehöre ja Dir, und darum keinem Andern!“

Er drückte ihre Hand an seine brennenden Lippen, und fühlte dabei durch den Handschuh ihren Trauring. Geschickt streifte er ihr Handschuh und Ring ab, und sah sie fragend an. Jenen nahm sie zurück; dann neigte sie sanft bejahend das Haupt.

„O Du Meine!“ rief er beseligt.

„Heut ist der vierte Jahrestag unsrer Trennung,“ sprach sie schwer, denn sie waren jezt ganz nah beim Gasthof zum schwarzen Roß, und Renata sah ihren Wagen und ihre Leute reisefertig vor der Thür auf sie warten. Emmerich folgte ihrem Blick. Er blieb wie eingewurzelt stehen, und hielt ihren Arm so fest unter dem seinen, daß sie nicht von der Stelle konnte.

„Bleib', Renata! um Gotteswillen!“ bat er.

„Du hassest mich nicht, Emmerich?“ fragte sie mit dem eindringlichen Ton, der immer sein Herz vibriren machte.

Aber er sagte nur: „Renata!“

Da legte sie leicht die Hand an seine Brust. Er trat zurück; sie ging die zehn Schritt allein bis zu ihrem Wagen. Der Diener hob sie hinein, sprang auf seinen Sitz — und fort rollte sie, an Emmerich vorbei, den sie mit der Hand noch einmal grüßte, und dem zu Muth war, als habe ein Engel ihm aus den Wolken als Pfand einer unvergänglichen Liebe und Treue den goldnen Ring herabgeworfen. Mechanisch ging er heimwärts. Auf der Brücke stand er still und sah sich um . . . . nach ihr! statt ihrer sah er gleichgültige Menschen, gemeines Volk über die Stelle fortgehen, auf der sie gestanden. Es war doch grausam zu kommen, wenn sie nicht bleiben wollte, und unsinnig nicht zu bleiben, da sie frei ist! sprach er zu sich selbst mit einer

aus Schmerz und Zorn gemischten bitterbrennenden Aufwallung. Sie hat mich meinen Vorsatz aufgeben, mein Wort brechen lassen. Als sie winkte . . . . war ich da! O, jämmerlich! Sie hat ihren Zweck erreicht, auf meine Kosten! So sind die Frauen: sie rechnen auf unsre Schwäche und triumphiren über sie zur Befriedigung ihrer Eitelkeit. — Aber eine andere Stimme, vielleicht Renata's., flüsterte ihm zu: O Emmerich! wenn ich dereinst in den Himmel komme, wirst Du auch dann noch mir vorwerfen, ich hätte meinen Zweck erreicht? und wollte ich denn jezt etwas Andres als mich durch einen Blick in den ofnen Himmel stärken für meine lange, einsame Pilgerfahrt, die ich Dir zu Liebe Dir angelobt habe, Dir! der zu Frau und Kind heimkehrt! sei nicht ungerecht, Emmerich! — — Ja, ungerecht! das bin ich! rief er mit trostloser Bewegung; denn die Frau, die sich von meinem Herzen reißt, lieb' ich; und die Frau, die mir mein Haus mit Liebe, mit Zufriedenheit, mit Kindern schmückt — lieb' ich nicht! — Der fürchterliche Herzkrampf, der ihn seit einiger Zeit bei heftiger Emotion zu ergreifen pflegte, packte ihn, und in tiefer Ohnmacht trugen ihn Leute, die ihn kannten, nach seinem Hause, wo Alles in die verzweifeltste Unruh gerieth, weil man ihn todt glaubte, und es der armen Pélagie verbergen wollte. Aber ihre Schwestern waren allzu bestürzt um es ganz verheimlichen zu können. Pélagie glaubte ihr Kind sei todt, und in Thränen rief sie nach Emmerich. Man brachte ihr das Kind; aber Emmerich kam nicht, und man mußte ihr sagen er sei plötzlich erkrankt, was allerdings höchst überraschend war, da sie ihn vor einer Stunde gesund an ihrem Bett gesehen. Sie verfiel in die heftigste Agitation, und als

Emmerich nach einigen Stunden sich erholt hatte und zu ihr kam, lag sie bereits in einem so starken Fieber, daß sie ihn nicht erkannte.

„Liebe thut weh! sprach Emmerich stumpf, als er sich wieder wie in der gestrigen Nacht zu Füßen ihres Bettes in den Lehnstuhl warf. O Jesus Maria! weshalb ist es nur so unglückselig eingerichtet, daß die Menschen, die sich lieben, gleichsam immer mit dem Rücken einander zugekehrt sind und sich nie Beide mit freiem und gleichen Blick in's Antlitz schauen?" — — —

---

5. Nizza.

An einem Dezembermorgen, mehr als anderthalb Jahr nach jenen Begebenheiten, hielt ein großer unerhört bepackter, englischer Reisewagen mit sechs Postpferden bespannt am Var, dem Grenzfluß zwischen der Provence und Italien. Die Paßbeamten und Douaniers thaten ihre Schuldigkeit, und in möglichster Eile, denn es regnete, wie es seit vier Wochen fast ununterbrochen im südlichen Frankreich geregnet, und dadurch das Vergnügen der Reisenden beträchtlich gestört hatte. Diese Reisenden waren Renata, ihre Schwester Eusebie, deren Gemal Graf Sternfels und deren sechsjähriges Töchterchen. Die ganze Gesellschaft sah ziemlich gelangweilt und ermüdet aus. Eusebie lag bleich und fatiguirt in der einen Wagenecke, mit geschlossenen Augen, als ob sie schliefe; Renata in der andern, unbeweglich auf's Meer hinblickend; Sternfels seiner Frau gegenüber wirklich und gründlich schlafend, und die kleine Mimi allein munter und aufgeweckt wie ein Vögelchen.

„Ach! rief sie plötzlich, die Sonne kommt! sie kommt, Papa."

„Was kommt!" rief er, aus dem Schlaf auffahrend.

„Blauer Himmel und Sonne, Papa."

Der Papa machte zu dieser Eröffnung ein ziemlich gleichgültiges Gesicht; Renata aber ließ das Wagenfenster herunter, sah heraus und rief:

„Mimi hat Recht! der Regen hört auf, es ist windstill, der Himmel blau, die Luft mild. So sind wir denn wol nach der Sündflut auf dem Ararat angelangt, und Du bist das Täubchen mit dem Oelblatte, Mimi."

„Ach wären wir doch erst in Nizza!" seufzte Eusebie schläfrig und kläglich.

„Ich hoffe, wir sind es bald, entgegnete Renata. Da sehe ich schon zurückgeschlagene Kaleschen mit Damen in Federhüten, also Spazierenfahrende, uns entgegen kommen."

Und so war es wirklich; sie befanden sich auf der Chaussée, auf der die tägliche Corsofahrt von Nizza bis zum Var gemacht wird, weil es die längste Strecke ebenen Weges, etwa eine Stunde lang ist. Bei dem herrlichsten Sonnenschein, der fast beständig sein goldenes Zelt über diesen kleinen, wundersam begünstigten Fleck der Erde ausspannt, fuhren sie in die Vorstadt der Croix de marbre hinein, über die Brücke des Taglione und vor das Hôtel des Etrangers, das sie denn auch aufnahm.

Eusebie ging zu Bett und begehrte einen Arzt.

„Halten Sie Ihre Frau für krank oder für reisemüde?" fragte Renata ihren Schwager.

„O, für müde .... nichts weiter!" entgegnete er zuversichtlich.

„Und sind Sie es auch?"

„Ich? rief er lachend; liebe Schwägerin, ich habe noch eine von den altmodischen Constitutionen des vorigen Jahrhunderts! Ich bin nie müde, sobald ich mich amüsire, und

nur zuweilen schläfrig aus heller Langerweile. Dann schlaf' ich, und bin hinterdrein munter und aufgeweckt — wie Figura zeigt. Ich dächte, wir frühstückten, oder äßen einmal nach guter norddeutscher Sitte um 3 Uhr zu Mittag."

Renata war es zufrieden. Nach dem Diner kam der Arzt; Sternfels führte ihn zu seiner Frau, und Renata sagte zu ihrer Nichte:

„Komm, Mimi! wir wollen spazieren gehen."

Sie gingen wieder in die Croix de marbre=Vorstadt, aber nicht in die Straße hinein, sondern den Weg an der Rückseite der Häuser, zwischen ihren Gärten und dem Meer. All' diese Gärten glichen Blumenkörben voll Rosen und Orangeblüten. Rosen tapezirten die Mauern, bildeten Bogengänge und Lauben, schmiegten sich um einzelne dunkle Cypressen, während Alleen von Orangen= und Citronenbäumen mit dem Schnee ihrer duftenden Blüten und dem Gold ihrer duftigen Früchte abwechselten. Renata war ganz entzückt. Die Gitterthore der meisten Gärten standen weit und gastfrei geöfnet. Sie trat in den einen und sah sich behaglich darin um. Ein Mann war im Begriff, an ihr vorüber zu gehen.

„Gräfin Dobenegg!" rief er sehr erfreut, nachdem er einen flüchtigen Blick auf sie geworfen. Es war Cecil.

„Gott! sagte sie ebenso erfreut; wie lange bin ich keinem Deutschen begegnet! Sein Sie herzlich gegrüßt!"

„Und woher kommen Sie jezt, gnädige Gräfin?"

„Direct aus dem südlichen Frankreich, indirect aus Spanien, Portugal, England."

„In jedem Fall aus dem Himmel."

„Das versteht sich! und mit ganz besonderer Rücksicht auf und für Sie.“

„Und immer noch Dieselbe“ .... —

„In meinem Alter muß ich das für ein Compliment ansehen.“

„Ich freue mich unbeschreiblich, daß Sie heiter genug geworden sind, Gräfin, um scherzen zu mögen.“

„Muß man unter diesem Himmel nicht heiter werden? .... Und was machen Sie hier?“

„Ich bin nach Turin und von dort hieher gekommen. Turin ist langweilig, wenn es je einen langweiligen Ort gab!“

„Sind Sie vielleicht verheirathet, seitdem wir uns nicht gesehen haben?“ fragte sie, weil es ihr eben einfiel.

„Ich? verheirathet? .... Nein, Gräfin!“

„Sie machen ein Gesicht, als ob Sie es für ein Verbrechen hielten, und ich muß Ihnen demnach mit einiger Sorge gestehen, daß ich so zu sagen verheirathet, und noch dazu mit einer ganzen Familie bin .... denn ich reise mit meiner Schwester.“

„Das weiß ich; mit Frau von Werden bin ich in Gedanken Ihren Reisen gefolgt. Erst nach der Schweiz, dann nach Paris, wo Sie den ganzen vorigen Winter zugebracht haben; im Frühling nach London. Damals verließ ich Frankfurt, und seitdem sind die Nachrichten, die Frau von Werden mir gnädigst von Ihren Reisen mitgetheilt hat, so spärlich gewesen, daß ich nur erfuhr, Sie wollten über Nizza nach Rom.“

Renata sah ihn plötzlich scharf an. Sie wollte schon fragen, ob er absichtlich gekommen sei, um sie wiederzu-

sehen; aber ihr fiel ein, daß es besser sein möge, nicht zu fragen. Cecil antwortete jedoch, als habe sie gefragt.

„Allerdings, ich habe sehr auf das Glück gerechnet, Sie hier zu sehen.“

Renata erröthete fast unwillig, weil sie sich errathen fand, und sagte, sie müsse heimkehren.

„Wahrscheinlich in's Hôtel des Etrangers; und da ich dort speise, so erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.“

Er erzählte ihr von den wunderhübschen Promenaden, die man machen könne, von der Gesellschaft, die recht belebt, von der Oper, die gräßlich sei; und dabei verlor sie ein gewisses beängstigendes Gefühl, das sie schon zuweilen in Frankfurt Cecil gegenüber beschlichen hatte, und das unterging, sobald er nur von Äußerlichkeiten sprach. Sie trennten sich freundlich.

Sternfels saß im Salon am Kaminfeuer, das zu dieser Jahreszeit Abends auch in Nizza, wenn nicht nothwendig, doch behaglich ist. Er saß da sehr bequem, und sah äußerst vergnügt aus. Als Renata eintrat, lächelte er halb verlegen, halb wie Jemand, der in seinem Recht, aber gefaßt auf einen kleinen Krieg ist. Er wußte, daß Renata nicht sehr den Widerspruch liebte. Weil sie so entschlossen, so hoch und imponirend war, pflegte er sie „Infantin“ zu nennen, und gewöhnlich diesen Namen bei kleinen Differenzen zu brauchen, die sich zuweilen zwischen ihnen erhoben. Als er jezt sagte:

„Theure Infantin! es hat sich in Ihrer Abwesenheit ein freudiges Ereigniß zugetragen.“

Da rief sie: „Ich wette es ist für mich nicht freudig.“

„Was Sie für eine kluge Frau sind! Aber ich hoffe

denn doch das Gegentheil von Ihrem guten Herzen. Eusebie ist guter Hofnung, und der Arzt hat erklärt, sie müsse sich hier wenigstens sechs Wochen ausruhen."

„O Himmel! rief Renata sehr ungeduldig, das verdirbt all' unsere Winterprojecte! Auf Reisen sollte man sich doch wenigstens nicht mit Wochenbetten befassen."

„O, sagte er mit unverwüstlich guter Laune, auf dergleichen kleine Intermezzo's müssen denn doch die Frauen immer gefaßt sein, zu Haus wie auf Reisen."

„Ja, ja, unterbrach ihn Renata unwillig, das gehört nun einmal zum Handwerk der Frauen."

„Zum Handwerk? Nein, Infantin! Handwerk habe ich gewiß nie gesagt."

„Wenn nicht gesagt, doch gedacht! Und haben Sie es nicht gedacht, so denken es tausend andre Männer" .... —

„Und ich soll für Alle Ihren Zorn hinnehmen?"

„Ja, nun müssen wir hier anderthalb Monate mindestens verlieren, und können Italien gar nicht, oder dermaßen im Fluge nur sehen, daß es uns kein Vergnügen macht, da ich Anfang Mai in Ebernbach sein will; und am Ende kann Eusebie gar sterben."

„Bah, sterben! sagte er ein wenig verdrießlich, davon stirbt man nicht, und das verstehen Sie nicht."

Das letzte Argument war so schlagend, daß Renata auf der Stelle ihren kleinen Zorn fahren ließ und lachend sagte:

„Da haben Sie einmal zu gründlich Recht, als daß ich noch länger mit Ihnen zanken dürfte. Also abgemacht: sechs Wochen bleiben wir hier .... nur nicht im Gasthof. Ich habe schon da draußen reizende Wohnungen bemerkt, Orangen ringsum" .... —

„Und wo die Orangen blühen, da ist Italien — sagt Göthe.“

„Ungefähr dergleichen mag er wol gesagt haben, entgegnete Renata belustigt, und so wollen wir uns denn damit trösten, daß wir auch ungefähr in Italien sind.“

Als sie am nächsten Morgen am Fenster trat, und Himmel und Sonne sie so hell und warm anstralten, und das Blumengärtchen vor dem **Hôtel des Etrangers** so farbenreich und freundlich zu ihren Füßen lag, da nahm sie Hut und Shawl, und ging in's Freie. Das ist so wunderangenehm in Nizza, daß man wirklich gleich im Freien und nicht blos auf der Straße ist, daß man, gleichviel wo man wohne, binnen fünf Minuten am Meer sich befindet, und zu manchen Stunden, z. B. in der Frühe, einsam dort ist. Renata gerieth auf die Terrasse, und ging dann weiter um den Felsen von **Reuba capeu** herum, und hinauf zu der Ruine des alten Castel's, unstreitig der schönste Punkt bei Nizza. Es wehte ein frischer Ostwind und färbte das Meer himmelblau; der Sonnenstral brach sich in Millionen hüpfender Goldflittern auf den sanftgekräuselten Wellen. Es war friedlich wie ein Bassin, und dehnte sich doch unübersehbar bis zum fernsten Horizont aus. Renata setzte sich auf das Gemäuer und athmete die erquickende Luft ein, die nicht die Lunge allein, sondern das Herz selbst erfrischt, so daß es vermeint, recht leicht mit dem Leben fertig zu werden .... da oben. Aber dieser Gedanke: fertig zu werden mit dem Leben; — hat er nicht etwas unsäglich Melancholisches in sich, weil er der unwillkürliche Ausdruck eines schmerzerfüllten Lebens ist. Der Glückliche hat noch nie daran gedacht damit fertig zu werden! Wie hätte Renata aber auch glück-

lich sein können? der Trauerflor ihres ganzen Lebens war nicht abgelegt: sie war einsam. Nichts ist wol interessanter, als die verschiedenen Existenzen zu beobachten, was sie für eine bestimmte Färbung oder Stempel — wie man's nennen will! — tragen, von dem sie sich durchaus nicht losmachen. Es liegt etwas Fatalistisches darin, und je bestimmter der Character ausgeprägt ist, um desto mehr tritt es hervor, weil alsdann die Bestrebungen in diesem Sinn um desto mächtiger sind. Es sind nicht widrige Verhältnisse noch Schicksale in der gewöhnlichen Bedeutung voll Lust und Leid, die wechselnd durch das Leben der Menschen ziehen, und bei dem Einen etwas länger, bei dem Andern etwas kürzer verweilen; es sind so zu sagen innere Schicksale, zu denen der Mensch nun grade berufen ist. Es ist ein Wort über ihm ausgesprochen, das heißt: Zu spät! — oder: Umsonst! — oder: Glückauf! — oder: Einsam! — oder: Hüte dich! — und ich meine oft: die größte Lebensweisheit würde darin bestehen, daß der Mensch gleich bei seinem Eintritt ins Leben zum Verständniß darüber käme. Die großen Menschen finden auch schnell das Wort, das ihr Leben regiert, versuchen nicht diese Magnetnadel nach allen Seiten der Windrose zu drehen, sondern folgen ihr zuversichtlich. Aber die Übrigen, auch sehr begabte, auch sehr kluge, finden es dennoch nicht, rathen und tappen herum, sträuben sich dagegen, legen die Hände in den Schooß oder überanstrengen sich — und machen trotz Urtheil und Scharfblick, trotz Kraft und Willen, die Sachen verkehrt. Das kommt daher, weil sie ihr Bestimmungswort nicht gefunden haben. Dies klingt bizarr, ich weiß es wol, aber unwahr ist es nicht.

Was Renata auch beginnen, in welche Verhältnisse sie

treten, wo sie ein Band knüpfen mogte: sie blieb einsam. Vermält und einsam — liebend und geliebt, und einsam — in einer großen Familie und einsam! Nie hatte sie etwas Andres zu Stütze, Schutz und Schwungkraft, als sich selbst unter Gottes Obhut. Das ist genug für die großen Menschen, die sich als unmittelbare Werkzeuge Gottes zu irgend einem großen Zweck fühlen; aber nicht für den Menschen des täglichen Lebens, der gewöhnlichen Verhältnisse, des engen Wirkungskreises, der immer wünschen und suchen wird auf gleichem Fuß mit Seinesgleichen zu leben, seine Gedanken von einem Andern ergänzt, seine Gefühle von einem Andern verstanden zu wissen, eine liebe Hand zu drükken, auf ein treues Herz sich zu verlassen; — wenigstens nicht genug um glücklich zu sein, d. h. um sich klar in der Welt umzuschauen und aus voller Seele zu sprechen: „Wenn es doch so bliebe wie es eben ist.“ Dies ist auch einer von den verschiedenen Probirsteinen des Glücks. — Der Mann kann es im Allgemeinen leichter entbehren, denn er hat nicht das Sensitivenherz einer Frau, und dann hat er seinen Beruf. Sein Beruf! das ist das Schwarzbrot seines Lebens, welches ihn dermaßen mit reichlicher, grober Kost sättigt, daß er an die Ambrosia nur zu denken pflegt, um darüber mitleidig die Achseln zu zucken. Ein Mann von gewöhnlichem Schlag braucht nicht Weib noch Kind, nicht Bruder noch Freund, sondern nur seinen Beruf, um damit recht zufrieden, wenn auch nicht grade überglücklich zu leben. In irgend einer der vier Facultäten findet er sein Plätzchen; in den Lehr-, Nähr- oder Wehrstand schlüpft er hinein; überall hat er Kameraden, Kollegen, Vorgesetzte, Untergebene; überall kann er vorwärts kommen, etwas lei-

sten, etwas vor sich bringen. Man stelle aber einsam eine Frau in die Welt, und möge sie so gewöhnlich oder so ungewöhnlich sein als sie wolle: sie wird sich innerlich unglücklich fühlen, sobald sie nicht mit dem vollen Herzen leben kann. Ich weiß nicht einmal ob es ihr etwas nützen würde ihr einen Beruf zu schaffen oder zu ermitteln; denn ich zweifle an ihrer Fähigkeit, sich abstrakt in denselben zu vertiefen. Wenn ich sehe wie viel tausend Mittel den Männern in der Welt zu Gebot stehen, um sich recht gut, sehr bequem und einigermaßen befriedigend in ihr fest zu setzen, wie das den allerunbedeutendsten sogar gelingt: so gerathe ich auf den Glauben der Muhamedaner, nur grade umgekehrt! und glaube nämlich, daß nur die Frauen durch ihre unerhört unvollkommene Existenz auf Erden zu einem Leben jenseits des Grabes befähigt werden.

Solche Gedanken gingen ungefähr durch Renatas Sinn, als sie da oben saß. „Was soll ich anfangen um nicht zu sterben vor Langerweile?“ fragte sie sich selbst ganz laut mit schmerzlich gerungenen Händen. Aber durch ihre eigene Stimme in die Wirklichkeit zurückgerufen und aus alter Gewohnheit immer das Nächstliegende vor Augen haltend, setzte sie sogleich hinzu: Aber ich war ja in der Absicht ausgegangen um Wohnungen zu besehen! — Von dem Felsen herab hatte sie sich vollkommen in dem kleinen, leicht zu überblickenden Nizza orientirt. Sie ging nach der Croix de marbre, und nach dem Garten, in dem sie gestern Cecil begegnete; denn sie hatte bemerkt, daß sämtliche Jalousien des Hauses geschlossen gewesen waren — folglich unbewohnt. Und so war es wirklich. Es stand ihr ganz oder in Stockwerken zu Gebot und war hübsch und bequem eingerichtet.

Um im ungestörten Besitz des Gartens zu sein, nahm sie auf der Stelle das ganze Haus und kehrte äußerst befriedigt nach ihrem Gasthof zurück. In der Thür traf sie auf Cecil.

„Gottlob, daß Sie da sind! rief er; ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen, aber man sagte mir, Sie wären verschwunden."

„Ich habe meine Geschäfte besorgt, entgegnete sie, und zwar, da wir des Übelbefindens meiner Schwester wegen eine Zeitlang hier bleiben müssen, ein Haus gemiethet."

„In dieser äußersten Geschwindigkeit?"

„Ja, und das erste, das mir gefiel."

„Sie sind von foudroyanter Entschiedenheit, gnädige Gräfin! und darf ich fragen, welches Haus?"

„Das Haus Sue, wo ich Sie gestern traf."

„O, das macht mich außerordentlich glücklich, denn da wohne ich auch."

„Nein! ich habe das ganze leere Haus genommen."

„Gnädige Gräfin, ich wohne bereits in dem Pavillon, der auf der andern Seite des Gartens liegt, und durch die Terrasse, die Sie bemerkt haben werden mit dem Haupthause zusammenhängt, jedoch eine ganz getrennte Wohnung bildet."

„So? nun, dann wollen wir gute friedfertige Nachbarn sein," sagte Renata freundlich, aber innerlich ein wenig verstimmt — sie wußte selbst nicht warum und machte sich heimliche Vorwürfe darüber. Ein artiger und kluger Mann, von dem ich nichts als Gutes gehört habe, den Charlotte sehr gern hat, mit dem ich in Frankfurt täglich umgegangen bin, gegen den ich mich verpflichtet fühle, um an ihm

gut zu machen, was Ignaz gegen seinen Bruder schlecht gemacht hat: da sollt' ich mich doch lieber von Herzen freuen, daß er hier ist, und ich thät' es auch, wenn mir nur nicht schiene, daß er sich zu sehr freut! — Und ganz gedankenvoll ging sie zu Eusebien, die äußerst verstimmt über ihren Zustand war, Gott und ihren Mann und ihre Bestimmung, und Alles was ihr eben einfiel deshalb anklagte, und sich in allerlei Lamentationen ergoß. Renata war ohnehin schon ihrer Reisegesellschaft tödtlich müde. Sie hatte die Reise in Vorschlag gebracht, als ein schlichtes Mittel, um Sternfels und Eusebie aus peinlichen Verhältnissen zu reißen, und sie der Heimat zu entführen, bis ihre Angelegenheiten entwirrt und geordnet waren, und Beide hatten es gern angenommen. Sternfels war insofern äußerst bequem zum beständigen Umgang, als er sich immer amüsirte, ohne doch je eine ernste Beschäftigung dazu nöthig zu haben. Diese Fähigkeit besitzen heutzutag nur noch die Männer, deren erste Jugend in die letzten Tage des vorigen und in die ersten unsers Jahrhunderts fiel. Sie sind also ziemlich bejahrt, aber trotz ihrer Runzeln und weißen Haare so leichtblütig organisirt, daß sie mehr Freude an der Welt als unsre Jünglinge — und nebenbei einen gesunden Menschenverstand ohne den Ballast des Wissens haben. Aber auf der andern Seite sind sie unerquicklich, weil ihnen die Glorie des Alters, Ernst, Ruhe und Erfahrung fehlt, und weil ihr Verstand sich in keiner andern Sphäre der Gedanken, als in einer untergeordneten bewegt, und weil ihnen eine gewisse leichtfertige Genußsucht anklebt, die sie ganz widerwärtig macht. Trotz seiner bequemen Eigenschaften, vielleicht durch dieselben, war Sternfels eine schlechte Gesell-

schaft für Frauen. Renata konnte das nicht gleich erkennen; das tritt erst in der Intimität hervor. Sie sagte ihm zuweilen harte Sachen, die er mit jovialer Gelassenheit hinnahm. Half ihm sein natürlicher Verstand zu einer treffenden Antwort, so war sie dann wieder entwaffnet. Mit Eusebien war sie noch weniger harmonisch gestimmt! zu dieser kühlen, nur auf die Oberfläche der Dinge Werth legenden Seele hatte ihre warme und tiefe den Schlüssel nicht. Renata war ein ganz großmüthiger Character, mit all dessen Schroffheiten, war ein hohes, edles, weites, unverschlossnes Herz. Eusebie war ein ganz enges, verschrumpftes Herz und ein serviler Character, nämlich zugleich kriechend und hochmüthig. Sie war die ächte Tochter ihrer Mutter, die Armuth für Schmach hielt! und sie war arm! und diese Qual verfolgte sie im Elternhause wie im Hause ihres Gatten. Immer war es die ewige Noth: sie brauchten mehr Geld als sie hatten! brauchten es nicht um einer gegründeten Unbequemlichkeit abzuhelfen, sondern um mit Andern zu rivalisiren — folglich war es ein Bedürfniß ohne Ende. Eusebie hatte sich mit Entzücken in die Arme ihrer Schwester, der Retterin aus martervoller Lage, geworfen, und bei sich selbst beschlossen, sich Renaten unentbehrlich zu machen. In ihrer Nähe, in Frankfurt oder München, wollte sie sich nach ihrer Heimkehr in Deutschland mit ihrer Familie niederlassen, und dann, durch Renatas großmüthige Güte, in Glanz und Herrlichkeit leben. Aus der Zärtlichkeit, die Renata für Mimi faßte, zog sie den Schluß, daß dies Kind bestimmt sein müsse, wenigstens die Hälfte von Renatas Vermögen dereinst zu besitzen, wo nicht gar deren Universalerbin zu sein. Heirathen freilich durfte Renata

nicht wieder! Eusebie hielt es nach ihrer Denkungsart für unmöglich, daß sie es je wünschen könne. Ganz unabhängig, enorm reich, mit einem guten Namen — was braucht man mehr um in der Welt die allerangenehmste Stellung zu behaupten? und hat man die — braucht man überhaupt dann noch etwas? Eine kleine Neigung vielleicht, eine kokette Spielerei, um in der Gesellschaft einer exclusiven und brillanten Unterhaltung gewiß zu sein; das begriff Eusebie. Ja sogar eine kleine Intrigue begriff und gestattete sie. Wozu aber Liebe? und vollends gar große, heftige, leidenschaftliche Liebe, die zu Thorheiten verleitet und Scandal bewirken kann — die war ihr undenkbar! „Dazu bin ich zu vernünftig und zu tugendhaft," sprach sie zu sich selbst und gab sie Anderen zu verstehen. Indessen, um nicht ungerecht gegen Eusebie zu sein, muß man ihr das Verdienst lassen, daß sie bei ihrer Jugend, ihrer Schönheit und dem schlechten Beispiel ihres Mannes, sehr tugendhaft in der banalen Bedeutung des Wortes blieb, und sich lieber von zehn Männern als von Einem den Hof machen ließ. Ihr ganzes Bestreben war darauf gerichtet, nicht sowol etwas zu *sein*, als etwas zu *gelten*, und so galt sie denn auch für ein Muster der Frauen. Es war ihr eine tiefe Kränkung, daß Renata gar nicht verstand für etwas zu gelten:

„Was man nur in der Welt haben kann, um damit piaf zu machen, hast Du — sagte sie ihr oft, Schmeichelei und Vorwurf verschmelzend — aber aus unbegreiflicher Laune thust Du es nicht. Bedenke doch, was Du zu vertreten hast: zwei Namen wie Adlercron und Dobenegg."

„Bah! sagte Renata, keinen Kreuzer für Dobenegg, keinen Augenwimperwink für Adlercron! *mich* habe ich zu

vertreten, die Renata mit ihrer Gesinnung, wie ihrer Handlungsweise. Mein Name muß sich nach mir richten, nicht ich nach meinem Namen. Er muß mir gut stehen, wie ein Kleid von selbst einem graden und wolgebildeten Körper wol steht; und ich muß dafür sorgen, daß mein geistiger Leib nicht krumm und schief werde, damit ihm sein Namenshabit, gleichviel ob von Purpursammet oder von weißer Leinwand, glatt und sauber sitze."

„Du bist doch eitler als ich glaubte, erwiderte Eusebie mit schlauer Absichtlichkeit, Du wirfst Dich in den Liberalismus, der hier an der Tagesordnung ist — (dies Gespräch fiel grade in Paris, aber überhaupt im ähnlichen Styl ziemlich häufig vor). — Dadurch willst Du etwas gelten, willst den ungeheuern Effect machen einer deutschen Gräfin, die mit einer Million und mit zwei und dreißig Ahnen als eine vollendete Liberale aus ihrem Waldschloß im Spessart nach Paris kommt."

„Ich? durch meine Gesinnung etwas gelten wollen bei Leuten, die ich keiner wahren Gesinnung für fähig halte: das kann nur Jemand von mir denken, der mich nicht kennt und daher ins Blaue hinein über mich phantasirt; denn wer mich kennt, glaubt es nicht, und Du sagst es nur um mich zu necken, liebe Eusebie. Nennst Du mich jedoch liberal, weil ich mich selbst höher stelle als meinen Namen — gut! so lass' ich es mir gern gefallen, und segne mein Waldschloß im Spessart, in welchem es mir leicht gewesen ist zu einer so natürlichen Ansicht zu kommen."

Aber Renata konnte sich nicht befreunden mit Schwager und Schwester! die Charactere waren so ursprünglich verschieden, daß Jeder von ihnen, gleichsam in seiner Mutter-

sprache redend, nie von dem Andern verstanden wurde. Renaten that es weh, sie meinte, wenn man aus vollem Herzen mit einander umginge, so müsse man sich verstehen, und es beklemmte sie, daß sie in sich selbst kein ganzes Herz für ihre Verwandten finden konnte, kein Vertrauen, keine Gleichartigkeit der Gesinnung, des Geschmacks, keine unwillkürliche Hingebung der Seele. Eusebien war es auch schmerzlich, denn sie sah, es würde ihr schwer werden, gewichtigen Einfluß über Renata zu erlangen, und den wünschte sie doch so sehr, um jeder Heirath derselben vorzubeugen.

Jezt war sie wol wirklich niedergeschlagen über ihren Zustand — theils weil sie zwei schwere Wochenbette gehabt und zwei Kinder verloren; theils aber auch, weil sie auf einen sehr glänzenden Winter in Neapel sich gefreut hatte; — allein sie übertrieb diese Niedergeschlagenheit, und spielte eine kleine Comödie, um die Plagen des Ehestandes ins grellste Licht zu stellen. Renata fand diese Lamentationen heimlich ein wenig albern, und es war nur halber Scherz, wenn sie zu Eusebien sagte:

„Liebes Kind, beklage Dich bei Deinem Mann.“

„O, der! rief Eusebie, der macht einen Spaß daraus.“

„Desto besser! so kommst Du auf fröhlichere Gedanken.“

„Im Gegentheil! es macht mich ganz trübsinnig ihn immer lustig, munter und wolgemuth zu finden, wenn ich nichts als traurige Ahnungen und schwere Besorgnisse habe. So sind aber die Männer — wahre Ungeheuer von Theilnahmlosigkeit, nur an das denkend, was ihnen Vergnügen und Spaß macht, immer bereit die Frau zu opfern, leichtsinnig bis ins hohe Alter! — Ich mögte Dich beneiden um Deinen Wittwenstand.“

„So geht's in der Welt! entgegnete Renata. Einer hat nicht Alles! Ich beneide Dich um die Mimi — nun sind wir quitt."

Eusebie erschrack. Diese Gesinnung schien ihr höchst gefährlich für ihre Projecte. „Ich schenke Dir die Mimi, Du sollst sie erziehen," antwortete sie eilig.

„Ein fremdes Kind muß schwerer als ein eigenes zu erziehen sein," erwiderte Renata gelassen und ohne das Geschenk anzunehmen. Sie war eine zu kräftige unverkünstelte Natur um sich auf Sentimentalitäten irgend einer Art einzulassen, und nach einer Pause setzte sie hinzu: „Überdas hab' ich gar keine besondere Neigung für das Erziehen, ich wollte nur das Kind lieben."

„Ja, sagte Eusebie boshaft, Talent für die Erziehung hast Du wenigstens gar nicht: Du verziehst die Mimi auf eine erschreckende Weise."

„Das kommt daher, entgegnete Renata lachend, daß ich mich für die Fehler eines fremden Kindes nicht verantwortlich fühle; und ich verziehe es wahrscheinlich deshalb, weil ich es nicht mit dem wahren Mutterherzen lieben kann."

„Du behältst immer Recht, Renata! Du bist wirklich enorm gescheut," sagte Eusebie, die in letzter Instanz stets zu dem Mittel ihre Zuflucht nahm, das bei allen Menschen wirkt: zur Schmeichelei, in die richtige, der Persönlichkeit angemessene Dosis eingetheilt.

Am Abend war die ganze Familie im Hause Sue übergesiedelt, und als sie es war, schickte Renata ihren Diener zu Cecil und ließ ihn herüberbitten. Er war aber nicht daheim. Da recognoscirte sie ihre Nachbarschaft und fand denn allerdings, daß es die möglichst nahe war. Aus ihrem

Salon trat sie auf eine Terrasse, die fünfzig Schritt lang sein mogte, und geradeswegs in den kleinen Salon seines Pavillons führte. Sie zählte genau die Mitte ab, ließ sie durch eine Reihe von Blumentöpfen bezeichnen, und erzählte darauf Eusebien wer der Nachbar sei.

„Ach welch ein unangenehmes Zusammentreffen! rief diese. Der Mann wird gewiß einen Groll gegen uns haben."

„Nein, sagte Renata, er hat sich in Frankfurt sehr liebenswürdig für mich benommen — wie ich Dir damals schon sagte" . . . . —

. „Ah! ist es der! rief Eusebie, den Du täglich bei Deiner Schwägerin sahest und der so ganz außerordentlich bei ihr in Gunst stand, daß ihr Interesse für ihn sich auch Dir mitgetheilt hatte?"

„Ganz und gar nicht! erwiderte Renata äußerst trocken; mein Interesse für die Menschen kommt mir durch die Person selbst, und nicht durch Andere, und ich würde mich für Forster interessirt haben auch ohne Charlotte und auch ohne das tragische Ende seines Bruders durch unsern Bruder."

„Aus welchem Hause ist er?" forschte Eusebie.

„Er ist nicht von Adel! weißt Du nicht mehr, daß Ignaz sich berufen fühlte der mésalliance der armen Tosca durch ein Duel vorzubeugen?" fragte Renata spöttisch.

„Wie kommt er denn in die diplomatische Carriere? ich habe gestern auf seinem Visitenbillet gelesen „Legationsrath.""

„So wie alle brauchbare Menschen in die Carriere gelangen, für die sie Talent haben." Ohne im Geringsten Neigung und Lust dafür zu haben, mußte Renata eine Lanze

über die andre zu Cecils Gunsten brechen, nur um ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die Eusebie ihm zu entziehen strebte. Eusebie war eifersüchtig wie ein Liebhaber, und obendrein nicht des Herzens, sondern des Vermögens wegen. Kann nun Eifersucht in der Liebe zu halber Verzweiflung bringen, so treibt die der habsüchtigen Freundschaft unfehlbar zur ganzen; denn nur die Liebe ist verzaubernd genug um das Joch des Despotismus nicht vollkommen unerträglich zu machen. Renata erkannte sehr deutlich Eusebiens Absicht über sie zu dominiren, doch ohne den eigentlichen Zweck zu ahnen, denn wie alle Menschen, die Alles besitzen was man durch das Geld erreichen kann, und die sich nach etwas Anderem sehnen, legte sie keinen Werth auf das Geld. Sie glaubte nur Eusebie sei herrschsüchtig wie die Mutter, und wolle in allen Dingen Regel und Gesetz vorschreiben. Dagegen sträubte sie sich aus aller Kraft; sie war entschlossen in keinem Fall ihre innere Selbständigkeit aufzugeben — am wenigsten für Eusebiens Vorurtheile. Aber deren Widerspruch reizte sie häufig zu längerem und ernsthafterem Widerstand, als sie ihn eigentlich beabsichtigte, und hundertmal war ihr Charlottens Warnung vor Eusebien, nur leider zu spät! eingefallen.

Als Cecil an diesem Abend heimkehrte geschah es mit einem ganz seligen Gefühl. Frau von Werden hatte ihm ausführlicher als er es je zu sagen für gut fand, Renata's Reiseprojecte mitgetheilt. Seit vierzehn Tagen wartete er in Nizza auf sie. Nun war sie da, und zu einem längeren Aufenthalt entschlossen! Das schien ihm die höchste Gunst des Schicksals, und eine günstige Vorbedeutung für seine Wünsche zu sein. Ja, diese Wünsche fingen jezt an, sich

zu Hofnungen zu verdichten. — So schlief er ein, so wachte er auf! und wie gestern Abend die Sterne — so stralte heute früh die Sonne ihm eine ganz besondere Freudigkeit in's Herz.

Renata war bereits im Garten mit Mimi. Er wollte sie nicht stören, nicht um die Welt zudringlich erscheinen; aber es that ihm bitter weh, daß er diese unbequemen Rücksichten bei ihr zu nehmen hatte. Denn in Gedanken hatte er sich so lange, so tief, so innerlich mit ihr beschäftigt, durch Frau von Werden so viel von ihr und über sie gehört, daß er sich, trotz ihrer Abwesenheit und des Mangels an directer Verbindung, ihr näher gerückt und vertrauter, und nicht im mindesten entfremdet fühlte. Und nun zog die Wirklichkeit dennoch Schranken des Herkommens und der Rücksicht auf banale Höflichkeit zwischen sie! Indessen — was konnte denn weiter erfolgen, als daß sie ihn fortschickte, sobald er ihr lästig war? — Er brachte die Zeit so lange mit Überlegung hin, bis Renata den Garten verließ, und auf den Weg hinausging, der längs dem Meer fortläuft. Aber statt denselben zu verfolgen, ging sie mit Mimi über das Kieselgeröll hinweg, welches die Wogen in großer Masse wie Wälle am Gestade auswerfen, und setzte sich dort ganz nah am Ufer nieder, während Mimi hübsche bunte Steine sammelte — das größte Vergnügen für alle Kinder der Fremden in Nizza, nächst dem Hauptvergnügen auf Eseln zu reiten. — Ihre einsamen Allüren hat sie also noch immer! dachte Cecil; ist es Liebhaberei oder Gewohnheit? Mag sie Niemand um sich haben oder hat sie Niemand? und was mögen Schwester und Schwager wol eigentlich für Menschen sein? man muß doch suchen auch die kennen zu lernen!

Dieser Wunsch sollte bald erfüllt werden! Nachdem Cecil ein Paar Briefe geschrieben hatte und an's Fenster getreten war um nach Renata auszuschauen, gewahrte er sie immer auf derselben Stelle, und im Garten einen ältlichen Herrn, der mit einer Cigarre im Munde und mit halb jovialer und halb gravitätischer Miene auf und ab spazierte. Aha! der Schwager! dachte Cecil, und ging in den Garten.

Sternfels erblickte ihn und ging ihm sogleich zuvorkommend entgegen, als sei er der Herr des Hauses, der Cecil die Honneurs machen müsse. Er nannte sich selbst als Renata's Schwager, er nannte Cecil als einen alten Bekannten Renata's, und nach zehn Minuten war er intim mit Cecil. Oberflächliche Menschen haben die Gabe sich leicht mit aller Welt in oberflächliche Verbindung zu bringen. Sternfels erzählte in einer halben Stunde mehr Anekdoten und Reiseabentheuer, wahre und erfundene, als ein Andrer in einem Jahr hätte liefern können, so daß Cecil endlich mit ungeheucheltem Erstaunen sagen durfte:

„Ich habe nie Jemand gefunden, der durch Empfänglichkeit für fremde Eindrücke so für das Reiseleben geschaffen wäre wie Sie, Herr Graf."

„Ja, ich habe ein frisches Herz und ofne Augen, das muß wahr sein! sonst wäre ich wol nicht im Stande mich in jede Lage mit Leichtigkeit zu finden und ihr die rosenrothe Seite abzugewinnen. Aber, Herr Legationsrath, rosenroth ist nun einmal meine Lieblingsfarbe! bei der Bewunderung für rosenrothe Wangen und Lippen hab' ich mir das angewöhnt und immer gesucht meine Laune und Gesinnung in übereinstimmender Färbung zu erhalten, so daß es mir noch jezt gelingt .... troz meiner sechszig Jahr." —

(Bei dieser Rechnung fehlten ungefähr sechs Jahr in seinem Leben. Aber Sternfels hatte nun einmal den Entschluß gefaßt nicht über sechszig Jahr alt zu werden, so wie manche Frauen eine besondere Anhänglichkeit an neunundzwanzig bewahren.)

Cecil machte ihm ein Compliment über sein frisches Aussehen, und Sternfels sagte:

„Darauf weiß ich Ihnen nichts Besseres zu sagen, als den Rath: folgen Sie meinem Beispiel und schonen Sie das Leben nicht. Es ist ein Vorurtheil, daß das sogenannte solide Leben uns conserviren soll! Ja, conserviren um bei sechszig Jährchen hinter dem Ofen zu sitzen, und zur strengsten Diät verdammt zu sein! das nenn' ich nicht conserviren, sondern einrosten. Von meinem sechszehnten Jahr bis zu dieser Stunde hab' ich nie auch nur im Traum daran gedacht mich zu schonen, und Sie sehen wie mir das vortreflich bekommen ist. Aber wissen Sie wol, daß der Wein hier matt genug ist, ohne Feuer, ohne Glut! .... Und wie ist's mit den Frauenzimmern beschaffen? sind die erträglich hübsch? .... Stellen Sie Sich vor! Ich komme vorhin die Treppe hinab. Kauert da auf dem Hausflur eine Person zwischen zwei hohen Gefäßen, wie um sich auszuruhen. Unter dem ungeheuern flachen Hut — Cappeline nennen sie ja wol die Maschine — kann kein Mensch das Gesicht gewahr werden. Aber so ein Hut sieht nicht übel aus, gewissermaßen kokett, weil er verbirgt um zu locken. Und so frag' ich denn, wahrhaftig sehr freundlich frag' ich: wer sie ist. Die Milchfrau! sagt sie, und sieht mich an mit einem Gesicht, das sie Macbeths Hexen gestohlen haben muß. Ich fahre zurück und aus der Thür, und pralle gegen eine

zweite Hexe, die sich mir als Wäscherin vorstellt. Ist das erlaubt? an andern Orten giebts unter dieser Sorte von Weibern recht amöne Gesichter, und hier sind es Scheusale, die einem den Morgen verbittern, wenn man wie ich den kleinen Aberglauben hat, daß der Anblick eines garstigen Weibes Unglück bringt. Ah! die Spanierinnen! die kleinen behenden Andalusierinnen mit den trippelnden Füßchen und den feurigen Augen, die verderben einem für immer die Freude an allen andern Weibern. Sie sind so göttlich kokett! so gewiß natürlich bei ihrer Koketterie, nicht geziert, nicht pretiös, nicht sentimental, wie die Koketterie der französischen, der englischen und der deutschen Frauen ist — sondern natürlich, und folglich anbetungswürdig und unübertreflich schön. Denn Schönheit ohne Koketterie lass' ich nicht gelten, existirt für mich gar nicht. Ich hoffe Sie sind meiner Meinung."

Cecil kam gar nicht zu sich vor Erstaunen! nicht über Sternfels — er kannte ähnliche Leute — aber über diese Gesellschaft für Renata. „Ich trete nie unbedingt einer fremden Meinung bei" antwortete er lächelnd.

„Diplomat! das hätte ich voraussetzen und mir die Frage sparen dürfen!" rief Sternfels lachend. Dann sagte er: „Ah, da kommt meine Schwägerin, die Infantin, wie ich sie nenne, weil sie so eine gewisse Grandezza hat, welche man in Büchern der Spanier mehr als in ihrem Leben findet."

Cecils Blick glitt von dem frivolen alten Mann auf die ernste Renata. Sie trug ein dunkelbraunes Kleid und ein weißes Mäntelchen von Cachemir; — das sind die Ordensfarben der Carmeliter. Der Schnitt war auch so seriös, so

einfach, in großen Falten, ohne Ausputz; und der kleine schlichte Strohhut mit weißem Band harmonirte mit dem übrigen Anzug. Cecil sagte:

„Infantin ist freilich eine edle Bezeichnung. Wollte ich indessen der Gräfin Dobenegg einen spanischen Character unterlegen, so würde es kein andrer sein, als der der heiligen Theresia; denn in ihrer Erscheinung tritt der innere Adel noch mehr hervor als die äußere Würde."

„Wahrhaftig, da mögen Sie Recht haben! ich will es aber doch lieber bei der Infantin bewenden lassen, die Heilige wäre allzu unbequem!" rief Sternfels.

„Keiner von den Herrn kommt zu mir — da muß ich wol zu Ihnen kommen," sagte Renata.

„Wir begnügten uns Sie aus der Ferne zu bewundern," erwiderte Sternfels verbindlich.

Zu einer solchen Phrase hatte Renata damals in Frankfurt immer ein verdrießliches Gesicht gemacht. Jezt antwortete sie ganz munter:

„Nun das ist mir doch lieb, daß Sie dieser großartigen und wunderschönen Natur gegenüber, Blick und Gedanken für mich behalten haben."

„Warum ist es Ihnen lieb, gnädige Gräfin?" fragte Cecil.

„O, mein Herr, das gilt nicht! rief sie. Ich habe Phrase um Phrase gegeben — so weit hab' ich's durch den Umgang mit der Welt gebracht. Aber nach dem Grund, weshalb man diese Phrasen wechselt, müssen Sie nicht forschen. Ja ja! sehen Sie mich immerhin mit fragenden Blicken an! Ich rede und weiß nicht was ich sage: das ist das Einzige,

was ich seit Frankfurt gelernt habe. Ein brillanter Erfolg für achtzehnmonatliche Reisen durch halb Europa!"

„Immer noch mehr als ich aufweisen kann, sagte Sternfels, denn ich habe gar nichts gelernt."

„Sie haben es auch nicht nöthig, erwiderte Renata, Sie sind vollkommen . . . . für die Welt."

„Was Ihre kleine Bosheit betrift, meine Infantin, so sind Sie es auch."

„Ob es ein Gewinn für Sie ist, Gräfin, weiß ich nicht, aber für uns Andre ist es ein großer, daß Sie unserer Sphäre zugänglicher geworden sind, sagte Cecil, denn wir werden Sie nun besser verstehen lernen."

„Sie haben mich immer verstanden," sagte sie freundlich.

Eusebie kam gleichfalls in den Garten. Renata stellte ihr Cecil vor. Sie empfing ihn kühl, aber heimlich überrascht durch seine Schönheit. Dieser Adel der Züge und diese Kraft des Ausdrucks mag selten in einem Antlitz vereint gefunden werden. Das geistige Leben im Auge und hinter der Stirn verlieh der Regelmäßigkeit der Züge eine feine und geistreiche Bewegung; die Unruh der Jugend war in ihnen gedämpft. Ohnehin waren sie nie zerarbeitet gewesen von irgend einer Leidenschaft, die am Herzen rastlos und scharf wie ein Geier nagt; aber die inneren Erfahrungen waren auch nicht spurlos vorübergegangen, nur hatten sie das Antlitz gereift, ohne es vorher zu zerwühlen und ihm einen Schmelz gegeben, den man auch an Gemälden gern hat — so daß man ein Bild mehr liebt, nachdem es von der Zeit einen gewissen ernsten Hauch empfangen hat, als wenn es frisch von der Staffelei des Malers kommt.

Cecil war fast unangenehm durch Eusebiens Erscheinung

berührt. Sie glich auffallend Dianen, aber mit einem abwechselnd harten und schlauen Ausdruck. Ihre Haltung war gut, ihre Toilette noch besser, von schönen Stoffen und gewählten Farben; dennoch sah sie neben der unschönen und unscheinbar gekleideten Renata nur wie eine Elegante neben einer vornehmen Frau aus — ohne jedoch eine Ahnung davon zu haben. Atlas, Sammet, Spitzen, Federn, und das Alles nach der letzten Mode, allein ohne Übertreibung, hing für sie auf die allernatürlichste Weise mit der Vornehmheit zusammen.

„Denn wer soll das tragen, wenn nicht wir?" sagte sie oft zu Renata, die wenig Sinn für dies Attribut ihres Standes hatte. Indessen bewirkte diese Überzeugung denn doch, daß Eusebie wenigstens gelassen ihre schönen Toiletten trug, und den Atlas=Schlafrock für eben so nothwendig als die Atlasrobe hielt. Auf die Finanzen ihres Mannes hatte diese Gesinnung einen ziemlich ungünstigen Einfluß; da er ihr aber mit gutem Beispiel voranging und nie die Rechnung eines Kaufmanns und Handwerkers bezahlte, d. h. nie eher, als bis seine Schuldenlast dermaßen angeschwollen war, daß sie ein Arrangement mit seinen Gläubigern erheischte: so setzte sie ihrer Neigung keine Schranken, und trug ihr Scherflein zur Verschwendung bei. Dies Alles war ein Greuel für die pünktliche, ordnungsliebende Renata, die jede Rechnung nach gelassener Durchsicht in dem Augenblick bezahlte, wo sie ihr eingereicht wurde, und die bei jedem Schritt, in kleinen wie in großen Dingen, auf eine Disharmonie mit Eusebien stieß.

Cecil fühlte sich innerlich so sehr durch Eusebie gelähmt, daß er fast wünschte Renata lieber gar nicht, als beständig

in der Gesellschaft der Schwester zu sehen, weil es doch ganz unmöglich für ihn sei, sich anders als steif und frostig unter ihren frostigen Blicken zu benehmen. Aber es gestaltete sich Alles sehr bald ganz anders. Cecil mußte gleich am ersten Tage Sternfels zu dem Gouverneur von Nizza führen, der den Fremden sein Haus öfnen und ihnen etwas die Honneurs machen muß; und dann in die Oper, wo Sternfels ebenfalls verschiedene Bekanntschaften anknüpfte.

„Aber welch' eine charmante Gesellschaft ist hier versammelt! berichtete er am nächsten Morgen beim Frühstück seinen Damen; eine crême der Elegance! ein wahres Baden-Baden des Südens ist dies kleine Nizza. Eusebie, mein Kind, ich sage Dir Du kannst Dich trösten über Neapel, denn Du wirst Dich hier eben so gut, und in eben so guter Gesellschaft amüsiren. Alle Tage regelmäßige Spazierfahrt am Meer, dann Oper, Bälle, Routs — überdies himmlische Gegend und göttliches Clima .... Infantin, was wollen Sie mehr?"

„Mir ist's recht, entgegnete Renata, wenn wir den ganzen Winter ruhig hier bleiben und die italienische Reise völlig aufgeben. Im Frühling, bei der Heimkehr nach Deutschland, können wir allenfalls Genua und die Lombardei sehen. Hier gefällt es mir, weil der Aufenthalt etwas Stilles und Ländliches hat, das mich in dieser schönen frischen Natur doppelt anspricht."

„Das muß ein wunderbarer Ort sein, der Jeden von Euch auf seine eigenthümliche Weise fesselt, sagte Eusebie. Da ich durch und durch reisemüde bin, so brauche ich keinen andern Grund zu haben um gern hier zu bleiben; — höch-

stens den, daß ich hoffe, das Clima werde mir die Nerven ermuntern."

„Abgemacht! rief Sternfels, wir bleiben also hier! Jezt aber sogleich das Allerwichtigste und Unentbehrliche: eine Loge in der Oper! heut' Abend hingegangen, der Gemalin des Gouverneurs einen Besuch in der ihren gemacht, und fertig seid Ihr, brillant eingeführt! Nur hübsch gekleidet, das bitt' ich mir aus! ich will Ehre von meinen zwei schönen Damen haben! ich habe Pariser Toiletten bemerkt. Nicht wahr, Infantin, auch Sie werden mir Freude machen?"

Renata versprach ihr Bestes zu thun, und Alles geschah genau wie Sternfels es angeordnet. Aber nach dem zweiten Act, nachdem Renata die üblichen Ceremonien vollzogen hatte, sagte sie zu Eusebien:

„Bleibe hier, wenn's Dich freut! mein Ohr leidet zu sehr von dieser kläglichen Musik; ich fahre heim."

Das that sie, und fortan blieb Eusebie diejenige der Schwestern, der sich die Huldigungen zuwendeten, umsomehr, da man sie für die Besitzerin des Vermögens hielt, von dessen Größe denn doch sehr bald in der Gesellschaft die Rede war. Sie war immer die elegantere, sie wußte sich den Schein der Domination zu geben und sie war stets umringt. Renata ging ihrer Wege, einsam, ungeschmückt, still. Man bemerkte sie kaum. Es hieß sie lebe ganz von der Gnade ihres großmüthigen Schwagers. Cecil hörte wol diese Fabeln, aber er widersprach ihnen nicht, weil er gar keine Lust verspürte, Renata als eine finanzielle Sommität in die Gesellschaft hinein zu drängen. Er war am liebsten mit ihr allein — nicht sowol weil er eine Rivalität mit Anderen fürchtete, als weil seine Erinnerung immer an den Momen-

ten haften blieb, wo sie ihm ungestört in ihrer Eigenthümlichkeit, einsam entgegen getreten war, so frisch, so gut, so unbefangen, daß all der Wust von Welt, den Jeder mit sich schleppt, der in und mit ihr lebt, wie Nebel aus seinem Kopf schwand. Cecil war der Einzige hier, den sie lange kannte, den sie zu allen Epochen ihres Lebens gesehen hatte, mit dem sie in schmerzliche Berührung, aber eben dadurch ihm näher gekommen war; denn es giebt Ereignisse, die entweder ganz auseinander reißen oder, wenn das nicht statt findet, enger verbinden. Renaten war immer zu Sinn, als müsse sie ihm etwas zu Liebe thun dafür, daß Ignaz ihm etwas zu Leide gethan; während Eusebie, die keine eigene Schuld, viel weniger eine fremde abtragen mogte, sich durch seine bloße Existenz beeinträchtigt fühlte. Überdas kränkte die vollkommene Gleichgültigkeit sie, die er für sie an den Tag legte. Ihre Eitelkeit war unersättlich in Triumphen, und wenn zehn Männer sie umgaben, so bemerkte sie mit Verdruß, daß Einer in dem Kreise fehlte.

„Findest Du denn wirklich Forster liebenswürdig? fragte sie nach einigen Tagen Renata; — mir kommt er unerhört süffisant vor.“

„Seine Dosis Selbstgefühl wird er wol haben, entgegnete Renata, und liebenswürdig ist ein großes Wort; aber ja! mir gefällt er — wenigstens insofern, daß ich eben Niemand sehe, der mir besser gefiele.“

„Schwesterchen! Schwesterchen! rief Sternfels, das ist ja eine Art von Declaration. Aha! hab' ich's nicht immer prophezeiht, daß Ihr kühles Herz sich erwärmen würde? nun geschieht es. Aber was bei Ihnen nicht Alles dazu gehört! Rosenduft, Orangeblüten, ewiger Sonnenschein, italienischer

Himmel und — ein deutsches Herz! kein französisches, englisches, spanisches, nein! ein deutsches Herz. Das gefällt mir! im Namen aller deutschen Männerherzen bedank' ich mich ganz unterthänig."

„Welche Faselei!" unterbrach Eusebie ihn trocken.

„Faselei! Kind, du weißt nicht was Du sagst. Herzensangelegenheiten sind die wichtigsten und einflußreichsten auf das ganze Menschengeschlecht, weil ohne sie an ein freudiges Fortblühen desselben gar nicht zu denken ist, indem es alsdann in stupide, brutale Allüren verfallen muß; und nach meiner Ansicht ist Stupidität das Übelste, was die Nachkommenschaft von uns zu erben hat. Ist aber das Herz dabei im Spiel — ade die Stupidität! Eya, wie fröhlich, wie lustig, wie frisch geht das Leben vorwärts! das schwärzeste Blut wird rosenfarben, das dickste fließt leicht durch die Adern! Außerdem daß die Liebe sehr angenehm ist, ist sie auch sehr gesund . . . ." —

„Ich bitte Dich mit medizinischen Ansichten über die Liebe uns zu verschonen," unterbrach ihn Eusebie.

„Kind, laß mich ausreden! wer denkt an Medizin? ich gewiß nicht, denn mir sind alle Ärzte mit ihrem Unwesen von Pillen und Pulvern dermaßen ein Greuel, daß, wär' ich ein Gesetzgeber, ich ein Botany-Bay am Nordpol für sie stiftete, wo sie die Eisbären und sich selbst untereinander zu Tode kuriren könnten. Es giebt nur eine Sorte von Creaturen auf der Welt, die ich hasse, und das sind die Katzen; aber dennoch würd' ich nie die Grausamkeit haben, eine kranke Katze in die Hände eines Arztes zu liefern. Aber sieh, wie Du mich aus dem Concept gebracht hast! . . . . Verzeihung, Infantin! wir wollen mit einander reden! wir

wollen die Eusebie von unsrer Unterhaltung ausschließen, weil sie ein prosaisches Frauenzimmer ist, das Herzensangelegenheiten — Faseleien nennt. Wir wollen bei unsrer wundervollen Ansicht von der Liebe verbleiben, daß sie gesund für Leib und Seele ist, insofern sie dem ganzen Menschen eine Elastizität, eine Schwung- und Spannkraft verleiht, die ihn höchst wolthätig aus dem Schlendrian seiner alltäglichen Existenz aufrüttelt. Wer liebt hat Flügel, Springfedern, oder dergleichen, an Leib und Seele; daher ist einem zu Muth als müsse man gen Himmel fliegen, und diesen Zustand haben die alten blinden Heiden sehr passend dadurch symbolisirt, daß sie den Amor zu einem geflügelten Bübchen machten."

„Wer liebt, hat Flügel, sagte Renata nachdenklich; ja, aber sie tragen doch nicht hoch genug, nicht weit genug."

„Genau dahin, wohin sie tragen sollen, entgegnete Sternfels; nämlich .... in ein Nest, oder — da wir Menschen und keine Vögel sind — in eine Häuslichkeit."

„Das ist dann freilich sehr glücklich!" erwiderte sie zerstreut.

„Nun? was hält Sie denn ab, dies Glück zu genießen, wenn Sie es doch dafür erkennen?" fragte er befremdet.

„Liebe war dessen unerläßliche Bedingung, wenn ich Sie recht verstanden habe, und wo wäre denn die?"

„In Ihrem Herzen, ganz heimlich, tief versteckt, erröthend, verschämt! .... O Schwesterchen, ein Andrer muß Ihnen das erklären, ein Beneidenswerther, ein seliger Sterblicher ...." —

„Lieber Sternfels! unterbrach ihn diesmal Renata, jezt muß auch ich sagen: Sie faseln."

„Weil ich in Ihr Herzchen geschaut habe?"

„Weil Sie ein armes stilles graues Herz mit himmelblauen, rosenrothen und maigrünen Brillen betrachten."

„Das ist ja eine mit allen Farben des Regenbogens brillantirte Verleumdung! Nein nein! die lasse ich nicht auf mir sitzen! und wenn Sie wirklich so unerfahren in dem Buch der Liebe sind, wie Sie es uns scherzhafter Weise vorgaukeln, so will ich Ihnen das Abc vorbuchstabiren, damit Sie auf Ihre eigene Hand weiter lesen mögen. Sie haben uns gestanden, daß der Legationsrath Forster Ihnen gefiele."

„Gestanden? Nein! — ich hab' es gesagt."

„Nicht doch! Sie haben es nicht aus freien Stücken, sondern auf Eusebiens Frage gesagt; und das nennt man gestanden."

„Ja, vor Gericht."

„Eben darum! denn wir constituiren hier einen Liebeshof, der nachbarlichen Provence und ihren erotischen und poetischen Erinnerungen zu Ehren, dessen Präsident ich bin. — Also: er gefällt Ihnen."

„Ja."

„Sie sehen Niemand, der Ihnen besser gefiele."

„Ja."

„Sie haben also ein ausschließliches Gefallen an ihm, denn alle Anderen gefallen Ihnen weniger oder gar nicht."

„Ja" sagte Renata lächelnd.

„Ein ausschließliches Wolgefallen zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts nennt man Liebe. Ergo: Sie lieben ihn. — Inculpat hat eingestanden; das Protokoll wird geschlossen. Sie sind überführt des Majestätsverbrechens,

das Abc der Liebe zu kennen und verleugnet zu haben. Die Strafe dafür mag Ihnen der Gekränkte selbst auferlegen."

„O mein Gott! rief Eusebie in der heftigsten Ungeduld; Scherze läßt man sich gefallen, selbst von der frivolsten Art. Nur find' ich, müssen sie nicht so entsetzlich mal à propos bei der ersten besten Person angebracht werden, lieber Sternfels."

„Nennst Du Forster den Ersten Besten? fragte er. Kennt Renata ihn nicht seit zehn Jahren fast? hat er nicht immer ausschließlich in der crême der Gesellschaft gelebt? geht er nicht als Hausfreund aus und ein bei ihrer Schwägerin Werden, die wahrlich exclusiv genug ist? nimmt er nicht eine sehr gute unabhängige Stellung ein und zwar in der allerersten Reihe?"

„Ja ja ja ja! das Alles ist er, hat er, thut er! Dennoch fehlt ihm Eines: der Name! um ihn meiner Schwester auch nur im Scherz nahe zu bringen."

„Fürchte nichts! sagte Renata spöttisch und kalt. Er hat das Licht und ihm fehlt nur der Schatten. Umgekehrt würd' es bedenklicher sein! da liefe ich Gefahr in die Dunkelheit hinein gezogen zu werden. Jezt nicht!"

„Liebe Renata! sagte Eusebie hochfahrend, Deine liberalen Gesinnungen sind gewiß im Spessart vollkommen in der Ordnung, um Dich bei Deinen Bauern beliebt zu machen; aber sie sind es nicht, sobald von Verhältnissen geredet wird, bei denen die ganze Familie betheiligt ist, die Deinen Namen trägt. Übrigens fällt es mir nicht ein das für Ernst zu nehmen, was Du eben sagtest. Du hast Einsicht genug um zu erkennen, daß der Legationsrath Forster für uns nicht paßt."

„Da ich seit meinem sechszehnten Jahr die Gewohnheit habe selbständig zu erkennen, zu handeln, zu entscheiden, erwiderte Renata stolz, und da ich ferner gewohnt bin höhere und edlere Rücksichten zu erwägen, als die eines Familiennamens: so könnte es sich denn doch recht leicht ereignen, daß irgend Jemand für Euch nicht paßte — wol aber für mich. Mir gefällt Forster; ich habe mit ihm in der Intimität gelebt und habe keinen Grund, um es nicht ferner zu thun.“

„Im Gegentheil! sagte Sternfels begütigend; sie wird immer größer werden.“

„Das glaub' ich auch nicht,“ entgegnete sie und verließ das Zimmer.

Sie ging auf die Terrasse ihres Hauses, und zwar auf und nieder innerhalb ihrer Blumengrenze, die sie nie überschritt, auch wenn Cecil nicht daheim war, und obgleich er ihr vorgeschlagen hatte, seine Terrassenthür ganz zu schließen.

„Der gemeinschaftliche Besitz stört mich gar nicht, hatte sie ihm geantwortet; aber Ihr Opfer, diese allerliebste Terrasse nie zu betreten, würde mich drücken.“ — Und so hatten sie denn die Übereinkunft getroffen, auf der Terrasse allemal Einer für den Andern gleichsam unsichtbar zu sein. Doch Renata war heute kaum erschienen, als Cecil nicht nur augenblicklich aus seinem Salon — sondern auch bis zur Blumengrenze heran trat und Renata um Erlaubniß bat, sie gar überschreiten zu dürfen. Er hielt einen Brief in der Hand, und ganz gespannt hieß sie ihn näher kommen.

„Dieser Brief meiner Schwester Auguste wird Sie gewiß interessiren, gnädige Gräfin, sagte er, da Sie an den

Verhältnissen meines verstorbenen Bruders solchen lebhaften Antheil nehmen, und mit Frau von Beiron gar verwandt sind."

„Und was ist's mit Frau von Beiron?" fragte Renata.

„Es heißt, sie werde sich verheirathen; von Fräulein Agathe Gertner aber ist es gewiß! sie hat sich mit einem Dragoneroffizier verlobt. Es sind noch nicht zwei Jahr seit Sigismunds Tode verflossen, und die beiden Frauen, die ihn geliebt und ihn das Leben gekostet haben, öfnen ihr Herz einer neuen Liebe."

„Für Agathe find' ich das höchst natürlich. Er ist todt, Ihr armer Bruder, und das sind bevorzugte Menschen, denen das Schicksal ihr Unrecht nicht hingehen läßt; aber Unrecht hatte er doch gegen die arme Agathe. Die Liebe ist das Paradies vor dessen Thür Niemand stehen bleiben will, wer einmal so weit gekommen ist. Da heirathet sie nun einen Dragoneroffizier, und vielleicht nicht aus Liebe, sondern um der früheren unvollständigen Liebe willen."

„Genug, sie heirathet! und im Allgemeinen ist denn doch wol anzunehmen, daß das eine Sache ist, die Niemand aus Gram thut, sondern nachdem der Gram gewichen ist, anfangs der Wehmuth, dann der Ruhe, endlich dem Bedürfniß nach neuem Glück."

„Und das tadeln Sie? mir scheint das wirklich in der Ordnung!"

„Ja, gleichsam in untergeordneter Ordnung."

„O nein! zu rechter Zeit erkennen, daß wir unser Herz nicht wie eine Sandscholle über dem Sarg einer Erinnerung steril zerbröckeln, sondern es zu einem Blumengarten umschaffen sollen: darin liegt keine niedrige und oberflächliche

Gesinnung. Denn .... einmal wird die Seele doch ruhig! .... nicht gleichgültig, nein! gleichgültig gewiß nicht, aber doch ruhig."

„Wird die Seele ruhig aus müder Verzweiflung oder aus hoher tiefsinniger Weisheit? in letzterem Fall, Gräfin, gehört der Schritt, den Sie in der Ordnung nennen, wahrhaft einer höheren Ordnung der Gesinnung; doch im ersteren find' ich ihn wirklich nur alltäglich."

„Und wer berechtigt Sie etwas Andres als das Alltägliche in unsrer Zeit und unsrer Welt zu erwarten? die arme Agathe ist warlich sehr gegen ihren Wunsch und Willen zu einer Hauptperson in jener Tragödie geworden; sie begiebt sich wieder in das kleine bürgerliche Drama zurück, für welches sie bestimmt ist, und dazu gratulire ich ihr von Herzen."

„Nun? und Frau von Beiron? fragte Cecil lächelnd, erfreut auch deren Handlungsweise sich Ihres Beifalls?"

„Darüber giebt Ihre Frau Schwester noch keine bestimmte Nachricht; sie beschränkt sich auf „man sagt;" da müssen wir doch erst die Gewißheit abwarten, um sie zu loben oder zu tadeln."

„Nicht wahr, Gräfin, Sie sprechen genau wie Sie denken?" fragte Cecil schnell.

„Ja," erwiderte sie und sah ihn überrascht an.

„Und wie Sie denken, so handeln Sie auch?" fragte er weiter, und sah ihr so fest in's Auge, daß sie es nicht abwenden konnte.

Ein heißes flüchtiges Roth flammte über ihr Antlitz, und mit einem Anflug von Verlegenheit antwortete sie:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich für durch und durch wahr halten.“

„So handeln Sie auch, Gräfin?“ wiederholte er bestimmt.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich dazu consequent und charakterfest genug bin, entgegnete sie lächelnd und mit mehr Fassung. Wenn Sie übrigens einen bestimmten Fall bei Ihren Fragen im Auge haben, so muß ich Ihnen sagen, daß meine Urtheile und Ansichten entweder immer ganz allgemein, und folglich dann auf keinen bestimmten Fall anzuwenden sind; — oder daß sie speziell über ein Individuum, mit Berücksichtigung der äußern und innern Verhältnisse, und folglich dann nicht auf's Allgemeine anzuwenden sind. Was dem Einen gut steht, kann dem Andern sehr übel stehen.“

„Gräfin, sagte Cecil nach einer kleinen Pause, wissen Sie wol, daß Sie Sich sehr verändert haben, seit wir uns nicht gesehen? Es war früher in Ihnen eine Entschiedenheit quand même; wo ist die geblieben? Sie waren unerschütterlich wie eine Gottheit“ . . . . —

Renata unterbrach Cecil, indem sie Schweigen gebietend lebhaft mit der Hand winkte.

„Auch mir waren Sie wie eine Gottheit,“ fuhr er langsam und leise fort.

Mit einer Bewegung voll unaussprechlichem Schmerz drückte sie die Hände vor's Gesicht, blickte zum Himmel, als sie sie fallen ließ, und sagte: „Ja, damals!“

„O beklagen Sie doch nicht das eisige Damals!“ rief er.

„Damals war ich glücklich im Vergleich zu jezt, sagte

sie. Sehen Sie, mitten auf hohem Meer und im Sturm mit einer Seele voll Schmerz zu stehen, das ist warlich kein unerträgliches Leid! Da ist Kampf, Drangsal, Verzweiflung; da tröstet man sich mit dem Gedanken: aber wenn ich's gar nicht mehr ertragen kann, so lege ich mich hin und sterbe. Da ist man so betäubt, so umbraus't, daß man nicht dazu kommt, das Weh zu ermessen. Allein wenn der Sturm sich legt und die Windstille einer sogenannten angenehmen Existenz eintritt, wo wir nichts zu bekämpfen noch zu überwinden haben, wo das Leben sich in leichter goldner Freiheit vor uns ausbreitet, wo keine gewichtig bestimmenden Pflichten die Gedanken zügeln, die Handlungen beherrschen, wo wir so recht Zeit und Muße haben, unser Leid um und um, und durch und durch zu fühlen, zu denken, zu ermessen: sehen Sie, da hört der Schmerz auf und da beginnt das Elend; und die elendeste Seite des Elends ist vielleicht die, daß es den Menschen matt macht, matt — wie ich jezt bin."

„Sie sind nicht matt! entgegnete Cecil; nur gesänftigt, zugänglich und weich, den Menschen besser verstehend, seine allseitigen Foderungen berücksichtigend" .... —

„Auf Kosten meines Herzens! unterbrach sie ihn. Mein Herz ist matt, denn es fühlt sich arm und elend, und das that es damals nicht, obgleich sich die Verhältnisse auch nicht um ein Haar breit geändert haben. Ich bin so matt, daß ich nicht mehr weiß, was ich will; ich sehne mich nach Einsamkeit, und sie kräftigt mich nicht; — nach Gesellschaft, und sie zerstreut mich nicht; — nach meinem stillen Ebernbach, und mir grauet vor seiner Abgeschiedenheit; — nach neuen Reisen, Erscheinungen, Eindrücken und Bildern, und

die im Voraus gewisse Überzeugung, daß sie mir doch keine innere Freude machen, keinen Trost, keinen Aufschwung geben werden, läßt mich fast mit Ekel auf sie blicken. So erbärmlich bin ich geworden, und Sie wundern Sich, daß ich nicht mehr meine frühere Entschiedenheit besitze!... O lieber Forster! die erste Bedingung unsers Daseins ist ein ganzes Leben, d. h. ein Leben, welches übervoll durch unsre Pflichten in Anspruch genommen wird, zu denen, wie sich von selbst versteht, Kämpfe, Bitterkeiten und Sorgen aller Art gehören. Aber dies leere Leben ist es, welches ich vorhin durch die zerbröckelnde Sandscholle bezeichnete, und welches, wie kein anderes, elend macht."

Sie sprach mit einer flammenden Lebendigkeit. Blitze und Thränen wechselten in ihrem Auge. Erstarb hier eine alte Liebe, oder zernagte sie ein leidenschaftliches Herz, oder machte eine neue sich Bahn? Cecil wußte es nicht; er war erschüttert durch diesen Ausbruch von Trostlosigkeit und von Vertrauen, denn er fühlte wol, wie übervoll und wie schmerzlich einsam dies Herz sein mußte, das sich bei einer so linden Berührung dem Zauber der Hingebung und des Verstandenseins ergab. Aber er fühlte auch, daß Renata ihm dadurch das Recht ertheilte, ihr als Freund näher zu treten, und schnell es benutzend, sagte er, ohne auf ihre Klagen einzugehen:

„Sie sind müde von den mancherlei Schmerzen, Gräfin, welche kein Leben verschonen, welche aber nur auf ernste und denkende Menschen ergreifende Wirkung haben. Vielleicht sind Sie auch jezt ein wenig nervenkrank, ein wenig überreizt durch dies ewige Reisen, das so scharf mit Ihren früheren Gewohnheiten kontrastirt, und das durch die Um-

stände weniger erfrischend und anregend auf Sie wirkt, als Sie es wol gehofft haben mögen. Dies voraussehend, hat Frau von Werden Ihnen früher gerathen, sich nicht blindlings diesen Umständen in die Arme zu werfen; — aber Rath ist nun etwas, das keine Frau liebt, und wovon Ihr Schicksal Sie auch dadurch entwöhnt hat, daß es Sie von der Kinderstube an zur Selbständigkeit anwies."

„Und was wollen Sie mir denn rathen?" fragte Renata gespannt.

„Ich werde mich wol hüten, mich Ihnen als ein langweiliger und unbequemer Rathgeber zu nähern, rief Cecil lachend. Ich wünschte nur, daß Sie mir erlaubten, etwas mehr mich Ihres Umgangs erfreuen zu dürfen. Sie lieben nicht die Gesellschaft; ich begreife das. Dazu gehört eine andere Seele, als die Ihre ist. Aber Sie sind so fürchterlich einsam — denn die Menschen, die Sie am nächsten umgeben, sind nicht im Gleichgewicht mit Ihnen — daß Sie in einen brütenden Zustand verfallen, in dem sich Ihre Kräfte zersetzen. Mich kennen Sie! Sie wissen, was an mir ist; in einer sehr trüben Epoche meines Lebens haben Sie Sich mit beglückender Huld und Freundlichkeit mir genähert, und sind, ohne es zu ahnen — geschweige es zu wollen — wie ein Magnet für mich gewesen, der dem Eisen seine Kraft mittheilt. Dafür bin ich Ihnen mehr als dankbar, so lange ich lebe: ich bin Ihnen ergeben, Gräfin! Weil Sie im Stande waren, Einfluß auf mich zu üben, muß ich doch nicht ganz außerhalb Ihrer Sphäre stehen, und darum gönnen Sie mir Ihren Umgang, der Ihnen weniger lästig als jeder andre sein muß, weil ich Sie kenne, und Sie mich."

„Sie wissen nicht, um was Sie mich bitten, sprach Renata trübe; ich habe die Mittheilsamkeit ganz verlernt. Ich plaudere hohl und oberflächlich, wie Sie das bemerkt haben; ich kann Scherze anhören, erwidern; allein ich — ich selbst, ich bin verstummt, wie die Nachtigall im Käfig, dem man den schützenden grünen Schleier abgenommen hat, und die sich nun von lautem unharmonischen, diskordanten Geräusch so beängstigend umringt sieht, daß sie keinen Ton in ihrer Kehle findet."

„Aber was thut man Ihnen denn?" rief Cecil schmerzlich.

„O nichts! Man thut mir nur weh, und auch das nur, weil wir uns nun einmal gar nicht verstehen, und weil die Gemüther nicht auf denselben Ton gestimmt sind — was natürlich ebensowol meine Schuld, als fremde ist, wenn da überhaupt von Schuld die Rede sein darf. — Gut! setzte sie plötzlich mit ihrer alten Entschiedenheit hinzu; also Sie wollen mit mir spazieren reiten?"

„Wie gern!" rief Cecil freudig.

„Ich sage Ihnen vorher, es wird Sie nicht amüsiren. Täglich, Punkt zwölf Uhr, nach dem Frühstück, reiten wir aus, ich zu Pferd, Mimi zu Esel, und fast immer nach dem Château de St. André; und gegen sechs, zur Speisestunde, kehren wir heim."

„Und was machen Sie dort während der ganzen Zeit? lesen Sie? zeichnen Sie? botanisiren Sie?"

„Nein, ich thue nichts."

„Und das langweilt Sie nicht?"

„O ja, sehr! Aber zeichnen kann ich nicht, und lesen, nur um die Zeit hinzubringen, mag ich nicht; denn in den

meisten Büchern find' ich wahrlich noch weniger gute und gescheute Gedanken, als in meinem eignen Kopf."

„Dagegen ist es schwer, etwas einzuwenden. Indessen erlauben Sie mir gewiß, mein Album mitzunehmen und zu zeichnen. Vielleicht finden Sie selbst Geschmack daran."

Zu ihrem lebhaftesten Mißvergnügen sah Eusebie Cecil mit Renata von dannen reiten. Sie sagte zu ihrem Mann:

„Aber weshalb begleitest Du nicht Renata? Jezt drängt sich ihr dieser fremde süffisante Mensch auf, der mir ganz so aussieht, als lägen ihm die hochfliegendsten Projecte am nächsten, und der sich mit Frau von Werden's Freundschaft und Renata's langer Bekanntschaft gewisse Airs von Intimität giebt, die ich unerträglich finde."

„Wenn es bloße Airs sind, entgegnete Sternfels gelassen, so ist Renata ganz die Frau, um ihn ad absurdum zu führen, mein gutes Kind. Ermuntert sie ihn aber dazu" . . . . —

„Das ist unmöglich!" brach Eusebie aus.

„Ermuntert sie ihn dazu, fuhr er fort, wie das aus dieser Promenade hervorzugehen scheint, und wie ich es auch sehr natürlich finde, so werd' ich mich wol hüten, Deiner Schwester lästig zu fallen, wie ein Spion, oder gar sie in ihren kleinen unschuldigen Freuden zu stören, wie ein grimmiger Haremswächter. Laß ihr doch den Spaß! Du hast ein halbes Dutzend Patitos — weshalb soll sie nicht einen haben?"

„Weil mit einem halben Dutzend nie — jedoch mit Einem sehr leicht die Sache ernsthaft werden, und sich mit einer Heirath endigen kann. Ich finde überhaupt eine Heirath für Renata ganz unpassend."

„Und warum das, mein Schätzchen?“

„Weil man sie doch nur um des Geldes willen heirathen würde.“

„Da würde man sehr Unrecht haben.“

„Nun ja! aber die Männer sind so.“

„Vorurtheil der Frauen!“

„Und dann ist Renata allerdings von starrem und ungefügigem Charakter.“

„O mein Kind, den sänftigt die Liebe. Ist sie nur erst gründlich in ihren Mann, oder überhaupt in einen Mann verliebt, so kann er sie um den Finger wickeln.“

„Da thust Du ihr himmelschreiendes Unrecht!“

„Unrecht! tatatata! Das ist die größte Liebenswürdigkeit der Frau. Ernst, schroff, unnahbar, abweisend, und dann plötzlich schmeichelnd und verliebt wie ein Kätzchen — das sind unwiderstehliche Frauen.“

Eusebie stampfte leise aber sehr ungeduldig mit dem Fuße, und sagte, die Achseln zuckend: „Renata verliebt und schmeichelnd! Du hast von den Frauen nur eine Gesamtvorstellung“ . . . . —

„Die auf Alle paßt, mehr oder minder, mein Schatz! unterbrach sie Sternfels. Glaube Du mir, ich bin ein alter Praktikus, der seit fast fünfzig Jahren Dein Geschlecht mit Eifer und Geduld studirt. Einen weichen Augenblick hat Jede: da spricht sie Ja! und es ist sehr glücklich für sie, wenn sie es nur vor dem Altar spricht. — — Ärgere Dich nicht! Renata wird es nur da sprechen! die Überzeugung hab' ich.“

„Es bleibt eine Thorheit für sie! rief Eusebie immer ungeduldiger. Sie ist ganz verblüht! sie ist häßlich.“

„Die südliche Luft bekommt ihr. Sie hat etwas Embonpoint gewonnen, so daß ihre Büste noch einmal recht schön werden mag; ihr Nacken war es immer! Dann hat sie ein gutes und sehr lebhaftes Lächeln, das ihr lieblich über's ganze Gesicht blitzt, und hier bekommt sie gar etwas frische Farbe! Dazu ihre leichte vornehme Haltung! das ist genug, um große Passionen zu erregen. Diese unregelmäßigen Gesichter, welche nur der Neid häßlich nennt, haben, ich weiß nicht was für unsichtbare Häkchen, an denen das Herz unwiderstehlich hängen bleibt. Hat einmal eine sogenannte Häßliche eine Leidenschaft eingeflößt, so ist es auf Tod und Leben. Weshalb sollte es Deiner armen Schwester nicht gelingen, der ich aus voller Seele Ersatz für ihre verlorne Jugend wünsche."

„Nur nicht durch diesen Herrn Forster! Eine zweite Mesalliance in unsrer Familie wäre ein allzu arger Scandal."

„Es giebt freilich noch keinen Dienstadel in Deutschland, wie in Rußland, wo ein gewisser Grad im Militär- und Civildienst den Adel verleiht; dennoch finde ich, daß die diplomatische Carriere überall etwas Ähnliches bewirkt, sobald sie durch die Persönlichkeit so gewichtig unterstützt wird, wie bei Forster. Also tröste Dich! . . . und hüte Dich, Deine Schwester durch Widerspruch zu reizen. Ich bin kein Gelegenheitsmacher, allein ich will Renata doch lieber in freundlicher als in unfreundlicher Stimmung für uns sehen — wenigstens so lange diese Reise dauert, und bis wir in Deutschland uns definitiv wieder auf eigene Hand etablirt haben. Brouilliren dürfen wir uns ohnehin nie mit ihr! denn . . . . Schulden zu machen ist sehr leicht; sie zu zahlen — sehr schwer."

Trällernd verließ er Eusebie, die ihm verächtlich nachblickte, und: „Frivole, gemeine Gesinnung!“ vor sich hin murmelte, ganz vergessend, daß die ihre nicht edler war. Aber nebenbei war sie herrisch, und aus Selbstverblendung nannte sie das edel. Sie wähnte sich Renaten an Menschenkenntniß und Welterfahrung weit überlegen, und dadurch berechtigt, sie zu dominiren. Auch als Renata heimkehrte, gab es eine kleine Szene zwischen den Schwestern, denn Eusebie wollte ihr begreiflich machen, daß solche Promenaden unpassend wären, und Renata antwortete darauf nur starr und kalt:

„Für Euch vielleicht; nicht für mich.“

„Du lebst in der Welt, folglich mußt Du ihren Schicklichkeitsgesetzen gehorchen, so gut wie wir.“

„Schicklichkeitsgesetze? fragte Renata spöttisch.. Es ist sehr schicklich, in der Gesellschaft sich von Männern Dinge erzählen zu lassen, welche das natürliche Anstandsgefühl auf die impertinenteste Weise verletzen, und für welche Zweideutigkeit ein mildes Wort ist. Es ist sehr schicklich, sich in einer Art zu kleiden, die ich ebensowol als jene Conversation frech nennen würde, wenn sie nicht durch die Firma: Mode! geheiligt wäre. Es ist sehr schicklich, mit den albernsten und flachsten Gecken zu kokettiren, um in seiner Loge oder hinter seinem Stuhl zwei oder drei solcher Menschennullen mehr als die intime Freundin zu haben. Nein, liebe Eusebie! die Schicklichkeitsgesetze der Gesellschaft sind nicht die meinen! Ich gehorche ihnen nicht, ich vortheile nicht von ihnen; aber ich bin auch nicht gesonnen, mich durch sie beeinträchtigen zu lassen, und was Du mir in dieser Hinsicht sagen mögest, wird nie überzeugend genug

sein, um mich wanken zu machen. Daher dächte ich, Du spartest Dir die Mühe."

Eusebie schwieg für den Augenblick; doch wo sie nur irgend konnte, ließ sie es nicht an Zurechtweisungen und Stichelreden fehlen, die Renata mit kühler Schweigsamkeit an sich vorbeigleiten ließ.

Cecil war glücklich. Bisher hatte er immer nur ein Ziel vor Augen gehabt, wohin — jezt hatte er eins, für welches er streben wollte, für Renata's Besitz! Da waren die Mittel nicht mehr gleichgültig; da galt es nicht mehr, nur zu blenden, nur festen Fuß zu fassen, nur irgend eine Schwierigkeit zu besiegen. Nein, er wollte sie lieben, weil schon die Zuversicht der Liebe ihn überkam, daß die Erwiderung ihm dann nicht fehlen würde. Sonst hatte er immer gewartet, bis er geliebt wurde, um dann der Neigung zu begegnen; doch jezt durfte er sich sagen, daß die Liebe zu Renata ihm ohne Berechnung und ohne Hofnung, überraschend wie ein neues Sternbild, belebend wie ein frischer Quell in der Seele aufgegangen sei — ohne sein Zuthun, ja ohne seinen Wunsch; nur durch himmlische Fügung. In dieser Liebe fühlte er seines Daseins Kulminationspunkt und Grenze. Sie umschloß und gewährte Alles; über sie hinaus lag nichts. Mit dieser Liebe wehte die Siegesfahne über dem gewonnenen Schlachtfeld des Lebens; ohne sie — mogte die Schlacht zwar gewonnen, aber der jubelnde Triumph des Sieges in Blut und Wunden erstorben sein. Die erste, allgewaltige, den ganzen Menschen erfassende und beherrschende Leidenschaft empfand er für eine Frau, die nichts von dem Allen war, was er sich sonst als unerläßliche Bedingung geträumt: nicht schön, nicht gefeiert, nicht domini-

rend, nicht glänzend, nichts, was der Eitelkeit eines Mannes schmeicheln konnte, nichts, was die Gesellschaft in eclatantes Erstaunen über sein Glück versetzt hätte — wenn er glücklich wurde. — Er ließ jezt in seinen einsamen Stunden die Momente an sich vorübergleiten, wo Renata ihm erschienen war, und immer, immer hatte sie ihm den gleichen, den unräsonirten Eindruck gemacht, als tauche ein Meerwunder, eine Seejungfrau aus dem Ozean des Lebens zwischen all' den kleinen buntbewimpelten Nachen befremdlich empor. Es wäre kindisch, zu behaupten — so schloß er eins seiner Selbstgespräche — daß ich Renata geliebt hätte, sobald ich sie gesehen; aber es ist ganz gewiß, daß sie sich mit dem ersten Blick einer Region meiner Seele bemächtigt hat, die jedem andern Weibe unzugänglich geblieben ist, und in der sie gewohnt hat wie ein Heiligenbild im Tabernakel. Es gehört viel dazu an Schmerz, Überdruß, Entmuthigung und Enttäuschung, bis der Mensch von seinen falschen Götzen zu seiner Gottheit sich hinwendet; aber der Himmel weiß, daß mir die falschen Götzen, denen ich gehuldigt, wenig Segen und gar keine Befriedigung gebracht haben. Ich bin nicht verweichlicht noch ermattet in ihrem Dienst, und meine besten Kräfte gehören dem geliebten Heiligenbild.

Renata war mit nichten so glücklich, sondern wirklich elend — wie sie es ihm gesagt hatte. „Ich bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dach.“ Dieses traurige Bild, welches der Sänger der Psalmen in einer seiner tiefen Melancholieen auf sich anwendet, wich ihr nicht aus der Seele; und dazwischen fragte sie sich zuweilen mit einer Aufwallung von stolzem Selbstgefühl und von zerschmetternder Trostlosigkeit: Ich habe mein Leben lang nur das gethan, was

gut oder recht war; weshalb bin ich denn so wenig glücklich? — Und Bilder dämmerten in ihr auf, um ihr zu zeigen, daß sie jezt glücklich an Emmerichs Seite sein würde, wenn sie ihn damals nicht zurückgewiesen, sondern gefesselt hätte, als er frei, und sie nur scheinbar gebunden war. Dann, wenn ihre Seele stark war, verhüllte sie den innern Blick vor diesen verführerischen Bildern, und wendete ihn zu Emmerich wie er jezt war, dem Gemal einer Andern, dem Vater; und das machte sie still. Mit dem Emmerich, das empfand sie deutlich, hatte sie auf Erden nichts mehr zu theilen. Aber nicht immer war die arme Seele stark genug zu dieser Erhebung über Wunsch und Sehnsucht. Die Sehnsucht, diese fürchterliche Fee, die mit ihrem Zauberstab alle Kräfte zur Unthätigkeit paralysirt, die Gedanken in ein stumpfes und dennoch grausam intenses Wollen verwandelt, und durch das ganze Sein die langsam zerbrechenden, jeden Widerstand ermattenden Wogen eines Meeres ohne Ufer rollen läßt; — diese Sehnsucht, die sich zu Zeiten der stärksten Naturen bemeistert, ja vielleicht untrennbar von ihnen ist, zerknickte Renata. Sie hatte sie auch früher gekannt, o längst! aber damals gemildert durch die Verhältnisse, die ihr die Nothwendigkeit aufdrängten, sich zu ermannen, zu besinnen, Egon zu vertreten. Sie durfte sich damals doch sagen: Ich nütze ihm, ich diene ihm; bei ihm ist mein Platz, denn seine Existenz hängt an mir. Aber jezt? wem nützte und diente sie? für wen lebte sie? wer hatte Freude an ihrer kläglichen Existenz ohne Nerv zum Guten? — Ja, auch früher war es schwer, auszuharren in Geduld und Kraft; aber es gab ein Wort, das leuchtete wie ein Sonnenstral in die dunkle Wildniß hinein: Gott hat es gewollt, hat

mich gerade auf diesen und keinen andern Platz, für diese und keine andre Pflicht bestimmt; und dadurch fühlte sie sich in einer gewissen Unmittelbarkeit zu seinem Willen, die ihr ein stärkendes Bewußtsein gab. Auch jezt allerdings hielt nichts sie ab, diese Überzeugung fest zu halten; nur war es unendlich viel schwerer. Der Mensch hat ein unerschöpfliches Bedürfniß, aus fremder Existenz die Zufriedenheit der eigenen zu schöpfen; das ist zugleich seine Stralen- und seine Dornenkrone. Er hat eine so glorwürdige Meinung vom Menschen, daß er nur das leben nennt, inwiefern er für Andere und in Anderen lebt. Wer inmitten eines Kreises von Pflichten steht, mag diese zu Zeiten drückend, lästig, ja fast unaushaltbar finden; dennoch wird es ihm leichter sein, sie zu erfüllen, als wenn er sich einen solchen Kreis erfinden und sich Pflichten machen, Aufgaben wählen soll, nur um einen Lebenszweck zu haben, nur um dem Drange nach verbrauchender Beschäftigung Folge zu leisten. Denn das ist bitter: die Kräfte von nichts verbraucht zu fühlen, als von der Zeit! Dagegen sind Schmerzen, Sorgen, Überanstrengungen willkommen. Um dem zu entgehen, werfen sich so Manche in's Meer der Thorheiten und Leidenschaften hinein. Nichts vergißt der Mensch so leicht als das Eine, daß Gott ihn nach seinem Bilde schuf, damit er gottähnlich werde; und es ist sehr gottähnlich, aus dem Nichts, aus den äußern indifferenten Elementen durch Erkenntniß und Willen eine Welt zu schaffen, in die man die Resultate seines innern Lebens niederlegt, und Äußeres fortbildend, innerlich sich entwickelt. Und weil es sehr gottähnlich ist, darum wird es dem Menschen sehr schwer. Er tappt umher, verirrt sich, greift und schreitet fehl; und aus der

Wüstenfreiheit seiner ungebundenen Existenz sehnt er sich zu der eng begrenzten Stelle zurück, die er früher Kerker genannt hat.

So ging es Renaten. Sie wußte nicht wohin mit ihrer Zeit, ihren Gedanken, ihrem Interesse. Um das Leben mit einer Wissenschaft oder einer Kunst auszufüllen, dazu gehört Vocation, dazu muß der Genius befähigen, nicht die Langeweile. Sie hatte ihr wunderschönes Talent für Musik; das war allerdings als Schmuck und Erholung ihrer Tage unendlich viel, aber sehr ungenügend als Fundament eines Lebensberufs; herrlich in Ebernbach nach vollbrachten Geschäften, gleichgültig in Nizza, wo sie, wenn sie sonst Lust gehabt hätte, vom Morgen bis zum Abend spielen durfte. Sie sagte einmal zu Cecil:

„Gott, wenn ich bedenke, was es für verschiedene Sorten von glücklichen Menschen auf der Welt giebt, so bin ich immer geneigt, mein Schicksal anzuklagen, das mich zu keiner gesellt hat.“

„Versuchen Sie es, dem Schicksal zum Trotz, auf Ihre eigene Hand! sagte er halb scherzhaft, halb ermuthigend; es ist nur die Frage, zu welcher Sorte Sie passen.“

„Ach leider nein! das ist gar nicht mehr die Frage, denn ich passe zu keiner. Die glücklichen Menschen, von denen ich rede, sind nicht sowol glücklich durch die Verhältnisse — was immer ein schwankendes und unsichres Glück ist — sondern unabhängig von denselben durch ihre seltsamen Fähigkeiten. Da giebt es Einige, die setzen sich hin in ihrem Zimmer, greifen aus dem Chaos von Gedanken, das sich ihnen im Kopfe bewegt, einen heraus, steigen zu seinem Ursprung hinab, zu seinem Ende hinauf, verknüpfen ihn

rechts und links mit allen Consequenzen, welche er nach sich zieht, scheiden ihn links und rechts von den Widersprüchen, auf die er stößt, und siehe da! nach einiger Zeit offenbaren sich wundervolle Ergebnisse, wirksam, folgenschwer für die ganze Welt! Dieser hat ein philosophisches System begründet; der — eine neue Konstruktion eines Dampfkessels oder eines Webstuhls erfunden; jener — ein wichtiges Problem in der Wissenschaft gelös't. Und das hat sich so gemacht, während sie friedlich mit ihren höchst unterhaltenden Grübeleien in irgend einem stillen Winkelchen saßen, und von der Welt nichts nöthig hatten, als das Material zu ihren Experimenten. Sind das nicht beneidenswerthe Menschen?"

„Um das zu würdigen, muß man eben vom Fach sein — dächte ich, entgegnete Cecil. Mein ganzes Leben der Beobachtung des Lebens der Infusionsthiere gewidmet, würde mir höchst unerquicklich erscheinen, sogar wenn die Wissenschaftsmänner über meine Resultate staunten."

„Dann giebt es noch Andere, fuhr Renata fort; Kunstmenschen, oder wie soll ich sie nennen, die bemächtigen sich nicht des brütenden und grübelnden, sondern des bildenden und schaffenden Gedankens: der Ideen! und ihre Werke setzen der Welt zwar keine neuen Räder an, aber sie werfen kleine Sonnen in sie hinein, Sonnen der Schönheit im Rahmen der Kunst, als Buch, als Bild, als Composition die Poesie ausathmend, welche ihr Schöpfer eingeathmet hat. Nun, wollen Sie selbstzufrieden auch diese bevorzugten Kreaturen nicht beneidenswerth nennen?" fragte sie lächelnd, als Cecil schwieg.

„Die nun gar nicht, rief er. Sie kommen mir vor wie die Matrosen im Mastkorb, die früher Land sehen und ru-

sen, als die übrige Schiffsmannschaft, und die der Sturm auch leichter in's Meer schleudert; — oder wie die Schieferdecker, die das Kreuz auf die Spitze des Kirchthurms pflanzen, während sie sich mühsam gegen den Schwindel vertheidigen, der in ihnen aufdämmert und sie herabzureißen droht. Nein, Gräfin! alle diese Existenzen leben im Thun, und das hat zwei Seiten, eine lichte, durch Gebrauch und Anwendung der Fähigkeiten, und eine sehr, sehr trübe, durch den zweifelhaften, oft verkehrten und schädlichen, oft beneideten Erfolg. Die Existenz scheint mir am vollkommensten, wo das ruhige Sein waltet, ohne vorherrschende einseitige Richtung der Gedanken oder Ideen. Sein, ohne viel durch Denken, Thun, Bilden, Schaffen, Arbeiten sich zu manifestiren, ist die schönste Bestimmung des Weibes, und ich begreife nicht, wie Sie, Gräfin, auf die Verblendung kommen können, eine andere der Ihren vorzuziehen."

„Wir haben nicht denselben Standpunkt, um mich zu betrachten, antwortete Renata, folglich können wir nicht zu demselben Urtheil gelangen. Sie sehen in mich hinein — etwa wie in einen Palast. Ach, was für Köstlichkeiten pflegt der zu enthalten! Schätze, Kunstwerke, herrliche, freie, große Säle, voll Licht, voll Glanz! so geschmackvoll, prächtig und großartig Alles! — Ich aber, ich bin im Palast drinnen, und kenne dessen Leere und dessen Wust! . . . . und weder wolmeinende Freundschaft, noch flache Schmeichelei können mich zu anderer Ansicht bringen."

„Da haben Sie vollkommen Recht! entgegnete Cecil, und ich bewundere Sie, weil Sie so unbestechlich den Dingen ihren Platz anweisen. Eine solche Umwälzung der Ansicht zu fremder Überzeugung kann nur die Liebe geben, denn sie

lehrt nicht fragen: Was halte ich von mir? sondern: Was hältst Du von mir? — und das ist entscheidend, das macht zufrieden, weil man immer im Geliebten das Organ einer höheren Offenbarung sieht."

Dies Gespräch fiel vor während sie langsam den Rücken des Berges hinaufritten, der den Golf von Nizza von dem von Villafranca scheidet. Oben übersieht man beide von einem gewissen Punkt aus, und Cecil nahm sein Skizzenbuch, wie er es häufig zu thun pflegte, und suchte einen Platz, der ein vortheilhaftes Bildchen für dasselbe liefern dürfte. Er überließ dann Renata sich selbst. Zuweilen ging sie umher und suchte ihrerseits ein Plätzchen, das ihrem Auge gefiel; zuweilen setzte sie sich zu Cecil und sah seiner Arbeit zu; und zuweilen plauderte sie mit Mimi, die immer noch ganz extraordinäre Streifzüge mit der kleinen Miß anstellte. Heute setzte Renate sich unter einen mächtigen uralten Oelbaum in weiter Ferne von Cecil, und blickte nachdenklich in die große blaue Meeresebene hinaus. Sie dachte an Cecils Worte, oder vielmehr klangen sie ihr so lebhaft in der Seele, daß sie davon ganz nachdenklich wurde. Was hältst Du von mir? fragte sie vor sich hin, ohne sich an einen bestimmten Gegenstand zu wenden; — ja, das mag eine süße Frage sein! aber mir antwortet Niemand darauf! — — Sie verfiel in tiefe Melancholie. In einen Baum hätte sie sich verwandeln mögen, in eine Blume, in einen Fels gar, um die Last der Existenz von sich abzuschütteln und dennoch nicht aus der Schöpfung zu verschwinden. Dann empfand sie wieder bitter die Feigheit dieses Wunsches. Der Mensch gehört einer andern Ordnung in der Schöpfung an, als die Distel, sprach sie zu sich selbst; folglich entspricht es

seiner Bestimmung am meisten, wenn sein Leben sich in möglichster Unähnlichkeit von dem pflanzlichen hält, und die Verhältnisse müßten ihm willkommen sein, die ihn darin unterstützen, ja, die ihn hineinzwingen, wenn er zu matt ist, um es freiwillig zu thun.

Cecil hatte sich ihr genähert. „Ich fürchte, sagte er, daß Sie Sich zu sehr langweilen, wenn Sie durch mich veranlaßt werden, so ungebührlich lange hier zu verweilen."

„Gott behüte! rief Renata, von mehr oder minder Langerweile ist bei mir nie die Rede, denn seit zwei Jahren, seit ich durch Egons Tod meinen Lebenszweck verloren habe, ist sie meine treue Gefährtin! und wenn Sie mich veranlassen, hier grade auf diesem Fleck zu verweilen, so ist mir das warlich höchst angenehm, denn nun habe ich doch einen Grund meines Verweilens, während ich mich so eben noch fragte, weshalb ich nicht in Grönland sei, oder auf dem Pic von Teneriffa, oder — im Grabe."

„Sie sind finstrer Laune, theure Gräfin, wie ich Sie in Frankfurt vor zwei Jahren fast immer, doch hier selten gesehen habe. Lassen Sie den unheimlichen Gast nicht Wurzel fassen an ihrem Heerde. Was damals zu begreifen war — ist es jezt nicht mehr. Ein Abschnitt Ihres Lebens liegt hinter Ihnen; Sie haben darin Ihre Aufgabe nicht abgethan, sondern vollbracht; dies Bewußtsein genügt, um muthig in einen neuen zu treten."

„Sie sprechen wie ein Mann!" unterbrach ihn Renata.

„Und Sie sind eigensinnig wie eine Frau! entgegnete Cecil scherzend. Sie wollen Sich nicht zerstreuen noch zerstreuen lassen; Sie verschmähen kleine unterhaltende Beschäftigungen, womit man die Stunden ausfüllt; die Gesellschaft

ist Ihnen ein Greuel; Sie reisen durch die schönsten Länder von Europa, ohne dem wechselnden Reichthum der Eindrücke Ihre Seele zu öfnen; statt sich zu bereichern, verarmen Sie, denn Sie verlieren die Fähigkeit, angeregt zu werden, weil Sie Sich dagegen verhärten. Ist das recht? gut? vernünftig?"

„Nein! o nein! sagte Renata wehmüthig. Es ist nur unvermeidlich. Sie stellen sich nicht vor, wie mein ganzes Leben auf und für Egons Leben eingerichtet war. Er war der Schlußstein des Gebäudes, an dem ich zehn Jahre gearbeitet habe; Gott nimmt ihn heraus — und es zerfällt. Liebe war nicht dabei im Spiel; aber grade deshalb mußte mein Eifer um so größer sein, war es auch wirklich, befähigte mich zu Opfer, zu Entsagung, zu Überwindung, zu Allem was dem Herzen schwer fällt und wogegen es sich sträubt. Ja, ich vollendete es! Ja, ich betrachtete mich als das Werkzeug in einer höhern Hand! Aber nun ist mein Tagewerk vollbracht, und der unnütze Knecht darf seiner Wege gehen .... Niemand braucht mich mehr."

Sie ließ mit einer trostlosen Bewegung die Hand in den Schooß sinken. Cecil hätte sich gern zu ihr niedergekniet; aber er nahm sich zusammen, lehnte sich ihr gegenüber an einen Baum und sagte ernst:

„Niemand, Gräfin? besinnen Sie Sich doch ernstlich, ob wirklich Niemand Ihrer bedarf?"

„Sprechen Sie mir nur nicht von Armen, Hülfsbedürftigen u. s. w.! rief Renata ungeduldig, denn die bedürfen mehr meiner Hand als meines Herzens, oder — um Ihre Ausdrücke zu brauchen — mehr des Thuns als des Seins."

„So sehen Sie Sich im Kreise Ihrer Freunde um."

„Ich habe keine Freunde! ich habe immer isolirt und fern von der Welt oder, wenn auf einige Zeit in ihr, theils für einen gewissen Zweck und theils .... in einer Art von Träumerei des Herzens gelebt, die mich wiederum isolirte, so daß mir die zahlreichen freundschaftlichen Verbindungen fehlen, welche manches einsame Leben erheitern."

„Ihre Familie ist so groß" .... —

„Und eben durch ihre Größe in sich selbst zerfallend! Zwischen so vielen Menschen walten verschiedene Elemente, die leicht zersetzende werden können. Was die zahlreichen Glieder einer Familie zusammenhält, trotz der verschiedenartigsten Charaktere, Lebenswege, Ziele, trotz Entfernung und Trennung, ist: eine überwiegende Anhänglichkeit an das Elternhaus, und sie fehlt uns Allen. Wir Alle haben es so früh verlassen und sind, jung und unreif wie wir waren, in Lagen gekommen, die solche Selbständigkeit erheischten, daß das Elternhaus nicht mit der Glorie von Schutz, Zuflucht, Heimat umgeben ist, die es für andere Augen tragen mag. Den meisten von uns erscheint es wie eine Schulstube, an die man nicht mit besonders zärtlichen Gefühlen denkt. Durch die edle Gesinnung der Tosca Beiron hat meine Mutter die Hälfte vom Vermögen des verstorbenen Generals geerbt, ist dadurch wolhabend und in den Stand gesetzt worden, für die jüngeren Geschwister bequem zu sorgen. Ignaz hat in Rußland eine sehr reiche Heirath gemacht. Eusebie ist die Einzige, die vor der Hand auf mich sich stützt, und Sie kennen uns Beide gut genug, um zu wissen .... was ich nicht sagen mag. — Ah! rief Renata plötzlich sich selbst unterbrechend, was wissen Sie von Diane?"

„Nichts! aber gar nichts!" entgegnete Cecil fast erschreckt.

„Haben Sie nicht etwa meine Gedanken auf diesen Weg geführt, um mir irgend eine Mittheilung über Diane zu machen?“ fragte sie ängstlich und lebhaft spähend.

„Was könnte der Fremde Wichtiges mittheilen, welches die Schwester nicht längst wüßte!“ entgegnete Cecil.

„Das Leben hat uns auseinander gerissen, sagte Renata, aber Eusebie versichert mich, daß Diane glücklich sei — und was braucht sie mehr?“

„Sie vertrauen blindlings der Gräfin Sternfels?“ fragte Cecil nachdrücklich.

Renata sprang blitzschnell auf und rief: „Nein! nein! ich vertraue ihr gar nicht! und daß ich es in diesem Punkte thun konnte, ist nicht zu entschuldigen, ist frevelhaft! wer weiß ob die arme Diane glücklich ist? ob sie nicht eines Liebeszeichens, einer Ermunterung bedarf, sich danach sehnt, aber nicht darum bitten mag! O der Schmerz! ich hasse ihn, weil er egoistisch bis zur Grausamkeit macht! man leidet; — und ob nun die ganze Welt leidet, das ist uns gleichgültig, wir sehen nicht hin, wir denken nicht daran, wir werden geradezu stupid und schlecht. Heute Abend schreibe ich an Dianen. Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren Rath.“

„Ich habe Ihnen nichts gerathen, gnädige Gräfin.“

„Nun, wenn es kein Rath war, der mir von Ihnen kam, so war es eine gute Anregung; und die ist mir noch lieber,“ antwortete Renata, und ihr Blick legte sich wieder mit einem unwiderstehlichen Ausdruck von Güte, wie ein grüner friedlicher Schatten über sein Auge.

„O! rief Cecil, es ist Seligkeit mit Ihnen zu leben! Sie sind so gut, daß Sie uns glauben machen, wir wären

es auch, und dadurch wecken Sie uns zum edelsten Selbstbewußtsein auf und machen uns wahrhaft glücklich! denn nur der niedrige Egoist will für sich glücklich sein, der bessere Mensch in sich, — und so fühle ich mich immer neben Ihnen."

„Dafür verstehe ich nicht mehr zu danken," sagte Renata mit einem Anfluge von Verlegenheit.

„Dankten die Götter für die Opfer, die man auf ihren Altären niederlegte?" entgegnete er.

Renata schüttelte lebhaft den Kopf.

„Das müssen Sie mir zu gut halten! rief er sehr heiter. Der südliche Himmel über dem blauen Meer, den heißen phantastischen Felsenküsten und dem Ölbaum ausgespannt — stimmt mich heidnisch oder — wie ich's lieber nenne — mythologisch-poetisch. Das hab' ich mir in Griechenland, oder vielleicht noch früher beim Studium der alten Classiker so angewöhnt. Der Ölbaum ist der Hain der Götter, der ihre Tempel, Altäre und Orakel überwacht, und ihre Weisheit, ihren Frieden, ihre Ruhe mild beschattet. Warum wandeln Sie wie eine Priesterin in diesem heiligen Hain? das ist nicht meine Schuld!"

„Doch, doch! rief sie, in seinen Ton eingehend, ganz und gar Ihre Schuld! Ihrer Auffoderung folgte ich hieher, sonst wäre ich im Château de St. André, wo die Mühle sehr unmythologisch klappert und rauscht. Aber Sie wollten ja etwas ganz Extraordinäres zeichnen! nun, was ist es denn geworden?"

Sie nahm sein Zeichenbuch und rief überrascht: „O Himmel! wie kommt das hierher?"

Sie hatte zufällig das Blatt mit dem Intérieur ihres Salons aufgeschlagen.

„Wie alles Andere hineinkommt, entgegnete Cecil; ich hab' es gezeichnet und, wie Sie hoffentlich bemerken, sehr sauber ausgeführt.“

„Und mein Kabinet! und mein Schlafzimmer! o du liebes stilles Ebernbach, wie traulich ist es bei dir!“ rief Renata ganz freudig und beglückt. „Waren Sie vielleicht mit meiner Schwägerin in meiner Abwesenheit dort?“ setzte sie hinzu.

Cecil wies stumm auf Tag und Jahreszahl.

„Wie? rief sie, ich war in Ebernbach, Sie waren da — und Sie kamen nicht zu mir? Da ist meiner Gastfreiheit eine bittere Kränkung geschehen.“

„Ich glaube nicht, daß Sie damals in der Stimmung waren, um sie gern zu üben,“ entgegnete Cecil.

„Das ist wahr, sagte sie mild, aber ich verspreche Ihnen, daß Sie mir künftig nicht mehr diesen Vorwurf machen sollen, sobald Sie mir jezt ebenfalls aufrichtig sagen, wodurch meine Zimmer Sie genug frappirt haben, um sich diesen Platz zu erobern.“

„Weil sie die einzigen so zu sagen lebendigen im ganzen Schloß, und hauptsächlich — weil es die Ihrigen sind.“

Renata betrachtete noch lange die drei Blätter, und erzählte dabei Manches von Ebernbach und ihrem dortigen Leben.

„Ich wundre mich, daß Sie nicht längst dahin zurückgekehrt sind,“ antwortete Cecil.

„Ich dachte immer, daß mir die Reiselust, diese Wonne unserer Zeit, plötzlich irgendwo aufgehen würde, sagte Re-

nata; und weil das gar nicht geschah, so beschloß ich ein für alle Mal die Reisen in einer großen Tour durch die schönsten Länder Europa's abzumachen. Ich wollte mir auch diesen Anflug von oberflächlicher moderner Bildung aneignen, um mit gehöriger Wichtigthuerei Lissabon! Sevilla! Interlachen! Brighton! Brügge! kreuz und quer durch einander nennen zu dürfen. Das kann ich jezt. Den negativen Nutzen, zu wissen, daß Reisen mir kein inneres wirkliches Bedürfniß wie für so manche fein und regsam organisirte Leute sind — hab' ich auch gewonnen. Ich bin schwerfällig, hänge an meinen Gewohnheiten, liebe meine täglich wiederkehrenden Beschäftigungen, verstehe nicht mich mit einem Blick in die Schönheit einer Naturszene oder eines Kunstwerks zu versenken, und genug von den Umgebungen zu abstrahiren, um mich im Gasthofzimmer behaglich zu fühlen; — folglich habe ich auf Reisen eine Masse von täglich sich erneuernden Plagen und Unbequemlichkeiten, und ohne Ersatz! auszustehen. So bin ich hier mit wahrem Wolgefallen, auf dem grünen Zweig Nizza, wie ein müder Wandervogel zusammengesunken, und da ich jezt den kleinen Verdruß, Rom und Neapel nicht zu sehen, überwunden habe, so bleib' ich gern den Winter hier, da Eusebie jezt doch nicht über die Gebirge kann."

So erzählte Renata ihm die gewöhnlichsten und einfachsten Dinge; aber sie klangen ihm lieblich. Er lebte und dachte sich so in ihre Eigenthümlichkeit hinein, daß sie allmälig zu ihm wie zu sich selbst sprach, nur mit dem süßen Gefühl, das untrennbar vom Vertrauen ist. Als Renata an diesem Abend heimkehrte, fühlte sie ihr Herz wundersam erleichtert und erheitert. Das verdanke ich Forster! sprach

sie zu sich selbst mit ihrer gewohnten Aufrichtigkeit. Er macht mich reden von Innen heraus, weckt gute Gedanken in mir, regt mich zum Nachdenken an über das was ich soll, erinnert mich an meine arme Diane; — er hat sich sehr ausgebildet seit Frankfurt! oder vielleicht beachte ich ihn mehr. — — Dann setzte sie sich hin und schrieb an Diane, mit vollem Herzen, wie sie es nur bei dieser Schwester gewohnt war. Sie stellte sich deren enge Häuslichkeit recht idyllisch beglückend vor, wie das die Menschen fast immer thun, die nie im Kampf mit den Realitäten der Häuslichkeit gewesen sind und ungefähr im Styl jener französischen Königin sagen: „Ach, die Armen haben kein Brot! da müssen sie Kuchen essen.“ Ihr ward ganz warm und sehnsüchtig um's Herz bei den Bildern bescheidenen, friedlichen Glücks, die ihre Phantasie ihr vormalte, und sie bat Diane dringend, ihr doch recht ausführlich ihre ganze häusliche, mütterliche, eheliche Seligkeit zu beschreiben. — Eusebien sagte sie nichts darüber. Sie wußte, daß dieser jede Erinnerung an Diane peinlich war.

Nach und nach machte es sich ganz von selbst, daß Cecil den Einfluß auf Renata bekam, den sie längst über ihn gehabt. Es waren scheinbar nur Kleinigkeiten, aber aus feinen kleinen Fasern ziehen die Blumen Leben ein. Er vermogte sie, wieder regelmäßig Musik zu treiben.

„Das ist doch wenigstens eine Beschäftigung, sagte er, und obenein eine solche, die Ihnen durch Überwindung von Schwierigkeiten Reiz bietet, und hernach in der Ausübung Andern unsäglichen Genuß bereitet.“

„Ich will es versuchen!“ sagte Renata. Aber es ward ihr unmäßig schwer. An die Musik knüpften sich ihre lieb-

sten und traurigsten Erinnerungen. Aus den Tönen stieg Emmerich's Bild so unabweislich empor, wie in den Märchen durch gewisse Zaubersprüche hervorgerufen, aus magischen goldnen oder krystallenen Schaalen, geliebte Gestalten herauf beschworen werden. Was sie zusammen gesprochen, wie er sie angesehen, wo er gestanden, jede seiner Mienen und Geberden, ach Alles! Alles was hinter dem langen Schleier der Jahre verborgen lag, tauchte auf, klopfte an ihr Herz, schmiegte sich wie mit warmen weichen Flügeln um ihre Seele, und versenkte sie in jenen Zustand träumerischer Ekstase, wo das ganze Empfindungsvermögen nach Innen gekehrt, sich zu einem Sonnenpunkt konzentrirt, der das Wesen zugleich durchglüht und vernichtet. Dieser Zustand hat seine unaussprechlichen und unbeschreiblichen Süßigkeiten, verschlingt die Zeit, hebt über den Raum hinweg, füllt die gähnenden Klüfte der Wirklichkeit ich weiß nicht mit welchen unirdischen Elementen, und ist vielleicht Vorschmack, Ahnung, von einer künftigen Welten angehörenden Seligkeit. Schon jezt wäre es Seligkeit, wenn kein Erwachen darauf folgte! aber jezt machen Ahnungen den armen, dumpfen, eingekerkerten Menschengeist nicht klar, sondern verwirrt, und die Hand, die ihm aus den Wolken herab seinen Weg zu weisen schien, war eben auch nur eine im weiten Himmelblau verschwimmende Wolke. Um diesen Zustand zu kennen, muß man zugleich sehr glücklich und sehr elend gewesen sein. Das Glück allein, der Schmerz allein genügen nicht. Er ist die Grenze, wo jenes die Unersättlichkeit, und dieser den Stachel verliert, und wo Beide zu einem leuchtenden Sternbild verschmelzen. Es ist schwer, sich aus diesem Zustand aufzuraffen, wenn man, in die

Wirklichkeit zurücktretend, in der Nektar-Trunkenheit keinen Nachgeschmack des Wermuths zu erwarten hat. Es gehört dazu eine Willenskraft, die nur denen nicht außerordentlich erscheinen wird, welche so glücklich waren, sie für diesen Fall nicht zu brauchen.

Renata hatte in den letzten Jahren wol die Musik sehr vernachlässigt und sie, wenn auch für Andre, doch für sich selbst nie mit rechter Freudigkeit betrieben. Die Abendstunden, die ehedem durch die Musik so lieblich ausgefüllt waren, die ihr durch den Umgang mit dem Genius der Tonkunst Ersatz für ihre Abgeschiedenheit von den Menschen boten, waren jezt stumm und leer für sie. Ist es aber nicht feig, die Geister der Vergangenheit, die doch keine Eumeniden für mich sind, dermaßen zu fürchten, daß sie mir gewisse Stunden gleichsam in den Bann thun? fragte sie sich selbst, als sie Cecils Mahnung überdachte. Heute will ich doch versuchen mit ihnen in die Schranken zu treten, um zu sehen was stärker ist: ihre Gewalt oder mein Wille.

Sie setzte sich an den Flügel und, wie immer während der ersten Viertelstunde war ihr zu Muth als steige sie in ein laues erquickendes Bad, als thue sie tiefe Athemzüge in einer frischen Bergluft. Aber sobald sie auf diese Weise gekräftigt und beschwingt war, ging der Geist seine eigenen Wege, verließ den Faden der vorliegenden Composition, erging sich in freien Phantasien, bis er, abermals nach einer Viertelstunde etwa, den Dienst der Hände nicht mehr brauchte. Dann verhallten allmälig die Töne, dann lehnte sie sich leise mit übereinander geschlagenen Armen, mit gesenktem Haupt, mit sinnendem lauschenden Ausdruck zurück, und wenn sie dann nach einer Zeit, von der sie nicht wußte, ob sie durch

Minuten oder Stunden gefüllt worden sei, wieder zur Besinnung kam und ihres Flügels gedachte, so war das nur — um ihn zu schließen mit dem halb wehmüthigen und halb bittern Gefühl, daß er ihr fortan ungenügend sei.

Aber heute dämmerte es in ihren bewußtvollen Traumzustand wie ein Streiflicht des Tages hinein: Renata! besinne dich! wach' auf, Renata! laß dich nicht in diese unsichtbaren Fesseln schlagen! — Was thut es? entgegnete eine andere innerliche Stimme, was bringt es mir für Triumph, für Genuß, für Ehre, ob ich meine Finger im Geklimper übe, und was für Schmach, wenn ich es nicht thue? — Nicht die Finger übst du, Renata! lautete die Antwort, sondern den Willen, und den nicht zu beherrschen ist immer eine Schmach.

Renata fuhr auf vor diesem innern Zwiegespräch streitender Gewalten. Sie sah nach der Uhr und sagte ganz laut und nachdrücklich: Wenn diese Uhr eilf schlägt, so wirst du dich ernsthaft und arbeitsam zur Musik setzen, Renata! sonst bist du warlich allzu erbärmlich. — Und sie that es. Sie spielte anderthalb Stunden mit einer so unerhörten Anstrengung, daß ihre Stirn brannte und ihre Nerven zuckten. Aber sie spielte, und als sie erschöpft und athemlos aufsprang, sagte sie traurig: O Emmerich, siehst Du wol wie ich gegen Dich kämpfen kann? Allein sie fühlte doch, daß dieser Kampf eine Erhebung über den Schmerz, kein stupides Aufgeben desselben sei.

Als Cecil ihr am andern Morgen sagte, er habe sich recht gefreut, sie bis nach Mitternacht spielen zu hören, lächelte sie melancholisch und antwortete nichts. Aber fortan blieb es dabei; in tiefer Nacht rauschten ihre wunder-

vollen Töne wie fremde entfesselte Geister durch die Stille, und Cecil, der zu der Stunde abgemattet von aushölender Langerweile aus den Soiréen zu kommen pflegte, ging dann auf der Terrasse auf und nieder, um Ohr und Seele wieder harmonisch stimmen zu lassen. Eusebie, die häufig noch später als er, mit ihrem Mann, jedoch ohne dies Gefühl von innerer Leere und nur schläfrig zurückkehrte, bemerkte einst seine nächtliche Promenade und sagte am andern Morgen zu Renata in einem Ton, der Verdruß schlecht hinter Scherz verbarg:

„Ich habe gestern Deinen getreuen Knappen die Waffenwacht halten sehn, also darf er wol bald des Ritterschlages gewärtig sein?"

Renata antwortete schnell gefaßt und gleichmüthig: „Wer den Damen huldigt, ist von Hause aus Ritter."

„Darin allein besteht die Ritterlichkeit und die besitzen wir von Gottes Gnaden" bekräftigte Sternfels.

„Du benimmst Dich gegen Renata mit einer beispiellosen Schwäche! warf Eusebie später ihrem Mann vor. Du solltest doch die Welt genug kennen, um zu wissen, wie sehr uns eine schlechte Heirath in ihren Augen herabsetzt, und daher Alles thun, um sie vor einer so unsinnigen Handlung zu bewahren."

„Lieber Schatz! entgegnete er mit seinem unveränderlichen jovialen Gleichmüth, eine Heirath, und sei sie auch noch so unsinnig, ist eine Sache, von der sich kein Mensch mit Sanftmuth und Überredung abbringen läßt; am wenigsten eine Frau. Die Damen haben in diesem Punkt einen Willen von Erz, den der Widerspruch erst recht zum Widerstand aufreizt. Giebt man ihnen aber nach, so lassen

sie häufig von selbst die Sache fallen; — das ist meine Taktik. Du nimmst diese viel zu pathetisch — meines Erachtens! Frauen wie Renata lieben auch ihre Freiheit, mögen gern nach ihrem eigenen Kopf handeln, das hält der Ehelust einigermaßen die Wage, und so mag es denn wol einen kleinen Roman geben, aber schwerlich eine Heirath."

„Deine Frivolität ist wirklich empörend! rief Eusebie. Wie kann ein Mann, ein Greis! einem Verhältniß, das Du Roman zu nennen beliebst, Vorschub leisten wollen!"

„Aus angebornem Interesse für alle Herzensangelegenheiten, mein Kind! entgegnete Sternfels gleichmüthig spottend. Sollte ich die Schwäche haben, darin zu weit zu gehen, so stehen mir Deine strengen Prinzipien schützend zur Seite, denn ohne Erbarmen rotten sie mit Stumpf und Stiel all' die zarten Liebesblüten aus, die ich, das gesteh' ich! mit großem Wolgefallen keimen sehe."

„Unbegreiflich! rief Eusebie; für dies Gemisch von Sentimentalität und Sinnlichkeit, das die Leute Liebe nennen, hab' ich nicht die geringste Sympathie. Es widert mich an. Man heirathe sich — und damit Punktum! nur nicht viel von Liebe gefaselt! Daß ich für die ernste Renate nicht an solche Faselei denken kann — versteht sich von selbst, und ebenfalls, daß diese Heirath mir unerträglich sein muß."

„Da man aber zu heirathen pflegt — nicht um seine Schwester, sondern um sich selbst glücklich zu machen: so würd' ich Dir doch rathen, Dich auf dies Ereigniß vorzubereiten, mein Schätzchen, sei es mit Forster oder mit einem Andern, der Dir eben so sehr mißfallen dürfte; — denn ich glaub', ich glaube, daß Dir erst der Freier gefallen

wird, der sich in zehn Jahren für die Mimi meldet, und daß Du Deiner Schwester höchstens einen Gemal gestattest, der etwa ein Dutzend Jährchen mehr zählt als Dein unterthänigster Knecht. Spräche ich nicht zu einem Muster aller Tugend, so würd' ich fragen: Sollte Dich der Neid dazu veranlassen? — Jezt aber finde ich nur ein höchst schmeichelhaftes Compliment für mich darin."

Eusebie erröthete vor Zorn und Ungeduld und sagte mit Indignation: „Statt die guten Grundsätze Deiner Frau zu schätzen, verspottest Du sie. So seid Ihr Männer! Ach, Renata sollte Gott inbrünstig für ihren Wittwenstand danken! sie weiß nicht, welch' Heil ihr damit beschеert ist."

Wenn sich Eusebie in die Sprache der Andacht verlief, so wußte Sternfels, daß es Zeit für ihn sei, zu schweigen. Jeden Widerspruch, den er sich dann noch erlaubte, nannte sie eine Beleidigung Gottes und eine Verspottung der Religion, und die Szene wurde fulminant. Er schwieg gern ehe es dahin kam, natürlich — ohne seine Meinung aufzugeben.

Cecil mußte in der nächsten Woche auf vierzehn Tage nach Turin. Er fürchtete, Renata werde während seiner Abwesenheit wieder ganz in ihre einsamen und schwermüthigen Allüren verfallen, und obwol es ihm eine Befriedigung sein mußte, daß sie seiner bedurfte um sich dieser Stimmung zu entziehen, so that es ihm doch allzu leid, sie mißbehaglich zu wissen, als daß er nicht einen Versuch zu ihrer Zerstreuung machen sollte. Er malte ihr die Gesellschaft mit äußerst lebhaften und gewinnenden Farben aus, beschrieb einige Personen als wahre Typen von Liebenswürdigkeit;

andere, als unvergleichlich ergötzliche Karikaturen, noch andere, höchst unterhaltend durch ihre Originalität: so daß Renata den Entschluß aussprach, diese amüsanten Menschen kennen zu lernen.

„Aber Sie müssen sie studiren! sagte Cecil. So beim ersten Blick offenbaren sich ihre Eigenthümlichkeiten nicht.“

„Desto besser! entgegnete sie, dann habe ich in der Gesellschaft eine wahre Unterhaltung, der ich nicht leicht überdrüssig werde. Ich will versuchen, den Carneval mitzumachen, und gleich heute auf dem Ball beim Gouverneur debütiren.

Eusebie war sehr zufrieden mit Renata's Entschluß. Sie glaubte darin eine Art von Bruch mit Cecil wahrzunehmen, denn er ging nächstens nach Turin und Renata in die Gesellschaft: aus dieser Trennung ließ sich Hofnung schöpfen. Überdas gefielen ihr einige junge Männer so gut, daß sie nicht zweifelte, sie würden auch Renaten genug gefallen, um gegen Cecil in die Schranken treten zu dürfen; — und ist ihr Interesse nur erst getheilt, folgerte Eusebie, so wird es auch bald ganz verschwunden sein, wohingegen die Theilnahme für einen einzigen Gegenstand immer etwas gefährlich ist, weil sie zur ausschließlichen Beschäftigung mit ihm auffodert.

Renata erschien auf dem Ball. Cecil war früher hingegangen um sie eintreten zu sehen, hatte auch ihre Ankunft verkündet, die, als eine neue Erscheinung, denn auch sogleich besprochen wurde. Ob sie krank gewesen und hergestellt ist? ob sie eine Erbschaft gemacht hat? ob sie sehr voll Launen stecken mag? ob sie ein Pariser Kleid erhalten hat? ob dies? ob das? — so muthmaßte man nach Herzenslust, und For-

ster sollte erklären, wie das plötzlich gekommen sei. Er entschied sich, natürlich unter dem Siegel des Geheimnisses, für eine ganz plötzliche, stupende Erbschaft, und belustigte sich außerordentlich über den Eindruck, den diese Nachricht auf die junge Männerwelt hervorbrachte. Sie war kaum eingetreten, als sowol er als Sternfels genug zu thun hatten, um ihr alle Aspiranten vorzustellen. Man fand sie — nicht schön; für ihre Art von Schönheit konnten diese Leute kein Auge haben! aber süperb! aber von königlicher Haltung! aber von unbegreiflich graziöser Leichtigkeit der Bewegungen! Sie war in weißen Atlas gekleidet, ohne Schmuck von Blumen oder Steinen, nur ihr Haar war mit Nadeln von Türkisen aufgesteckt. Ob im Carmeliterhabit, ob in der Atlasrobe — immer sah sie so wundervoll einfach aus, und immer ganz gleich, als Beweis, daß der Anzug durchaus nebensächlich für sie war. Natürlich konnte nur Cecil, wenigstens nur er mit Freude, dies bemerken; die meisten Männer lieben eine Frau um desto mehr, je brillanter sie ist, und auch er hatte früher seine Huldigungen als schuldigen Tribut für die reichsten Diamanten und die eleganteste Toilette dargebracht.

Als er Renata so sehr umringt sah, tanzend, sprechend, ziemlich lebhaft und freundlich, und als sie sich gar nicht um ihn bekümmerte, überfiel ihn eine Art von Furcht vor seiner möglichen Inferiorität, und er verglich sich mit den übrigen Männern nicht ohne Besorgniß. Er war wol eitel — denn es giebt keinen Mann, der in diesem Punkt nicht mit der eitelsten Frau, und oft siegreich rivalisiren dürfte; — indessen, um seiner Schönheit wegen auf Liebe zu hoffen: dazu muß ein Mann nicht bloß eitel, sondern von beträcht-

licher Erbärmlichkeit sein; und dazu war Cecil auch viel zu stolz. Also blieben ihm nur gewisse äußere Vorzüge der Bildung oder Stellung, die er denn doch zwischen so manchen reichen und eleganten Männern aus großen Familien nicht allzu hoch in Anschlag bringen durfte. Das ist klar, sagte er zu sich selbst, wenn sie nicht verstände in's Innerste der Seelen zu schauen, und noch dazu mit einem ganz divinatorischen Blick: so würde ich in der Masse untergehen! — Er langweilte sich ungewöhnlich, obgleich er wie gewöhnlich tanzte, und auch mit den nämlichen Frauen, den angenehmsten und reizendsten in der Gesellschaft. Er war dermaßen zerstreut, daß er gänzlich eine Fähigkeit verlor, welche alle Männer in einem staunenswerthen Grade besitzen, nämlich die: Möge ihr Herz noch so erfüllt von einer Neigung, Leidenschaft oder Liebe sein, so hindert sie das nicht, sobald sie unter vier Augen mit einer hübschen Frau sind, ihr alle möglichen Schmeicheleien, Fadaisen, Süßigkeiten nnd Complimente mit wunderbarer Freiheit der Haltung und des Ausdrucks vorzutragen. Und wo ist man mehr unter vier Augen als beim Tanz? Bei Frauen findet man viel seltner dies Talent der — Abstraction. Sie sind immer voller des Gegenstandes, beherrschter durch ihn; daß sie es ganz sind, ist auch selten genug. Aber der Mann ist es nie! und wenn er es zu sein scheint, so ist das in Momenten intenser Leidenschaft, um das Geliebte in die eigene Sphäre hinein zu ziehen. Aus der seinen heraus tritt er nie. Er hat immer ein Ich. Die Frau nicht — wenn sie liebt. Ich behaupte nicht, daß dies ein Vorzug für sie sei. Ach nein! es geht ihr oft so übel damit, daß es aussieht wie ein Fehler. Es ist die Beschaffenheit ihrer Natur.

Cecil besaß im höchsten Grade das Talent, in allen Stimmungen bei Frauen die größte Unbefangenheit an den Tag zu legen; doch am heutigen Abend gelang es ihm nicht, weil er beständig durch den Gedanken zerstreut wurde, weshalb Renata kein Wort, keinen Blick für ihn habe. Dazu die ewigen Fragen der Damen: „Wie finden Sie die Gräfin Dobenegg? — Bewundern Sie denn auch die Gräfin Dobenegg so heftig wie Der und wie Jener? — Sie kennen ja wol längst die Gräfin Dobenegg?" — Dies insipide Mühlradgeklapper um denselben Gegenstand in seiner äußersten Oberflächlichkeit sich drehend, schien ihm so absurd und betäubte ihn dermaßen, daß er seine ganze Selbstbeherrschung zusammen nehmen mußte, um keine verdrießlichen oder impertinenten Antworten zu geben. Endlich, um drei Uhr, als die Gesellschaft sich auflös'te, kam er wieder in Renatas Nähe, und sie sagte scherzend:

„Sie haben während des ganzen Abends so übernatürlich maussade ausgesehen, daß ich die Damen recht bedauert habe, mit denen Sie tanzten."

„Gott sei Dank! rief Cecil höchst erfreut; dies ist das erste vernünftige Wort, welches ich im Lauf des Abends höre, und Sie sehen wie es mich auf der Stelle verklärt."

„Sie machen geringere Ansprüche, als ich Ihnen zutraute!" entgegnete sie lächelnd.

„Gering? . . . . Und Sie haben mich beachtet? und Sie haben trotz meiner respectuösen Entfernung meine Stimmung bemerkt? . . . . Und das soll mich nicht verklären?"

„Bah! unterbrach ihn Renata ungeduldig. Fangen Sie doch nicht an, wo die Übrigen aufgehört haben! Ich bin

ja schon halb ertränkt in dem Honig der Fadaisen, die mir nun einmal ein Greuel sind. Ich weiß wol, daß sie halb und halb zur guten Erziehung gehören; aber ich bin in diesem Punkt etwas bäurisch. Macht man dem Bauern Complimente, die er nicht versteht, so bildet er sich ein, man mache sich über ihn lustig, und wird grob. Mir geschah es ehedem wol auch, daß ich ein wenig impertinent wurde, und den Leuten sehr trocken meine Meinung sagte. Das habe ich mir abgewöhnt am Schleifstein der Gesellschaft; aber die Gesinnung ist dieselbe geblieben. Und zwischen uns muß es durchaus in meinem alten aufrichtigen Ton fortgehen."

Sie grüßte ihn freundlich, und Cecil verließ den Ball doch nicht ganz so gelangweilt, wie er bis dahin gewesen war. Am andern Morgen war Renatas erstes Wort, als sie kaum zu Pferde saß und mit ihm fortritt:

„Mystifikationen sind mir unangenehm! was beabsichtigten Sie denn eigentlich? Wollten Sie sehen, wie ich mich auf einem Ball benehme und ausnehme? Wollten Sie meine Menschenkenntniß prüfen? Wollten Sie mein Vertrauen auf Ihr Urtheil auf die Probe stellen?"

„Nichts von dem Allen! entgegnete Cecil trocken. Ich wünschte, daß Sie nicht von Hause aus mit dem Vorurtheil, nur Langeweile zu finden — sondern mit einer kleinen Spannung, mit dem Glauben an die Möglichkeit der Unterhaltung, in die Gesellschaft treten mögten; denn was man mitbringt regt zuweilen zu einem glücklichen Fund an, ist ein Magnet, woran das Eisen hängen bleibt; ist eine Wünschelruthe, die verborgene Quellen hervorsprudeln läßt."

„Nun, dann hab' ich ganz umsonst Magnet und Wünschelruthe gehandhabt! erwiderte Renata lachend. All' Ihre gepriesenen Sommitäten sind mir, trotz vorgefaßter guter Meinung, so ziemlich wie Nullitäten vorgekommen; — meinetwegen liebe, charmante, glatte Leute; aber wenn Sie nur wüßten wie die charmanten Leute mich langweilen, weil ich, so wie sie nur den Mund öfnen, im Voraus weiß, was sie mir sagen werden: so würden Sie begreifen, daß ich keine Freude an ihnen haben kann."

„Aber Gräfin! welch' eine unerhörte Prätention, Freude an den Menschen haben zu wollen! der Umgang mit ihnen soll uns in allerlei Fertigkeiten üben, soll uns nachsichtig für Andre, aufmerksam auf uns selbst machen, soll uns hüten schroff absprechend, einseitig befangen, blind eingenommen für unsere Meinungen, Urtheile, Ansichten zu werden, soll uns innerlich klar und fest, äußerlich geschmeidig machen, soll unsre Schule sein, nicht unser Paradies! und in dieser Beziehung finde ich es nicht Recht, daß Sie Sich so sehr isoliren."

„Ich stehe unabhängig und allein in der Welt!" unterbrach ihn Renata.

„Eben darum! fuhr Cecil fort; Ihre Unabhängigkeit reißt ja ohnehin schon eine Kluft zwischen Ihnen und den Menschen. Machen Sie diese nicht absichtlich noch weiter! entfremden Sie Sich nicht ganz der meinethalben! kleinlichen und winzigen Interessen; nehmen Sie daran Theil wie Eltern an den Spielen der Kinder: um deren Charaktere kennen zu lernen. Wenn Sie das nicht thun, wenn Sie fortfahren Sich den Menschen gegenüber immer in einer [illegible]renden Stellung zu halten, so wird Ihnen nach und

nach ein Unbehagen daraus erwachsen, das zuletzt in Menschenhaß, und sehr leicht in Menschenscheu ausarten kann."

„Ja ja! entgegnete Renata, so sprach Charlotte, so spricht Eusebie, so sprechen Sie! ich soll werden wie Allewelt: dann bin ich Euch weniger unbequem."

Sie trieb ihr Pferd an, und ritt sehr rasch auf der Chaussee unterhalb St. Pons, dem stattlichen Benediktinerkloster, nach dem Château de St. André fort.

„Da Mimi heute ihres kleinen Unwolseins wegen uns nicht begleitet, sagte Renata, so wollen wir doch endlich einmal die Grotte besuchen, die ich noch nicht gesehen habe, aus Furcht, das wilde Kind könne dabei in's Wasser fallen."

Cecil war sehr damit zufrieden, und so stiegen sie denn in die grottenhafte Felsenhöle hinab, über die der kleine wilde Gebirgsbach kaskadenartig fortstürzt, der weiter abwärts die Mühle des Schlosses treibt, und noch weiter abwärts, bei St. Pons, in den Paglione sich ergießt. Renata war nicht sehr von dieser Expedition befriedigt, wie das den meisten Fremden bei den Curiositäten von Nizza gehen mag. Sie sagte:

„Die Natur ist hier zu großartig, um durch ihre Spielereien Effekt zu machen."

Dann schlug sie Cecil vor, von der Cypressenallee aus, jenseits des kleinen Stromes, das Schloß zu zeichnen, das malerisch genug auf dem Felsen liegt. Sie setzte sich zu ihm und sagte, sie wolle ihm seine Kunst ablauschen. Cecil machte eine wunderhübsche Skizze. Sie sah ihm dabei auf die Hand und meinte, es müsse kinderleicht sein, weil es sich so leicht anschaue. Er bat sie, es zu versuchen; sie nahm

auch den Bleistift und das Buch, und zeichnete ein Paar Striche. Dann legte sie es fort und rief:

„Dieses Gekritzel ist eine Schmach für Ihr schönes Album! .... Vergebung! — Aber morgen schaffe ich mir ein eigenes an, und lege darin meine Kunstwerke nieder. Das muß wirklich eine amüsante Beschäftigung sein, die so leicht aussieht, und doch ihre großen Schwierigkeiten hat.“

Als sie nach mehren Stunden wieder zu Pferde stiegen sagte Cecil:

„Darf ich eine Frage thun?“

Renata hielt vor Erstaunen ihr Pferd an und sagte mit großen Augen: „Aber freilich!“

„Glauben Sie — um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, daß Sie mir während dieses Morgens unbequem gewesen sind?“

Renata zuckte die Achseln als wollte sie sagen: alberne Frage! — und sagte trocken: „Nein!“

„Glauben Sie, daß ich lieber wie gestern mit Ihnen auf einem Ball — oder wie heute hier bin?“

„Natürlich wie heute!“ rief sie ungeduldig.

„Dennoch, Gräfin, würde es mich fast glücklich machen, wenn Sie Ihre einsiedlerischen Gewohnheiten etwas begrenzen wollten.“

„Wahrscheinlich damit ich während Ihrer Turiner Reise nicht etwa menschenscheu werde?“ fragte sie ein wenig spöttisch.

„Verdenken Sie es mir, daß ich Ja sage?“

„Allerdings! denn Ihnen habe ich nie das allergeringste Zeichen von misanthropischer Gesinnung gegeben. Sie waren mir immer“ .... —

„Nun, Gräfin, sein Sie einmal recht aufrichtig! was war ich Ihnen immer?“

„Angenehm, sagte Renata sanft und ritt weiter. Nach einer Pause hub sie wieder an: Alles wol erwogen, werde ich mich nicht gegen die Menschen absperren! Sie haben ganz Recht: ein Extrem ist so schädlich als das andre. Auf die Gefahr hin, enorm frivol zu werden, — denn man kann leichter aus sich heraus und in die Welt, als wieder in sich hinein — sollen täglich ein Paar Abendstunden der Gesellschaft gehören; und so dürfen Sie, hoffe ich, ohne Furcht vor meiner etwaigen Verwilderung getrost nach Turin gehen, und getrost wiederkehren.“

Cecil verbeugte sich dankbar. Ihm wurde ganz leicht und froh zu Muth; — so, als sei etwas besonders Liebliches hinter dieser sanften Versicherung verborgen. Als er abgereis't war, als Eusebie Renata in ganz veränderter Stimmung fand, sagte sie zu ihrem Mann:

„Es ist etwas zwischen den Beiden vorgefallen .... davon bin ich überzeugt! Forster geht fort, und von dem Augenblick an nimmt Renata Theil an der Gesellschaft und zeichnet den ganzen Morgen mit einem Lehrer, und so eifrig, als wolle sie sich recht absichtlich zerstreuen, und vielleicht auch .... ihre heimliche Verstimmung verbergen. Gottlob, daß diese Gefahr vorüber ist! Ich hoffe, sie nimmt sich künftig mehr in Acht.“

„Ah bah! rief Sternfels; was wird denn vorgefallen sein? höchstens eine kleine broullerie, wie das zuweilen kommt, ehe man sich ganz verständigt hat. Das wird bei seiner Rückkehr in der Freude des Wiedersehens geschehen.“

„Ach, Sternfels! wie bist Du grausam gegen meine

Wünsche und Hofnungen!“ — erwiderte Eusebie etwas zu tragisch.

„Liebes Kind! rief er ungeduldig, Du weißt, daß ich ganz desperat werde, sobald Du Dich in die Sentimentalität wirfst. Katzen und Sentimentalität — das sind die zwei Dinge, die mich in Gottes weiter Welt aus dem Häusel bringen, — wie man bei Euch in Schwaben spricht; — also verschone mich, und sprich mir einfach von Deinen Wünschen und Hofnungen.“

„Ich wünsche, sagte Eusebie äußerst trocken, daß Renata die Mimi an Kindesstatt adoptire und ihr Vermögen, oder wenigstens den größten Theil desselben, dem Kinde vermache. Deshalb bin ich gegen jede zweite Heirath; denn meine Tochter steht mir näher als meine Schwester. Ich hoffe Du begreifst das genug, um es nicht Sentimentalität zu nennen.“.

„Allerdings! das ist verzweifelt klar und unumwunden. Nur glaube ich, daß Renata sich selbst näher steht, als ihrer Nichte, und andere Plane hat.“

Eusebie zuckte schweigend die Achseln.

---

6. An der Ostsee.

Während zwei Schwestern an den lauen Küsten des mittelländischen Meeres, in der lieblichsten und reichsten Natur und in der elegantesten Gesellschaft, von Allem umgeben was Luxus und Bequemlichkeit erheischen, den Winter verbrachten: lebte die dritte in durchaus verschiedenen Umgebungen und Verhältnissen in einem winzig kleinen, traurigen Städtchen in Pommern, nicht fern von der nebligen Küste der Ostsee. Dieser fürchterlich dicke übelriechende Nebel machte den trüben und kurzen Februartag noch trüber als er ohnehin schon war, denn es lag kein glänzender, frischer Schnee, sondern eine gewisse graue, tonlose Desolation über die Erde gebreitet. Grau und todtenstill waren die schmalen, schlecht gepflasterten Gassen; grau und todtenstill die kleinen aus Fachwerk schlecht gebauten und schlecht gehaltenen Häuser, die alle nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß und hohe steile Dächer hatten. Um den First dieser Dächer flogen Krähen — denn es war Abend-Dämmerung — und setzten sich zum Schlaf darauf zurecht. Die meisten flogen um den Kirchthurm, der sich formlos aus dem dicken Nebel erhob, und ihr monotones rauhes Gekrächz unterbrach kaum die drückende Stille. Zuweilen

erscholl ein großer Lärm; das war, wenn eine Hausthür aufging und die schrillende widerliche Schelle in Bewegung setzte, die in den kleinen norddeutschen Städten an ihr angebracht zu sein pflegt — als Maßregel der Vorsicht oder der Neugier, allen Hausbewohnern anzeigend, daß Jemand ihre Schwelle besucht oder verläßt. Dann erschien eine Magd und ging träg und schwerfällig zum Brunnen an der Straßenecke um Wasser zu holen und um den Gefährtinnen zu klagen, wie streng die Frau sei, und wie geizig der Herr, und wie ungezogen die Kinder. Oder eine andre ging etwas eilfertiger zum Bäcker um Zwieback zu holen, denn die Frau Burgemeisterin wollte die Frau Doctorin zum Thee besuchen, wie bei der Gelegenheit die dicke Bäckerin durch die Magd erfuhr — wenn sie es nicht ohnehin schon wußte, was viel wahrscheinlicher ist. Aber sie ließ es sich dennoch mit großem Interesse zum zweiten Mal erzählen; denn dergleichen Leute besprechen lieber hundert Mal die nämliche, die allergleichgültigste Sache, als daß sie schweigend ihr Geschäft vollzögen. Oder ein ehrsamer Bürger ging mit seiner Pfeife, deren Spitze neugierig aus seiner Rocktasche in die Welt hineinschaute, zu seinem Gevatter; oder eine Gevatterin kehrte beseligt von ihrem Klatschkaffee heim, um den Kindern die Abendsuppe zu kochen, die sie vielleicht versalzte, weil sie den Kopf überfüllt hatte mit den wichtigsten Notizen über Küchen-, Keller-, Geldbeutel-, eheliche und sonstige Verhältnisse sämtlicher Stadtbewohner. Was aber einen ganz unerhörten Lärm machte war, wenn einige Knaben, nachdem sie die lästigen Schularbeiten beseitigt hatten, aus ihren Häusern sprangen, sich in einen Trupp vereinigten und auf den Marktplatz liefen, um Murmel

zu spielen, oder auch zu Zweien vor ihren Thüren mit rothen Nasen und violetten Händen „Kopf oder Schrift" mit Pfennigen spielten.

Weder Krähen noch Mägde, weder Knaben noch Gevatterinnen zogen den Blick der Frau auf sich, die im Fenster eines Hauses neben der Kirche saß, und starr in den Nebel hinausschaute. Diese Frau war Diane, die schöne, reizende, elegante, fröhliche Diane! Wer es nicht wußte, hätte sie nie erkannt, denn nicht verändert war sie in diesen sieben Jahren, sondern ruinirt. Sie erwartete ihr siebentes Wochenbett, sie hatte fünf Kinder, das sechste war todt. Aber nicht die vorübergehende Mattigkeit und Abspannung dieses Zustandes bewirkten dies Aussehen, machten ihre Bewegungen so schwer, ihre Züge so welk, ihr Auge so todt, ihr Antlitz so fürchterlich mager und verfallen; sie sah hauptsächlich abgehärmt, vergrämt, und ebenso seelenmüde als körperkrank aus. Ihr Anzug, ihr Zimmer, ihre Kinder, ihr ganzes Haus trugen den Stempel einer an Verwahrlosung streifenden Unordnung. Nichts lag und stand und saß und ging wie es sollte! Sie trüg ein Kleid von Mousseline de laine, maigrün mit bunten grellen Blumen übersäet, immer geschmacklos, doch in ihrem gegenwärtigen Zustand, der ein schlichtes dunkles verhüllendes Kleid begehrte, höchst widerlich auffallend. Ihr Mann, der die heitern Farben dermaßen liebte, daß er sein Haus wenigstens aprikosenfarben anstreichen ließ, da sich sämmtliche Nachbaren gegen die projectirte Rosenfarbe erklärten; — ihr Mann hatte ihr dies Kleid geschenkt, das farbenreichste, welches die Modewaarenhandlungen in Stralsund auftreiben konnten, und zwar mit der Bemerkung: es gefalle ihm so, weil es wie eine blumige

Wiese aussehe — was denn auch freilich ein sehr passender Vergleich war, und nur leider nichts zur Schönheit des Kleides beitrug. Ihr kleiner welker Kopf, der fast ganz seinen lieblichen Schmuck einer reichen blonden Lockenfülle verloren hatte, hob sich recht kläglich aus diesen schreienden Farben heraus. Ihr Zimmer offenbarte die Spuren früherer Elegance; ein schöner, aber ganz verbrauchter Teppich bedeckte den Fußboden. Die Kinder krochen darauf herum, Kegel spielend, Butterbrot essend, die Finger am Teppich, den Mund an den Vorhängen abwischend, fünf hübsche rothbackige Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, so ungezogen, wie verzogene Kinder zu sein pflegen. Mit deren Spielwerk waren Tische und Stühle bedeckt, auch mit verschiedenen Gegenständen, die sie als Spielwerk brauchten, mit den Büchern des Vaters, mit den Schlüsseln der Mutter, mit einer Menge von Kleinigkeiten, die man immer zu gebrauchen pflegt, und die man beständig suchen mußte, weil sie beständig von ihnen verschleppt wurden. In diesem Gewühl, dieser Confusion, diesem Geschrei vegetirte die arme Diane, denn man kann nicht sagen, daß sie wirklich darin lebte. Die Zustände waren ihr dermaßen über den Kopf gewachsen, daß sie gänzlich den Kopf verloren hatte und die Dinge gehen ließ, wie sie wollten. Es entfärbt sich wol das Leben für Manche, für die Meisten! die Rosenlauben der Jugend verblühen schnell, und wer sich nicht rings umher einen tüchtigen Kraut- und Gemüsegarten angelegt hat, ist sehr zu beklagen! aber ein solches Verblühen und Entfärben, wie in Dianens Existenz, tritt zum Glück für Wenige ein. Dianens schwache, weibliche, unpraktische Natur sträubte sich nicht gegen die gebietende Nothwendigkeit; ach nein! sie hatte

den besten Willen, aber ihr fehlten Einsicht, Ausdauer, Überblick. Sie war nicht das, was jede Frau sein sollte, in den glänzendsten wie in den beschränktesten Verhältnissen: sie war keine gute Wirthin. Überdas hatte sie einen dermaßen heftigen Sturz aus dem Himmel ihrer Hofnungen auf den rauhen Boden der Erfüllungen gethan, daß sie sich nie davon erholen konnte.

Nach ihrer Scheidung ging sie nach Berlin, wo sie sich mit Hellmuth trauen ließ, und besorgte dort ihre ganze Einrichtung, die ihr ein Muster von Einfachheit schien. Sie hatte gar kein Vermögen, aber sie bewerkstelligte dies, indem sie verschiedene Toilettengegenstände und den Theil ihrer Garderobe verkaufte, der ihr zu prächtig für ihre neue Lage vorkam: zwei türkische Shawls, einen Zobelpelz, Kleider und Mantillen von Sammet, Brüsseler Spitzen. Sie bekam dafür 2000 Thaler. Es hatte mehr als das Doppelte gekostet, und wäre sie nicht nothgedrungen so hastig mit dem Verkauf gewesen, so mögte auch sie mehr bekommen haben. Aber sie war selig, wie im Besitz der Schätze des Crösus, über ihre 2000 Thaler. Sie kannte den Werth des Geldes nicht. Graf Regensberg machte ihr so reichliche Geschenke mit Allem was die Toilette erheischt, und ihr Haus war zu Regensberg so lange auf einem gewissen feststehenden Fuß eingerichtet, der aus der Hauptkasse bestritten wurde, daß sie ihr Nadelgeld nur zu Almosen und zu Geschenken für alle Welt verbrauchte. Nie hatte sie eine solche Summe beisammen gehabt! — Hellmuth, der schon in der Zwischenzeit in seinem neuen Wohnort gewesen war, brachte ihr den Plan des Hauses mit, die Höhe und Breite der Zimmer, der Fenster, die Länge der Wände nach Fuß und Zoll genau be-

rechnet; — und danach machte sie ihre Einrichtung. Als das geschehen, als Meubles, Tapeten, Hauswäsche, Porzellan und etwas Silbergeschirr besorgt war, hatte sie vier Zimmer äußerst nett und geschmackvoll eingerichtet, und noch 240 Thaler in Kasse. Hellmuths Gehalt als Nachmittagsprediger waren runde 500 Thaler. Diane war in der Admiration über sich selbst, daß sie so herrlich mit ihrem Gelde hausgehalten und alle Einkäufe so wundervoll billig gemacht habe, und Hellmuth, der ebenfalls nichts von dem Werth dieser Dinge verstand, bestärkte sie durch sein Lob in ihrem Wahn.

„Nun muß ich auch für meine Beschäftigung sorgen, damit ich mich nicht langweile wenn Du arbeitest, lieber Philipp,“ sagte Diane. Nichts war natürlicher! nur waren ihre Beschäftigungen von der überflüssigsten und kostspieligsten Art! sie malte wunderhübsch auf Lindenholz, auf Perlenmutter, auf Sammet; Schachbrett-Tischchen, Arbeitskästchen, Sophapolster; sie stickte auf's Geschmackvollste in Seide und Chenille, sie nähte Tapisserie, sie strickte in Perlen — lauter Beschäftigungen, die sich weit besser für die Gräfin Regensberg, als für die Pastorin Hellmuth schickten.

„Jetzt hab' ich Vorrath an Material für wenigstens zwei Jahr! sagte Diane seelenvergnügt, als sie für 50 Thaler Nothwendigkeiten der Art gekauft. Jetzt wüßte ich aber auch wirklich nicht, was in der Welt wir noch zum Gebrauch wünschen könnten!“

„Ich eben so wenig!“ rief Hellmuth. Zum Glück hatte er keine Schulden; das ist selten in diesen Verhältnissen! er hatte sie allmälig von seinem ziemlich bedeutenden Gehalt als Hofmeister bei den Regensbergischen Kindern abgezahlt.

Von dieser Seite wenigstens ganz frei und mit einer hübschen und bequemen Einrichtung versehen, langten sie in ihrem neuen Wohnort an. Ein Tapezier aus Stralsund hatte die Zimmer in Stand gesetzt, die Meubles geordnet, auf seine eigene Hand verschiedene Dinge herstellen lassen, die ihm ganz nothwendig schienen, um Einklang zwischen den vier Zimmern und dem übrigen Hause hervorzubringen, und dazu Maler, Tischler, Schlosser gebraucht. Diane billigte das vollkommen. Nur zuletzt erschrak sie über seine Rechnung. Indessen war ihr Haus jezt sauber wie ein Puppenschränkchen — wie man zu sagen pflegt — und sie tröstete sich damit, daß dies Einmal und nie wieder nöthig sei. Mit unbeschreiblicher Zufriedenheit nahm sie Besitz von ihrem Hause, besuchte Küche und Keller, Bodenraum und Hühnerstall, Hof und Garten, war nicht im Stande zu beurtheilen, ob denn das Alles auch zweckmäßig eingerichtet, bequem, brauchbar sei, und sagte, nachdem sie dreiviertel Stunden mit Besichtigung ihres kleinen Eigenthums verbracht, sehr ermüdet und äußerst befriedigt zu Hellmuth, indem sie sich auf eine Chaise longue warf:

„Das ist Alles so wundervoll eingerichtet, so nah', so klein, so beisammen, daß ich mich nicht von diesem Platz zu bewegen brauche, und es mit meinem kleinen Finger dirigiren kann!"

„Herrlich, mein Engel! sagte Hellmuth ebenso erfreut. Aber wann essen wir denn?"

„Ich denke, erwiderte Diane, daß für diese kleine Stadt vier Uhr zu spät sein würde .... doch drei grade Recht. Noch früher zu essen würde mir kaum möglich sein."

„Wozu auch? fragte Hellmuth. Jeder richtet sich ein

wie es ihm bequem ist! ich werde bis zum Mittagsessen meine Bücher auspacken."

„Und ich all' meine tausend kleinen Sächelchen an ihren bestimmten Platz bringen. Denn Ordnung muß sein, besonders wenn man nicht viel Dienstboten hat — nicht wahr, lieber Philipp?"

„Allerdings! Unordnung ist immer Verschwendung — und wenn auch einzig nur Zeitverschwendung, so ist die warlich nicht die mindest kostbare."

„O Philipp! wie glücklich bin ich, daß ich endlich einmal meine Zeit nicht verschwenden, sondern wirklich nützlich verbrauchen, und in meinem Hause thätig sein werde!" rief Diane mit Thränen der Rührung im Auge, umarmte ihren Mann, und Jeder von ihnen ging an seine Geschäfte.

Gegen zwei Uhr kam Diane auf den Einfall, sich doch einmal in der Küche umzusehen — im Grunde nur aus Neugier, wie sich all' das hübsche blanke Geschirr auf dem Heerd ausnehmen möge. Aber Kessel und Pfannen standen sehr ruhig auf ihren Plätzen, der Heerd war kalt und leer, und die Köchin, ein derbes stämmiges Frauenzimmer mit einer gemeinen und stupiden Physiognomie, saß auf einem Schemel, strickte phlegmatisch einen blauwollenen enormen Strumpf, und starrte gedankenlos durch das Küchenfenster in den Hof.

„Was kochen Sie uns denn zum Mittagbrot, mein liebes Kind?" fragte Diane arglos.

Die Köchin verstand nicht Dianens süddeutsche Mundart, sondern nur ihr eigenes pommersches Plattdeutsch. Sie

glotzte sie ganz verblüfft mit weit aufgerissenen Augen an, und fragte endlich:

„Watting, Fru Pastern?“ (was meinen Sie, Frau Pastorin?)

Diane lachte hell auf. Sie fand eine frappante Ähnlichkeit zwischen dieser Person und einem Meerungeheuer: strohgelbes Haar, kugelrunde, grünliche Augen, kurze, aufgestülpte Nase, unermeßlich breiter Mund.

„Wir wollen essen! Sie müssen uns etwas kochen! rief sie. Geschwind! geschwind! Suppe, Braten, etwas Gemüse, Fisch .... oder was es sonst giebt.“

„Jo!“ sagte die Köchin mit unnachahmlicher phlegmatischer Breite die sanguinische Hast ihrer Gebieterin erwidernd.

„Aber geschwind doch! ermahnte Diane; gehen Sie auf den Markt, kaufen Sie, was Sie nöthig haben; Sie werden sonst nicht bis drei Uhr fertig werden.“

„Watting?“ fragte das Meerungeheuer mit unerschütterlicher Gelassenheit.

Um ihr nicht wieder grade in's Gesicht zu lachen, sprang Diane mit einer Pirouette aus der Küche und in das Zimmer ihres Mannes, das zu ebner Erde lag. Er hatte seine Bücher ausgepackt und in einen Schrank gestellt, seine Papiere im Schreibtisch geordnet, und erfreut rief er Dianen zu:

„Ist es Essenszeit, lieber Engel? man wird recht hungrig vom Auspacken.“

Sie warf sich lachend in einen Lehnstuhl, und erzählte ihm so viel vom Kauderwelsch des Meerungeheuers, daß er, der eben mehr hungrig als lachlustig war, endlich sagte:

„Das ist gewiß Alles höchst possirlich! Aber hast Du

Dich denn endlich mit ihr verständigt? und wann werden wir essen?"

„Dazu ist vor der Hand gar keine Aussicht!" rief Diane.

„Das ist aber sehr unangenehm, entgegnete Hellmuth verdrießlich. Hast Du Dich wenigstens mit ihr verständigt?"

„Nicht so recht," entgegnete Diane kleinlaut und folgte ihm, denn Hellmuth fuhr auf und in die Küche. Da war der Heerd nach wie vor leer und kalt, und die Köchin saß bei ihrem blauwollenen Strickstrumpf. Hellmuth war ein Sachse und auch nicht des plattdeutschen Dialekts mächtig; indessen verstand ihn die Köchin doch einigermaßen, und erwiderte auf seine Frage, weshalb sie nicht koche:

„Fru Pastern het mi nix segt."

„Dann kannst Du Dich freilich nicht verwundern, lieber Engel! sagte Hellmuth verdrießlich zu Diane. Wenn man essen will, muß man sich die Mühe nehmen, das Mittagbrod zu bestellen."

Unmuthig verließ er die öde Küche. Diane sagte bittend:

„Lieber, einziger Philipp, verzeih mir! es soll nicht wieder geschehen. Ich sehe wol ein, daß ich noch gar keine hausfrauliche Übung habe. Ich bin daran gewöhnt, am Morgen beim Frühstück den Küchenzettel zu bekommen und zu sagen: Gut! oder: Dies und das soll anders sein. Aber dies Meerungeheuer kommt mir zu stupid vor, um einen Küchenzettel zu machen, und ich werd' es künftig selbst thun müssen .... alle Morgen, während ich mich ankleide" .... —

„Und zwar mündlich, lieber Engel! unterbrach Hellmuth, denn Meerungeheuer verstehen auch nicht Geschriebenes zu lesen. — Doch was werden wir heute beginnen?"

„Wir wollen in den Gasthof schicken!“ rief Diane ganz verklärt von ihrem guten Einfall.

Die Köchin ward dahin entsendet, und kam mit der Nachricht zurück, daß sie in anderthalb Stunden wieder hingehen müsse, denn die Mittagszeit sei vorüber, man wolle aber so geschwind wie möglich etwas herrichten. Aus anderthalb Stunden wurden drittehalb, so daß Hellmuth und Diane sich erst gegen fünf Uhr zu einem elenden Mittagbrod von wäss'riger Suppe, dürrem Kälberbraten und halbverbranntem Pfannkuchen setzen konnten.

„Das ist ein schlechter Restaurant,“ sagte Diane mit einer kleinen verächtlichen Grimasse, und legte Gabel und Messer nieder.

„Ei was! rief Hellmuth, und ließ Gabel und Messer tüchtig arbeiten; Hunger ist der beste Koch.“

„Es freut mich, daß es Dir schmeckt, armer Philipp! morgen soll es besser sein,“ sagte Diane lieblich.

Aber morgen war es nicht besser. Die Küche rauchte; Diane wurde unwol, so wie sie dieselbe betrat. Die Köchin war langsam und schläfrig, wie der gemeine Mann im Norden ist; überdas an strenge Aufsicht und beständige Ermahnung der Hausfrau — auch daran gewöhnt, der allergenauesten Anordnung Schritt für Schritt zu folgen, also keine Köchin, sondern eine mit diesem Titel ausstaffirte Küchenmagd, wie man sie in solchen kleinen Orten sich gefallen lassen muß. Gott weiß, was für Speisen auf den Tisch kamen! Wenn Hellmuth sie auch mit einem freundlichen Gesicht empfing, so entließ er sie doch mit einem sehr unfreundlichen. Die arme Diane war trostlos. Sie erinnerte sich allzu wol an Regensbergs Zorn, wenn der Koch eine

Speise schlecht zubereitet hatte; und ach! welch ein Unterschied zwischen jenem Koch und ihrem Meerungeheuer.

Sie bat ihren Mann, ihr vom Buchhändler irgend ein gutes Kochbuch kommen zu lassen. Es gab aber keinen Buchhändler im Ort, und es dauerte einige Tage, bevor das aus Stralsund verschriebene Kochbuch anlangte. Als es da war, war die Noth wo möglich noch größer, denn es ist so schwer, aus Büchern etwas zu lernen, wofür man gar kein Talent hat. Diane verbrachte die Morgen in der Küche, verbrannte sich die Hände, zerriß und beschmutzte ihre Kleider, erhitzte und ermüdete sich über alle Maßen, und hatte denn endlich die Satisfaktion, den Braten halb gedörrt und die Mehlspeise ungar auf dem Tisch erscheinen zu sehen. Nicht nur, daß diese Diners ganz außerordentlich schlecht — sie waren auch außerordentlich kostbar. Denn von drei Speisen, die sie begann, vollendete sie höchstens eine; die beiden andern wurden oder blieben ungenießbar. Dann hatte sie keinen Überblick, keine Übung, verstand nicht eine Speise für zwei Personen einzurichten, die im Kochbuch vielleicht für acht berechnet war. Genug, sie verbrachte ihre Tage in Angst und Sorge um ihr Mittagsbrot, und sie schöpfte mit unbeschreiblicher Erleichterung Athem, als ihr endlich! endlich! eine Speise genug geglückt war, um Hellmuth das Wort zu entlocken:

„Ei sieh! die Macaroni sind ja wirklich genießbar.“

Von nun an hatte Diane einen stereotypen Küchenzettel; es gab, wie für die neapolitanischen Lazzaroni, täglich Macaroni.

Das Küchendepartement ist aber nur ein Zweig der Haushaltung, und so klein eine solche sein möge, hat sie deren

doch verschiedene, von denen Diane nichts ahnte. Sie hatte keine Vorräthe im Hause. Zucker, Kaffee, Reis — Alles, was sie brauchte, ließ sie in dem Augenblick, wo sie das Bedürfniß gewahr wurde, vom Krämer holen, um, wie sie sagte, nicht so viel Geld auf einmal auszugeben. Die Thaler imponirten ihr, die Groschen nicht. Nun bestand aber ihr ganzes Dienstbotenpersonal aus dem Meerungeheuer, das nichts weniger als umsichtig und überlegend war, folglich ihrem Mangel an diesen Fähigkeiten nicht zu Hülfe kommen konnte, im Gegentheil zu jedem Schritt angetrieben, zu jeder Verrichtung ermahnt sein wollte. Wenn Diane nicht an jedem Morgen von Neuem ihr befahl, Brot zum Frühstück zu holen, so erschien der Kaffee ohne Brot; Hellmuth zankte, es mußte zum Bäcker geschickt werden; bis das Brot kam, war der Kaffee kalt, denn die dicke Friederike besorgte mit Muße ihre Aufträge, und der Tag hatte übel begonnen. Das hätte Diane natürlich vermeiden können, wenn sie es verstanden hätte, sich mit ihren wirklichen Verhältnissen vertraut zu machen. Allein sie sah noch immer darauf hin wie auf eine Idylle, und wunderte sich nur, daß die Realität einen so dunkeln Vorhang vor das anmuthige Schäferspiel ziehe. Es gehört nur ein höchst alltäglicher Charakter dazu, der sich entweder zum Eigensinn oder zur romanesken Sucht nach etwas Ungewöhnlichem neigt, um aus einer Lage in eine andre, scharf damit kontrastirende, hinüber zu springen; aber ein sehr energischer, um sich in der neuen Lage würdig zu benehmen, um die Eigenschaften, Gaben und Talente fallen zu lassen, welche früher ein Schmuck waren, um sich diejenigen anzueignen, die jezt nöthig geworden sind, um ohne Unbehagen, Un=

ruh und Verlegenheit sich in der Enge und Beschränkung zurecht zu finden. Renata hätte es gekonnt; sie besaß den Blick, der die Verhältnisse von oben herab überschaut, der sie folglich sehr klar in ihrer relativen Verschiedenheit, und zugleich eben so klar in ihrer innern Gleichheit erkennt; und weil sie ihn besaß, so brauchte das Schicksal sie nicht in Verhältnisse zu bringen, die diese Entwickelung beförderten. Aber Diane konnte es nicht; sie hatte so zu sagen gar keinen Blick, kein Urtheil, weder über Menschen noch Zustände. Sie war immer nur einem instinktartigen Liebesbedürfniß gefolgt, hatte sich angeschlossen, wo sie dessen Befriedigung wähnte, erst an Regensberg, dann an Hellmuth. Wäre der Letztere in den Verhältnissen des Ersteren gewesen, so wäre Diane eine höchst glückliche Frau geworden: hätte sich friedlich aus einem Wochenbett in's andre begeben, dessen Beschwerden mit großer Langmuth ertragen, ihren Mann angebetet, ihre Kinder verzogen, und wunderhübsche Lichtschirme gemalt und Fußkissen genäht. Das konnte sie, bequem und weichlich, träge und üppig wie sie war. Aber thun, arbeiten, sich einschränken, berechnen, konnte sie ganz und gar nicht. Es waren kaum drei Wochen vergangen, und sie fühlte sich schon ganz unsäglich abgemattet von diesem unbequemen Leben, das ihr immer unbequemer wurde, je mehr ihre Schwangerschaft vorrückte. Überdas hatte Hellmuth Gewohnheiten, die ihr unerträglich waren, und die sie früher nie bemerkt. Er rauchte; aber nicht etwa Morgens und Abends ein Paar Cigarren, sondern vom Morgen bis zum Abend eine große lange spießbürgerliche Pfeife. Er hatte freilich auch in Regensberg und überhaupt schon während einer Hälfte seines Lebens, von seinem fünfzehnten

Jahre an, geraucht; doch in Regensberg beobachtete er die Vorsicht, zu den Stunden, wo er Diane zu sehen pflegte, ein halbes Flacon mit eau de Cologne über den Kopf zu gießen; die fiel jezt weg.

„Himmel! sagte Diane halb erstickt, wenn sie in sein Zimmer trat; wie kannst Du Dir die schöne frische Luft so muthwillig verderben.“

„Das ist meine Lebensluft; sie gehört zum Studirzimmer, lieber Engel, entgegnete er. Kein Gelehrter ohne Pfeife.“

„Respect vor Beiden, sagte Diane freundlich. Aber, lieber Philipp, ich kann nicht bei Dir bleiben in diesem dikken Qualm .... er widersteht mir.“

„Wenn ich mein Pfeifchen ausgeraucht habe, komm' ich zu Dir hinauf,“ sagte Hellmuth eben so freundlich, und Diane lief geschwind in ihr Zimmer und badete sich in Parfüms.

Aber das beständige, stündliche Beisammensein mit ihrem Mann, das sie sich ganz besonders paradiesisch geträumt, ging durch ihre unüberwindliche Antipathie gegen seine Pfeife verloren. Ferner hatte Diane eine Gewohnheit, die für Hellmuth, wie für Jedermann, unerträglich war: sie war unpünktlich, nie zur rechten Zeit fertig; kein Tag glich in seiner Eintheilung dem andern; sie hielt keine Stunde fest. Abgesehen davon, daß feste Stunden ein außerordentlicher Zeitgewinn sind, so zeigt ihr Mangel in einer ruhigen Haushaltung immer auf eine gewisse fehlerhafte Confusion, die sogar in der Vorstellung höchst unbehaglich, aber in der Wirklichkeit zum Verzweifeln ist. Unglücklicher Weise ist dies ein Fehler, den — ich behaupte es dreist — eine Frau nie ablegt; aber zum Trost behaupte ich auch, daß Pünkt-

lichkeit und Ordnung vielleicht die einzigen Tugenden sind, die man ihr anerziehen kann, sobald man in der Wiege beginnt, denn sie werden mechanisch, und gehen alsdann gleichsam in's gesunde Blut über. Die Männer sind fast alle pünktlicher als die Frauen. Ihre lange Schulzeit, später ihr Geschäftskreis bewirkt das; vielleicht haben sie auch mehr natürliches Subordinationsgefühl vor der Zeit, wol wissend, was alles für wichtige Dinge in ihr ausgerichtet werden, von denen die Frauen nur schwebende Begriffe haben. Genug, Hellmuth's Leiden durch Dianens unerhörte Unpünktlichkeit übertrafen die ihren, durch seine Pfeife veranlaßt, da er von einer wahrhaft pedantischen Pünktlichkeit war.

Das Haus war nun Gott weiß auf welchem Fuß eingerichtet. Man sah sich in der Welt um. Es ist erschreckend, daß so ganz winzige Städtchen von drei oder viertausend Einwohnern dennoch eine Welt haben, in der die Gesellschaft copirt wird mit Besuchen, mit Toiletten, mit Festen, mit Moden. Hier nun, wo kein Militär, kein höheres Gericht, kein bedeutender Handel existirte, wo das Landstädtchen im vollen Umfang des Wortes Geltung bekam, indem der Nahrungszweig der meisten Einwohner auf ihrem Ackerbau und Gartenland, auf Kühen, Schafen und Gänsen beruhte — war die Gesellschaft allerdings sehr klein, und bestand nur aus Hellmuth's Collegen, dem Hauptprediger, dem Arzt, dem Landrath, dem Bürgermeister und einigen Rathsherren, und ein Paar Schullehrern.

An einem wunderschönen Vormittag, zwischen zwölf und ein Uhr, machten Diane und Hellmuth ihre Antrittsbesuche. Sie war schon über acht Tage da, a es hatte

sie noch Niemand gesehen, sie hatte ihr Haus noch nicht verlassen. Sie machte Aufsehen, als sie zum ersten Mal auf der Straße erschien, denn allerdings mogte seit Menschengedenken keine solche Gestalt über das holprige und löcherreiche Steinpflaster so graziös und so elegant dahingewandelt sein. Es war heißer Spätsommer. Diane trug ein leichtes, schneeweißes Musselinkleid, eine Echarpe von lila- und staubfarbenem schottischen Tafft, einen Strohhut mit ganz gleichfarbigem Bande garnirt, schwedische Handschuh, Stiefel von ungebleichter Leinwand und einen kleinen grünen Handsonnenschirm. In der andern Hand hielt sie ihr Taschentuch von glattem Battist und ein Täschchen von russischem Leder mit ihren Visitenbillets. Alle Köpfe fuhren an die Fenster, um dieser in ihrer Einfachheit so geschmackvollen und zierlichen Erscheinung nachzuschauen. Den ersten Besuch empfing natürlich Hellmuth's College, und in dieser stillen, freundlich wolwollenden Familie, die aus einem ziemlich betagten Elternpaar, und aus einer Tochter in Dianen's Alter bestand, fühlte sich diese ganz häuslich und heimlich, wie einem das immer geht bei Leuten, die ihr gutes Herz auf dem rechten Fleck und ihren gesunden Verstand ohne alle Prätention haben. Die Alten hatten ihre Schmerzen und Erfahrungen, wie das lange Leben sie eben giebt. Zwei erwachsene Söhne waren ihnen in den letzten Jahren gestorben. Aber die Tochter — Clara hieß sie — war glücklich, war Braut von einem Freund ihres verstorbenen ältesten Bruders, den sie heirathen sollte, sobald er seine Laufbahn bis zum ersehnten Assessor mit Gehalt gebracht hatte; — und das konnte höchstens noch ein halbes Jahr dauern. Dies erfuhr Diane alles beim ersten Besuch,

denn die alte Dame war äußerst redselig, und wie unbeschreiblich gut, geht daraus hervor, daß sie, trotz dieser Zungenfertigkeit, nie Übles von den Menschen sagte.

„Das sind liebe Leute! rief Diane ganz erfreut, als sie wieder mit ihrem Mann auf der Straße war; — mit denen werde ich mich recht einleben, und gewiß in der Tochter eine Freundin finden."

Die Frau Doctorin gefiel Dianen um ein Beträchtliches weniger. Hier war die volle Prätention der Mittelmäßigkeit. Mittelmäßig ist nämlich immer ein Verstand ohne Herz, denn es ist ein unvollkommener Verstand. Für abstracte Speculationen mag er genügen; da diese aber nicht die Sphäre ausmachen, in welcher eine Frau sich mit dem ihren bewegt, so hat sie kein eigentliches Terrain, um ihn gehörig manövriren zu lassen, mögte es aber doch sehr gern, um zu glänzen, zu blenden, zu imponiren, und wird dadurch vollkommen unerquicklich. Die Doctorin mogte wol ziemlich viel natürlichen Verstand haben, nur bei Weitem nicht so viel, als sie sich selbst zutraute. Sie glaubte mit ihrem Urtheil und ihrer Einsicht vollkommen à la hauteur aller Dinge zu sein, und ließ mit der überlegensten Miene von der Welt ihre Orakelsprüche erschallen, die doch meistens ziemlich unbedeutend waren, und nur dann von einschneidender Schärfe wurden, wenn sie Personen, nicht Dinge betrafen. Das ist fast immer der Probirstein für diese Art von Mittelmäßigkeit. Die Doctorin war die Tochter von Hellmuth's Vorgänger im Amt, hatte ihre Mutter früh verloren und einiges Vermögen von ihr geerbt, war in Stralsund in einer großen Pension erzogen, dann bei ihrem Vater unumschränkte Herrin gewesen, und jetzt etwas Ähnliches

bei ihrem Mann, der ein recht geschickter Arzt und fast Tag und Nacht auf Reisen über Land war, so daß er nicht anders konnte, als ihr das volle Regiment über Haus und Hof und Kinder zu übertragen. Dadurch bekam sie eine unbeschreibliche Wichtigkeit in ihren eigenen Augen, und wünschte sehnlichst, sie auch für fremde zu haben.

Sie warf sich Dianen gegenüber sogleich in's Feld der Literatur, der Wissenschaft, der socialen Interessen, kramte ihre oberflächliche Bildung aus, und setzte diese, die allerdings sehr wenig Kenntniß besaß, in große Verwunderung über so mannigfaches Wissen. Freilich machte sich Diane dafür heimlich über den mauvais genre lustig, mit der Gelehrsamkeit zu prahlen.

„Ein widerwärtiges Frauenzimmer!" sagte Diane, als die Thür hinter ihr zufiel.

Die Frau Landräthin sollte den dritten Besuch empfangen; aber es schlug eins, als sie die Doctorin verließen, und der Diener des Landraths sagte, die Herrschaft sei beim Speisen.

„Die Besuchstunde ist für heute vorüber, liebe Diane, sagte Hellmuth; denn ein Uhr ist die allgemeine Speisestunde, und man kann nicht füglich zu den Menschen gehen, wenn man bestimmt weiß, daß man sie nicht sehen kann. Wir haben eine Stunde zu spät angefangen."

„Allerdings! entgegnete Diane, und es war mir auch sehr unangenehm, daß die Friederike gar nicht fertig werden konnte, mein Kleid aufzuplätten."

Die übrigen Besuche wurden in den nächsten Tagen gemacht, und waren ziemlich gleichgültiger Art, so daß Diane schnell erkannte, daß sie an diesem Umgang wenig Freude

haben würde. Die Männer lebten und webten in ihrem Amt oder — um's Brot; und die Frauen hatten mit Kindern und Hauswesen dermaßen die Hände voll, daß ihnen Besinnung und Gedanken vergingen für Alles, was über Wirthschaft, Dienstboten, Kinder und — den lieben Nächsten hinaus lag.

Dann kamen die Gegenbesuche. Der der Frau Landräthin war der pompöseste. Man hatte ihr so viel von Dianen's Elegance erzählt, sie hatte mit solchem Erstaunen auf deren Visitenbillet gelesen: „Diane Hellmuth, née Comtesse Adlercron," daß sie beschloß, Elegance und Vornehmheit und Alles in den Grund zu bohren.

„Und eine neue Karte hätte sie doch für mich abgeben können," sagte die Frau Landräthin zu ihrem Gatten, und bemühte sich mit mißfälligem Blick — denn sie war höchst ordentlich — die eine umgebogene Ecke des Visitenbillets, dies Zeichen des Besuchs in Person, wieder glatt zu biegen und zu streichen. Ihr Mann hielt es nicht der Mühe werth, sie darüber aufzuklären. Sie war eine Krämerstochter aus Stettin, die in Ermangelung anderer Vorzüge, den soliden des Geldes hatte. Er fesselte ihren Mann, den Herrn von Rosenfelt, der aus einer guten adeligen Familie, aber sehr arm war. Mit ihrer Mitgift kaufte er sich ein hübsches Gut in der Nähe dieses Städtchens, und wurde Landrath des Kreises. Weiter ging sein Ehrgeiz nicht. Die Ehe war die traurigste von der Welt! beide Gatten mißachteten sich gegenseitig — nicht des Charakters wegen, wozu sie vielleicht veranlaßt gewesen wären — sondern auf der einen Seite wegen Mangels an Vermögen, und auf der andern an guter Herkunft und Erziehung. Herr von Rosenfelt war

fast immer verdrießlich. Er fühlte sich erdrückt von der stupiden Tyrannei seiner Frau, die er nicht abschütteln konnte, weil sie, mit ächter kaufmännischer Gesinnung, und wol auch im Bewußtsein der Basis ihres Regiments, die Verwaltung ihres Vermögens für sich selbst behielt. Sie war dumm und unwissend, verstand aber die Geldangelegenheiten und that sich nicht wenig darauf zu gut. Die einzige wahre Freude, die sie in ihrer Ehe und durch dieselbe hatte, war, wenn irgend Jemand sie „gnädige Frau Landräthin“ nannte; dann genoß sie mit Wonne zugleich Standes- und Rangesvorzug. Aber natürlich geschah das, außer von ihren Dienstboten, sehr selten, und der Doctor that es nur zuweilen zu seinem zwiefachen Spaß, erstens: um das verklärte Antlitz der Landräthin und zweitens: um das in demselben Grad verfinsterte seiner Frau zu beobachten, die sich über den geringsten Vorzug ärgerte, den ein Andrer vor ihr voraus hatte; und Frau von Rosenfelt war wirklich die einzige gnädige Frau im Städtchen!

Sie setzte sich in fiocchi um auf Diane den doppelten, ja dreifachen Eindruck des Reichthums, des Standes und des Ranges zu machen. Am Arm ihres Gatten, den Bedienten in Livree hinter sich, wandelte sie in einem schweren, korinthenfarbenen Seidenkleid einher, das durch steifes Unterfutter um seinen weichen Faltenwurf gebracht, mehr wie Pappe als wie Seidenstoff aussah. Sie verschmähte es, sogar im höchsten Sommer, einen Tafft- oder Strohhut zu tragen; ein rosenfarbener Atlashut bedeckte ihr Haupt, und um ihre schweren Schultern hing eine Echarpe von weißem gestickten Mussellin, auch mit rosenfarbenem Atlas gefuttert. Einzeln waren all' diese Dinge recht schön, aber auf ihrer

kleinen untersetzten Figur, und bei einem sommerlichen Morgenbesuch machten sie sich höchst possirlich. Enorm weite Handschuh, beurre frais, augenscheinlich für eine Männerhand bestimmt, nur in der Breite ihr passend, und die Finger um einen halben Zoll zu lang, und enorm enge schwarze Atlasschuh, in denen sie noch schleppender und mühseliger als gewöhnlich ging, vollendeten ihren Anzug.

Dianens liebliches Gesicht wurde noch um eine Nüance heiterer als gewöhnlich beim Eintritt dieser auffallenden Gestalt, die sich stumm und steif zur Sophaecke rechter Hand bewegte, sich setzte, erst die Falten des Kleides gehörig ausbreitete, und dann die Echarpe darüber zurechtlegte, während ihr Mann das Gespräch führte. Endlich mischte sie sich hinein, um es zu unterbrechen, und um Diane zu fragen, wo sie die Meubles, die Tapeten, die Vorhänge gekauft, und um nach den Preisen von all' diesen Sachen, einzeln, sich zu erkundigen. Diane wußte sie nicht mehr, das brachte sie sogleich in Mißkredit bei der Landräthin. Diese fragte, ob sie wol auch das Nebenzimmer „besehen" dürfe, dessen Thür offen stand, und Diane führte sie bereitwillig hinein.

„Ein Schlafzimmer! sagte die Landräthin verwundert; ich dachte es wäre Ihre Putzstube! Und wo ist denn Ihre Putzstube?"

„Ich habe nur diese zwei Zimmer," entgegnete Diane.

„Warum haben Sie da nicht Ihr großes dreifenstriges Wohnzimmer zur Putzstube gemacht, und das Schlafzimmer zu Ihrem Wohnzimmer?" inquirirte die Landräthin.

„Dann hätte mir ja ein Schlafzimmer gefehlt," entgegnete Diane lächelnd.

„Aber es müssen doch auch Zimmer nach dem Hof gehen.“

„Freilich! aber sehr enge und kleine, und mit der Abendsonne, das ist unerträglich im Sommer.“

„Also eine Putzstube haben Sie nun gar nicht!“ sagte die Landräthin höchst gedankenvoll, denn sie hätte ja gern im Keller oder auf dem Heuboden geschlafen, wenn es darauf angekommen wäre, sich eine Putzstube zu retten, und die Annehmlichkeit eines freundlichen und netten Schlafzimmers schätzte sie nicht. „Was ist denn das?“ setzte sie nach einer Pause hinzu, und blieb vor Dianen's Toilette stehen, die sehr einfach aber zierlich mit weiß und blauem englischen Steingut montirt, und mit weißem, rosenfarb gefutterten Musselin umhängt war. „Wozu brauchen Sie denn das?“

„Wozu man eine Toilette zu brauchen pflegt,“ antwortete Diane, ihrerseits etwas erstaunt, denn die Landräthin öfnete eine der Dosen und sagte:

„Richtig! da liegt die Seife!“

„Was könnte sonst da liegen!“ rief Diane höchst belustigt.

„Nun — nichts! es giebt ja auch Schauessen!“ entgegnete die Landräthin.

Nachdem sie in dieser Weise Alles besehen, betastet, befragt und besprochen hatte, beendete sie ihren Besuch, und ermangelte nicht, wie sie es sich vorgenommen hatte, eine Visitenkarte zu verlieren, auf der man in goldnen Buchstaben, zwischen allerlei goldnem Blumengeschlänge die imposanten Worte las: „Die Landräthin von Rosenfelt, geb. Knochenhauer.“ Sie war überzeugt, einen großen Eindruck auf Diane gemacht zu haben, und zog sich ihrerseits mit

einer sehr geringen Meinung von dieser Frau zurück, die so lustig und ungenirt war, keine Putzstube besaß, und die Preise ihrer Meubles nicht am Schnürchen wußte.

Zwischen diesen Menschen lebte nun Diane, und ausschließlich, und für immer. Eine Gesellschaft, die für eine Viertelstunde höchst ergötzlich ist, kann leicht auf die Dauer unerträglich werden, und so ging es ihr mit der Landräthin und der Doctorin. Sie langweilte sich unerhört und unüberwindlich zwischen diesen beiden Damen, den Sommitäten des Ortes, und wurde von ihnen dafür um so gründlicher gehaßt, als sowol der Landrath als der Doctor sie ungemein liebenswürdig fanden. Sie war nun einmal eine Frau, die allen Männern gefiel, und zwar deshalb, weil sie durch reizende Schönheit — aber sonst durch nichts ausgezeichnet war; und gerade das ist nothwendig zum allgemeinen Gefallen. Was half es, daß die Doctorin empört sagte:

„Sie ist einfältig, unwissend, ohne höhere Bildung, ohne tiefes Urtheil!“ — und die Landräthin ebenso empört:

„Sie versteht nichts, aber gar nichts! kein Kinderhemd zuzuschneiden, keinen Strumpf zu stricken, keine Rechnung zu führen, keine Eintheilung zu machen! sie muß gelebt haben . . . . bei den Wilden.“

„Nicht doch! das ist so ein Pröbchen der Erziehung aus der großen Welt! rief die Doctorin getheilt zwischen Neid und Hohn. Da kann man es wieder so recht deutlich gewahr werden, wie die wahre Bildung nur beim Mittelstand zu finden ist.“

„Schade daß trotz seiner wahren Bildung liebenswürdige Frauen so selten in ihm zu finden sind,“ sagte der Doctor unbewegt und eiskalt.

„Das sei Gott geklagt!“ rief unvorsichtig der Landrath.

„Herr Landrath, entgegnete die Doctorin, unbeschreiblich höhnisch, Sie vergessen ja ganz Ihre liebenswürdige Frau Gemalin.“

Diane empfand nicht das geringste Interesse, nicht einmal das der unschuldigsten Koketterie weder für den Landrath noch für den Doctor; aber um nicht mit der Landräthin von Sachen sprechen zu müssen, die sie nicht kannte, und mit der Doctorin von andern, die sie nicht verstand, unterhielt sie sich allerdings lieber mit den Männern, und es erhob sich ein Zetergeschrei über ihr skandalöses Betragen. Die Doctorin suchte hämisch Hellmuth aufmerksam zu machen, indem sie ihn tröstete und seine Nachsicht bewunderte. Er gerieth in Zorn — er wußte selbst nicht worüber, und deshalb in einen sehr heftigen. Er überschüttete Diane mit Vorwürfen, die sie in andern Beziehungen reichlich — nur nicht in dieser verdiente. Diane fand ihren Mann bei Weitem nicht mehr so angenehm, wie in Regensberg, und daher ihre Ehe auch nicht so ganz überreich an Seligkeit, aber es war ihr nicht eingefallen, sich mit jenen Herren auch nur im Scherz zu beschäftigen, daher nannte sie ihren Mann eifersüchtig, ungerecht, brutal, und fand, daß er ihre Liebe nicht erkenne noch würdige. Indessen versöhnte sie sich doch sehr bald wieder mit ihm, da er der gutmüthigste Mensch von der Welt war, und sie aufrichtig lieb hatte. Nur verstand sie es eben gar nicht, ihm seine Häuslichkeit behaglich zu machen — abgesehen von ihrer freundlichen und graziösen Erscheinung. Sie sorgte für nichts, sie bedachte nichts, sie ordnete nichts an oder verkehrt, statt zu nähen, saß sie am Stickrahm, statt zu stricken, malte sie, und nebenbei schienen die Thaler zwischen ihren allerliebsten Fingern in

Luft aufzugehen: sie verschwanden, und man begriff nicht wofür. Es war sehr natürlich, daß Hellmuth zuweilen die Geduld verlor. Zum Unglück gerieth er dann in einen so furchtbar aufbrausenden Zorn, daß Diane Nervenzufälle vor Angst und Entsetzen bekam, und sich heimlich fragte, wie es ihr habe möglich sein können, diesen Wüthrich zu lieben. Das schlimmste bei dem Allen war, daß die bösen Zungen lernten, sich an Diane, mit Recht oder Unrecht, gleichviel! zu üben, und Alles, was sie that oder unterließ, zu mäkeln, zu tadeln, zu bespötteln. Nur die Familie des alten Predigers nahm sich ihrer an, war aber zu beschäftigt mit Clara's Ausstattung und später mit Vorbereitungen zur Hochzeit, auch ohnehin viel zu bescheiden, um sich ungerufen in Dianens häusliche Angelegenheiten zu mischen.

Gerade in die Zeit ihrer Entbindung fiel Clara's Hochzeit, und sie reis'te mit ihrem Mann nach Danzig, als Diane sieben Wochen an schwerer Krankheit danieder lag. Das brachte dieser ohnehin unsichern Häuslichkeit einen tödtlichen Stoß bei, von dem sie sich nie erholte: Hellmuth gerieth in Schulden. Das Kind, die Mutter, das Haus wollten besorgt sein; er verstand nicht die richtigen Maßregeln zu ergreifen. Die alte Predigerin stand ihm mit Rath und That nach besten Kräften bei, doch das genügte nicht! es ging drunter und drüber, und es wurde nicht besser, als Diane hergestellt war. Jedes Jahr brachte ein Kind, ein Wochenbett, vermehrte Ausgaben und nicht die Mittel, sie zu bestreiten. Anfangs verharrte Diane in ihrer unbesonnenen Gedankenlosigkeit. Das erste Kind, auch das zweite noch, machte sie glücklich, d. h. glücklich in ihrer Art: sie kleidete die Kinder wunderniedlich, tändelte und spielte mit

ihnen, sang ihnen Lieder vor und erzählte ihnen Mährchen; aber sie trat dabei ganz aus ihren Verhältnissen heraus, bekümmerte sich nicht um ihr Hauswesen, überließ den Mägden Schlüssel und Wirthschaft, und stickte den Kindern Häubchen statt ihnen Hemden zu nähen. Hellmuth machte ihr bald sanfte, bald ernste Vorstellungen, um sie zu überzeugen, daß sie nicht immer so auf dem Sopha sitzen dürfe, die Hände im Schooß oder mit Überflüssigkeiten beschäftigt.

„Ich beaufsichtige die Kinder: ist denn das überflüssig, liebster Philipp?" fragte sie ganz verwundert.

„Das thun andre Frauen ohne deshalb ihr Hauswesen ganz zu vernachlässigen, und ohne die Dienstboten nach Willkür schalten und walten zu lassen," entgegnete er.

„Die Frauen müssen dann wahrlich vier Hände statt zwei, und Tage von achtundvierzig Stunden haben! Was aber uns're Dienstboten betrift, lieber Philipp, so darf ich ihnen gewiß einige Freiheit lassen, denn sie mißbrauchen dieselbe nie, sind so ehrlich, so treu, so brav" .... —

„Wie eben alle Dienstboten sind, unterbrach er sie ungeduldig, die es verstehen, ihrer Herrschaft ein X. für ein U. zu machen. Ohne Aufsicht verderben die besten."

„Wenn Du meinst, daß sie nöthig ist, so will ich sie strenger führen," sagte Diane mit der größten Bereitwilligkeit, und foderte auf der Stelle die Schlüssel zu Keller und Kammern ein. Hellmuth legte sie sämmtlich in ein Schubfach ihres Schreibtisches, verschloß es, gab ihr den Schlüssel desselben und ermahnte sie, ihn immer bei sich zu tragen — was sie auch feierlich versprach. Die Köchin nahm aber dies Verfahren sehr übel, und beschloß wieder zum unbeschränkten Regiment zu gelangen. Sie störte Diane so

oft mit Begehren von diesem und jenem, sie ließ sie soviel Trepp auf und Trepp ab laufen, sie wählte dazu so ungünstige Augenblicke, wenn ein Kind schrie, oder wenn Diane im Garten war oder Besuch hatte, daß diese nach drei Tagen ihr Beschließerinamt vollkommen satt hatte, der Köchin die Schlüssel wieder übergab und zu ihrem Mann sagte:

„Dies und das hab' ich gethan, lieber Philipp, denn man muß den Dienstboten doch auch Vertrauen beweisen; und die Köchin ist warlich viel zu brav um mich zu betrügen."

Hellmuth antwortete: „Es ist eine schöne Eigenschaft, den Menschen Gutes zuzutrauen, sobald sie mit Menschenkenntniß gepaart und auf Erfahrung begründet ist. Entspringt sie aber aus Bequemlichkeit und Unkenntniß, so verliert sie gänzlich ihren Werth, und statt gut zu sein bist Du nur träge und machst Dich lächerlich — sogar in den Augen Deiner Dienstboten."

Diese Redeweise fand Diane unbeschreiblich hart. Sie widersprach nie, war weder heftig noch schnippisch gegen ihren Mann, aber sie weinte wie eine Hyade und klagte, daß er sie nicht liebe. Allerdings widersteht die Liebe schwer, wenn sie von Sorgen um's tägliche Brot untergraben wird, und Diane war nicht die Frau, welche diese Sorgen theilte, indem sie ihnen abzuhelfen suchte, sondern sie nur vergrößerte, indem sie sich ihnen gegenüber in ihrer vollen Unbeholfenheit zeigte. Sie hatte weder Herz noch Hand für ein schweres Leben. Allmälig verlor ihr Mann die Zuversicht zu ihr, daß sie sich darin zurecht finden würde. Er machte ihr weder Vorwürfe noch Vorstellungen mehr; er sah ein, daß es ganz umsonst war. Bitter empfand er, welch' eine Last er sich in dieser Frau aufgebürdet, wie er sich seine

eigene Existenz verkümmert habe. Diane, die reizende, liebliche Diane, ganz dazu geschaffen, der Schmuck, die Blüte in einem Hause zu sein, ward eine Bürde für ihren Mann. Als sie das nicht sowol einsah als fühlte, da kam der Gram, die Niedergeschlagenheit, die Reue! da warf sie sich ihre Schwächen und Fehler schonungslos vor! da brütete sie darüber, wie sie sie hätte vermeiden können, statt sie gutzumachen, indem sie sich jezt kräftig und entschlossen zeigte und handelte! Je mehr Kinder sie hatte, um desto trauriger wurde sie. Den Leichtsinn, der sich um die Zukunft der Kinder nicht kümmert und sie dem lieben Gott anheim stellt, weil das bequem ist — der sich auf die Lilien des Feldes beruft, ohne zu bedenken, daß Kinder nicht wie das Gras wachsen — den hatte sie denn doch nicht. Aber ihr Kummer äußerte sich in ihrer Weise, schwach und feig. In jedem Wochenbett wünschte sie zu sterben, und ihre Kinder sah sie nie ohne Thränen an. Sie, die früher leidenschaftlich Kinder gewünscht hatte, um ihre Liebe für sie so recht an den Tag legen zu können, fand jezt keinen andern Ausdruck für diese Liebe, als die Klage:

„Ach! hätte ich doch lieber gar keine Kinder, als die beständige Angst und Sorge um ihre Zukunft haben zu müssen!“

Sie rieb sich auf in ihren unfruchtbaren Bekümmernissen, sie zehrte ab. Krank wurde sie nicht, aber kränklich, und sie veränderte sich dermaßen, daß sie kaum zu kennen war. Die Doctorin sagte mit schlecht verhehltem Triumph:

„Sie liefert augenscheinlich den Beweis, daß alle Frauen bei zwanzig Jahren hübsch sind. In der Frische und Fülle der ersten Jugend bestand ihre gepriesene Schönheit, und folglich verschwindet sie mit jedem Jahre mehr und mehr.“

„Ja, so pflegt es zu gehen, erwiderte der Landrath; schöner wird Niemand mit der Zeit.“

„Und die zahlreichen Wochenbetten ruiniren denn doch auch etwas die Schönheit,“ wandte der Doctor ein.

„Diese ewigen Wochenbetten, entgegnete sie vornehm, finde ich nun ganz und gar widerwärtig. Wer war der große Philosoph — war es nicht Fichte? der da sagte: es sei sehr unanständig für den Menschen mehr als ein Kind zu haben. Wer war es nur?“ . . . . —

„Hat ein Philosoph dies gesagt, unterbrach ihr Mann ihr Nachsinnen, so ist das wieder ein Beweis, daß die Philosophen auch unglaublichen Unsinn sagen, und ich würde mir in Deiner Stelle nicht mehr den Kopf damit zerbrechen.“

„Oder war es Hegel,“ sagte sie, und beachtete den Einwurf ihres Mannes nicht mehr als das Summen einer Mücke — so hoch fühlte sie sich über ihn erhaben durch Geist und Bildung.

„Vielleicht hat Hegel gemeint, erwiderte ihr Mann höchst ernsthaft, daß der Mensch an sich nur ein Kind haben dürfe; aber ein Ehepaar! bedenke doch wie das die Sache verändert! Das muß vier Kinder haben, durchaus! Denn durch zwei werden erst die Eltern wieder ersetzt; eins muß man durchschnittlich dem Tode abgeben, und eins bleibt übrig um etwa in einer andern Familie eine Lücke auszufüllen. Findet sich noch ein fünftes und sechstes — bravo! das ist ein angenehmer Luxus! — Ich bitte Dich, besinne Dich doch, ob nicht ein andrer Philosoph, oder vielleicht gar derselbe in einer andern Schrift, klar bewiesen hat: eine Ehe, aus der nicht mindestens vier Kinder hervor gin-

gen, sei durchaus unanständig, weil sie nicht ihren Zweck erfülle."

„Du willst nun einmal mit Deinem Spott, der mich warlich nicht erreicht, die schöne Diane vertheidigen" ... —

„Vertheidigen! rief der Doctor; nein, mein Kind, dafür braucht keine Frau einen Vertheidiger, sobald ihr Mann neben ihr steht."

„Genug, sagte die Doctorin höchst erzürnt, es steht wenigstens das fest: daß sie durch ihre zahlreichen Wochenbetten nicht schöner wird."

„Genau dasselbe sagte ich schon vorhin," erwiderte der Doctor äußerst gelassen.

So vergingen trübe, kümmerliche Jahre. Eine Freude sollte der armen Diane werden; aber, wie das auf Erden zu gehen pflegt, eine Freude, welche Andern tausend Thränen kostete. Clara kam zu ihren Eltern zurück — als Wittwe. Fünf Jahre lagen zwischen den Tag, wo sie im Brautkranz von ihnen schied, und in der tiefen Trauer wieder kam. In der ganzen Zwischenzeit hatten sie sich nicht gesehen; die Entfernung war zu groß, die Reise zu kostspielig! und doch hatten sich die alten Leute einen Besuch der Tochter mit der kleinen Enkelin als die höchste Freude ihrer letzten Lebenstage geträumt. Nun trat er ein, aber so, daß er ihnen Leid brachte, nicht Freude. So geht es mit den Wünschen der Menschen! — Für Diane war es eine große Erleichterung, denn Clara nahm sich thätig ihrer an, und obwol sie der Zerrüttung dieses unglücklichen Hauswesens nicht wehren, und noch viel weniger auf Diane selbst einen günstigen Einfluß üben konnte: so gelang es ihr doch für die Kinder besser zu sorgen als bisher geschehen war. Und dann

war Clara die Einzige, zu der sie Vertrauen hatte! freilich ging es nicht weit genug um deren Beispiel zu folgen, oder deren Rathschläge anzuwenden; — in dieser matten und geknickten Seele reifte die frische Blüte eines Entschlusses nicht mehr! — aber es erquickte sie, mit Clara aus vollem Herzen zu sprechen und zu sehen wie rasch und tüchtig sie die Dinge angriff und auf der Stelle das ausführte, was geschehen mußte. Die Doctorin verstand das auch, aber sie bewunderte und pries sich selbst dermaßen dabei, daß ihre Hülfe, ihr Beistand zur unerträglichsten Last für Andere wurden. Daher hatte Diane sie immer abgelehnt, und sich dadurch die tiefste Feindschaft der Doctorin zugezogen, die mit Freuden Dienste leistete, um sich daraus eine Glorie zu machen, und die es als eine Beeinträchtigung ihres Rechts ansah, wenn man ihr dazu nicht die Gelegenheit bot. Doch was Clara auch für Diana thun und sein mogte — zu helfen war ihr nicht! Es gehört ein Etwas in jedes Verhältniß des Lebens, für welches es kein Wort giebt, und welches dem Menschen doch so nothwendig ist, wie frische Luft zum Athmen: er kommt kläglich um, wenn es ihm in seiner Seele fehlt. Und dies Etwas ist ein Gemisch von Resignation und Energie. Je glücklicher dies verschmolzen ist, um desto mehr wird der Mensch sich im Einklang mit seinen Verhältnissen zu halten wissen, und darin besteht seine Würde. Manche halten sich zu gut für ihre Verhältnisse, zu groß für deren Kleinheit, zu reich begabt für deren Enge: die täuschen sich über sich selbst. Manche suchen auch nebenbei noch Andere zu täuschen und ihnen eine gewisse sentimentale Befriedigung vorzuspiegeln, die sie in ihren Verhältnissen zu finden vorgeben, während ihre beständigen

Mißgriffe und ihre ewige Unruh uns zu deutlich das Gegentheil verrathen. Der Eine ruft: „O, einen freieren Raum mir — wie wollt' ich mich zeigen!“ und der Erfolg würde ihn vermuthlich eben so sehr Lügen strafen, wie Denjenigen, der nur durch Worte, nicht durch Handlung seine Zufriedenheit mit seiner Lage ausspricht. Aufrichtig über das zur Erkenntniß zu kommen, was uns zu sein oder zu leisten obliegt, muß wol ganz ausnehmend schwer sein, da es so Wenigen gelingt. Das Schicksal läßt es zwar nicht an Warnungen, Erfahrungen und Mahnungen aller Art fehlen, da aber die Erkenntniß immer mit einigem Mühsal verbunden ist, so verbleibt man häufig sehr gern und so lange wie möglich in einer Art von Dämmerung- oder von halbwachem Zustand. Da werden denn am Ende die Augen so schwach und die Glieder so matt, daß sie allmälig ihre Kräfte und Fähigkeiten aus Mangel an Übung einbüßen, und weder klar sehen, noch geschickt handeln können; und dann ist der Mensch ruinirt. Diane war es gründlich. Anfangs, weil es ihren romanesken unentwickelten Begriffen zusagte, sah sie in ihrer Lage ein Paradies ohne Nacht, ohne Mühe, ohne Sorge, lauter Glanz, Liebe und Herrlichkeit. Später, als es in der Wirklichkeit mit nichten so war, als ihr ideales Glück sich in eine lange Reihe von sehr realen Pflichten auflös'te, hielt sie es für ein Fegefeuer, durch das sie zur Strafe für all' ihre Irrthümer und Vergehen hindurch müsse. Wer aber in allen Fügungen nichts erblickt als Strafe, und nichts zu thun zu haben glaubt, als sie zu erleiden, dem kann freilich nicht anders als schlecht zu Muth sein. Diese Stimmung wurde noch vermehrt durch ihr fast immerwährend nervenaufgeregtes Befinden.

In diesem Winter war es ganz besonders übel mit ihrem physischen und geistigen Zustand — so welk Alles in und an ihr, so deprimirt, so unfähig und untüchtig! ein erbärmlicher Anblick. Als sie so dasaß, vor sich hin starrte, nicht auf die Kinder achtete, schlecht gekleidet und unbehaglich umgeben war, hätte Niemand in ihr die Diane erkennen können, welche einst in den hohen und stolzen Zimmern von Schloß Regensberg so rosig und tändelnd umherflatterte, und freilich dort so wenig wie hier, und damals so wenig wie jezt, sich zurecht zu finden und zu benehmen wußte.

Clara trat in's Zimmer, eine große schöne blonde Frau, mit klaren Augen und von verständigem Ausdruck. Sie küßte Diane auf die Stirn und sagte liebreich:

„Wollen Sie nicht Licht bringen lassen? es ist ganz dunkel, man kann nicht arbeiten; die Finsterniß überschüttet uns dann immer mit traurigen Gedanken, und die ertrage ich schwer.“

„Ich nicht! erwiderte Diane; ich bin ihrer so gewohnt, daß keine äußere Einwirkung sie mehrt oder mindert.“

„Das glaub' ich nicht, entgegnete Clara, denn jezt sind Sie krank. In ein Paar Monaten wird Ihnen besser sein.“

„Ich denke wol! . . . . nur aber anders besser als Sie meinen, gründlich und unzerstörbar besser.“

„Todesgedanken hat man in Ihrem Zustand immer, sagte Clara lächelnd, aber Ihnen sollte die Erfahrung doch bewiesen haben, wie ungegründet sie sind.“

„Diesmal nicht! ich bin zu krank, und dann so lange, lange schon untergraben in allen Kräften, daß ich mir vorkomme wie eine Pflanze, von der Wind und Regen das Erdreich so weggetrieben haben, daß sie nur noch durch

einige schwache Fasern, aber durch die Wurzeln nicht mehr, damit zusammenhängt."

Der Vergleich war zu treffend, um Clara nicht zu erschrecken. Sie rief:

„Ich behaupte, daß die Dunkelheit all' diese traurigen Gedanken erzeugt! Lassen Sie Licht bringen, ich bleibe den Abend bei Ihnen, die Eltern brauchen mich nicht, haben Besuch; — da wollen wir miteinander arbeiten und plaudern. Haben Sie ein wenig an der Wäsche genäht, die ich gestern zuschnitt?"

„Ach nein! sagte Diane, es flimmert mir jeder Stich dreifach vor den Augen."

Es wurde eine Lampe gebracht. Sie dampfte und roch abscheulich, und jedes Mal, wenn sich die Thür öfnete, zog ein durchdringender Torfgeruch in's Zimmer. An diese Parfüms hatte Diane, welche Anfangs nicht die Tabackspfeife ihres Mannes ertragen konnte, sich gewöhnen müssen. Zuerst, in ihrer leichtsinnigen Zeit, hatte sie Ströme von Wolgerüchen über sich selbst und in ihren Zimmern ausgegossen, aber längst schon trieb sie diese Verschwendung nicht mehr! es glitt nur noch ein Zug von unüberwindlichem Mißbehagen über ihr Gesicht. Clara bemerkte es und sagte, die Lampe sei nicht sauber gehalten.

„Die Leute können es nicht begreifen!" sagte Diane apathisch, als ob von einer Aufgabe der Algebra die Rede sei. Und so war es in allen Dingen. Sie that nichts und sie sorgte nicht dafür, daß die Dienstboten ihre Obliegenheiten thaten. Zu den Geschicktesten gehörten die denn auch keinesweges, weil Diane, wie alle Menschen, die es nicht verstehen,

am unrechten Ort sparsam sein wollte, und lieber ungeschickte Leute schlecht — als geschickte gut bezahlte.

Clara that was sie konnte, um Diane etwas zu zerstreuen — umsonst! Die sechs Kinder — Clara's Töchterchen hatte die Mutter begleitet — machten viel Lärm, und Diane hatte sich so wenig daran gewöhnen können, daß sie, wenn sie daneben ein Gespräch führen wollte, immer Kopfschmerz bekam. Sie ließ Clara reden von ihrem Leben und Weben in Danzig mit dem geliebten Mann, von jenen fünf Jahren, die alle Lust und alles Leid ihrer Existenz umfaßten, und über die sie heiße Thränen des Dankes, der Sehnsucht, der wehmüthigen Trauer, der schmerzlichen Erinnerung vergoß. Sie nahm wol Theil an Clara's Verlust, aber deren Unglück schien ihr doch nur gering gegen das ihre, denn es wurde milder mit der Zeit, der Dorn der Schmerzen stumpfte sich ab, ihre Mittel waren beschränkt, genügten aber zu einem einfachen Leben für Mutter und Kind. Das ihre hingegen vergrößerte sich mit jedem Jahr, je mehr die Kinder heranwuchsen, je mehr Bedürfnisse sie hatten! Pflege, Erziehung, Fortkommen in der Welt, für Alles mußte gesorgt werden, — und das war doch unmöglich, ganz und gar unmöglich! ihre ewig bedrängten Verhältnisse genügten nicht der Gegenwart, geschweige der Zukunft! — —

Clara arbeitete emsig für Diane; Diane saß im Lehnstuhl, hielt wol auch eine Arbeit in der Hand, ließ sie aber im Schooß ruhen, denn die armen Hände zitterten und brannten, die Wangen färbten sich, und die Augen glühten krankhaft. Clara fragte theilnehmend ob sie unwol sei.

„Alle Abend kommt das Fieber,“ sagte Diane.

„Das ist übel! rief Clara erschreckt; das reibt Sie auf! — Was sagt der Doctor?"

„Dasselbe was Sie sagen."

„Und brauchen Sie nichts?"

„Ja, er hat mir eine Arzenei gegeben; aber sie kann mich höchstens hinhalten und nicht stärker machen, als ich bin. Meine Schwäche erzeugt das Fieber."

„O Liebste, sagte Clara beängstigt, Sie sollten ernstlich etwas dagegen thun. Ihr Tod wäre ein unerhörter Verlust für die Ihren . . . ." —

„Nicht doch! unterbrach sie Diane; ich bin nur lästig, überflüssig und kostspielig. Mein Mann würde an einer tüchtigen Haushälterin eine große Erleichterung haben, und die Kinder würden sich dabei auch nicht schlechter befinden; ich verstehe mich schlecht auf ihre Wartung."

„Sprechen Sie doch nicht so gleichgültig, so ganz auf Äußerlichkeiten Rücksicht nehmend von einem Fall, der jedem Menschen auf's Innigste an's Herz geht und Wunden macht, zu deren Heilung er sein ganzes Leben braucht!" rief Clara in Thränen und eingedenk ihres geliebten Verstorbenen.

„Ein Mann! das ist ganz anders! da zerbricht die Säule des Hauses. Nein, Hellmuth darf nicht sterben, dann würden ja die Kinder verhungern. Aber ich . . . . o, ich darf es schon."

„Nein! rief Clara, ich kann's nicht aushalten wenn Sie so sprechen, so denken! — es thut mir allzu weh."

„Ich baue doch große Hofnungen auf meinen Tod, fuhr Diane fort; dann wird sich meine Familie der Kinder annehmen."

„Es ist unnatürlich, daß Sie gar nicht an Ihre Mutter

und Geschwister schreiben, sagte Clara. Sie könnten, müßten sogar doch versuchen wieder in Verbindung mit ihnen zu kommen.“

„Ich habe nicht Herz dazu! ja, wenn ich glücklich wäre, wenn's mir gut ginge, wenn ich froh und stolz mich ihnen nähern könnte — dann sollt' es gewiß geschehen! dann wollt' ich gewiß sagen: ich habe das Glück auf meine Weise gesucht und gefunden, vergebt mir, daß es nicht die Eure ist! — Aber jezt! ich kann nicht lügen, ich kann nicht schreiben daß ich glücklich bin, während mir der Gram am Herzen frißt. Ich bin ja sehr unglücklich, so unglücklich daß, wenn ich jezt z. B. an Renata schriebe, so käme es mir vor .... als wolle ich betteln.“

„Nicht doch! rief Clara und nahm Dianens Hände, Sie müssen Sich keine so quälenden Vorstellungen machen. Weil Sie leidend sind und sich schwach fühlen, weil Sie Sich häufig mit Todesgedanken beschäftigen, so ist es ja sehr natürlich, daß Sie wünschen mit den Ihrigen wieder in ein freundliches Verhältniß zu kommen.“

„Ach! rief Diane mit tiefem Schmerz, als ich Hellmuth heirathete war ich so herzensstolz vor lauter Glück, daß ich meinte nichts zu bedürfen als seine Liebe, nicht Mutter, noch Geschwister, noch Freunde; und daß das ein Irrthum war — ist mein größter Schmerz! Dann müßte ich erzählen wie das Alles so ganz anders gekommen ist, wie es genau so gekommen ist wie sie es mir vorhergesagt haben, und das würde mir weher thun, als ich jezt im Stande bin es auszuhalten. Indessen werd' ich vor meinem Tode doch schreiben — an meine Mutter, weil ich es für meine Pflicht halte sie zu bitten, nicht über das Grab hinaus in Zorn

an mich zu denken; und an Renata .... aus Liebe! — und wenn ich todt bin, so sorgen Sie dafür, gute Clara, daß die Briefe nach ihrem Bestimmungsort abgehen."

„O, rief Clara mit inniger Bitte, schreiben Sie jezt den Brief, den Sie .... aus Liebe! schreiben wollen, senden Sie ihn fort, das wird Sie erquicken; und warten Sie nicht damit auf einen Moment, der hoffentlich noch lange nicht eintreten wird. Ihre Schwester müßte ja kein Herz haben, wenn sie Ihnen dann nicht freundlich entgegen käme."

„Sie hat wol ein Herz, entgegnete Diane, aber nicht weich und matt wie ich, sondern fest und stark. Was sie denkt sagt sie, was sie sagt thut sie. Sie ist aus einem Guß. Was solche Menschen sich vornehmen führen sie aus, und es ist schwer, sie in ihrem Entschluß wankend zu machen. Sie meint nun einmal daß die Gesinnung, nach der wir unser Leben gestaltet haben, uns nicht eines Weges führe, und daß wir also nur Schmerz durch gegenseitige Berührung haben könnten: folglich sei es besser sie zu vermeiden."

„Aber das mildert sich nach so langen Jahren!"

Was Clara vorbringen mogte, Diane blieb bei dem einmal gefaßten Entschluß, mit dem sie sich nun schon befreundet hatte. Clara war beängstigt durch diese große Todeszuversicht. Als sie Diane verließ, begegnete sie unten im Hause Hellmuth und fragte ihn, was er von dem Zustand seiner Frau halte. Er war zu sehr daran gewöhnt um ihn bedenklich zu finden, und viel zu beschäftigt, um sich deshalb Sorgen machen zu können. Es lagen ihm beständig Berge von Arbeit vor. Alle Zeit, die seine Berufsgeschäfte ihm übrig ließen, widmete er literarischen Arbeiten für theologische Journale — unerquickliche Beschäftigung, durch die

Noth veranlaßt und daher dringend von ihm gesucht. Die Seinen bedurften es, buchstäblich um zu leben. Mit seiner rastlosen Thätigkeit kontrastirte schauerlich Dianens Apathie. Längst schon machte er ihr keine Vorstellungen mehr; doch Beide lebten auch nun mit einer an Gleichgültigkeit streifenden Kälte neben einander hin, weil Jeder fand, daß der Andre ihm das Leben sauer mache. So äußerte sich auch Hellmuth gegen Clara über Diane; nicht bitter, auch nicht klagend oder vorwurfsvoll — eben nur gleichgültig, und grade das beklemmte in diesem Augenblick ganz unbeschreiblich Claras theilnehmendes Herz.

„Ihre Frau ist so sehr niedergeschlagen, sagte sie, daß man gar nicht weiß, wie man sie aufrichten soll."

„So ist sie immer, entgegnete er gelassen, und was Sie auch deshalb versuchen mögen ist ganz umsonst. Ich habe ja leider diese Erfahrung in ihrem vollen Umfang gemacht. Diane ist nicht der Last des Lebens gewachsen, und sie und ich empfinden es schmerzlich, ohne es ändern zu können."

Kummervoll verließ Clara das Haus ihrer Freundin, und erschrak heftig, als sie am andern Tage plötzlich zu ihr gerufen wurde. Diane hatte Renatas Brief erhalten, und war in einer so heftigen Freude darüber, daß sie erkrankte. Der arme geschwächte Körper hielt nicht mehr die Stürme der Seele aus. Der brütenden Melancholie war er nur noch gewachsen, mit ihr hatte er sich in Einklang gebracht; große Emotionen mußten ihn erschöpfen und verwüsten. Mit einem brennenden Fieber mußte sie sich zu Bett legen.

„Ohne ihr antworten zu können! .... ohne ihr auf der Stelle sagen zu dürfen, daß sie wie ein Gottesbote meine letzten Tage mir verklärt! — sagte sie trostlos zu der ge-

rührten Clara. Ja, die Liebe, wenn sie rechter Art ist, wenn sie nie entweiht ward, wenn sie in so einem Renata-Herzen wohnt, ist ein Gottesbote für Alle, denen sie sich zuwendet. Glauben Sie das nicht auch, meine Clara?"

„Ich glaube es, sagte Clara gerührt. Und da Sie nun diese schöne Gewißheit und diese große Freude haben, so suchen Sie ein wenig ruhiger und stärker zu werden, um auch Ihrer Schwester Freude zu machen und ihre theilnehmende Liebe nicht in schmerzliche Bestürzung zu verwandeln, wenn Sie ihr schreiben."

Aber Diane schloß die Augen, um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, denn sie fühlte, daß sie Renaten nur Schmerz bereiten könne — Schmerz durch die Armseligkeit ihres Lebens, Schmerz durch ihren frühen Tod, von dessen Unvermeidlichkeit sie überzeugt war — und mit vollem Recht.

---

7. Schicksal.

Als Cecil aus Turin nach Nizza zurückkehrte, fand er Renata ganz unbeschreiblich verändert wieder. Es kam ihm vor, als habe sie die Trauerkleider abgelegt, und doch hatte sie das längst gethan, und in ihrem gewohnten Karmeliteranzug — wie Eusebie es spottend nannte — trat sie ihm am Morgen nach seiner Ankunft entgegen. Er hatte nicht den Muth sie zu fragen, was ihr widerfahren sei; er fürchtete weiß Gott welche Antwort, und das Herz schlug ihm heftig als sie sagte:

„Warum sind Sie so lange weggeblieben? über drei Wochen! ich wollte Ihnen etwas erzählen, und die Zeit bis zu Ihrer Rückkunft ist mir gar lang geworden."

„Ich fand in Turin Nachrichten, die mir in Bezug auf meine Zukunft, nämlich auf meine Stellung wichtig sind; und die Carriere ist denn doch etwas, das man nicht versäumen mag, antwortete Cecil. Doch nichts von mir! Sie nehmen doch keinen rechten Antheil an den Veränderungen und dem Avancement in unsrer Diplomatie," setzte er lächelnd hinzu.

„Allerdings nur insofern es Sie betrift, entgegnete Renata; aber da denn doch sehr."

„In einigen Wochen wird es sich entscheiden, ob ich einen Glückwunsch von Ihnen empfangen darf.“

„Das ist zu spät für mich,“ sagte Renata.

„Gräfin!“ rief Cecil erblassend und stillstehend.

„Erschrecken Sie mich doch nicht so!“ sagte sie halb unwillig und halb verlegen.

„Im Gegentheil! Sie haben mich erschreckt! erwiderte er gefaßt. Und warum ist es dann zu spät?“

„Weil ich abreisen will, und je früher desto lieber. Während Ihrer Abwesenheit hab' ich erkannt, daß dies Leben ganz und gar nichts für mich taugt. Ich habe gezeichnet, als wolle ich ein Rafael werden: es langweilt mich! die Kunst will ein ganzes Herz, ich hab' es nicht für sie, drum verschmäht sie mich — und wir sind quitt. Ich habe mich in der Gesellschaft herumgetrieben, als wolle ich eine Elegante werden: das langweilt mich noch mehr. Die Kunst begehrt Alles was der Mensch an Herz und Geist hat; und mehr als ich ihr geben kann; die Welt aber begehrt vor Allem: — Beides nicht! und das ist mir denn doch noch lästiger! So wenig ich auch haben möge — in der Welt hatte ich noch immer viel zu viel; denn das intellectuelle Leben, dessen ich mich durchaus nicht entäußern kann, findet dort keinen Anklang. Ich wollte die Leute verlocken mir ihre Meinung, ihre Ansichten, ihre Erfahrungen mitzutheilen, indem ich ihnen mit gutem Beispiel voranging. Dafür starrten sie mich an, als ob ich ihnen eine Sottise sagte und eine Indecenz zumuthete. Unwillkürlich kreuzten die Frauen ihre Echarpe über der Brust und knöpften die Männer ihren Rock zu — so angst war ihnen, daß etwas vom Herzen durchschimmern möge, und allmälig erfuhr ich, daß

darüber folgende unwandelbare Regeln in der Gesellschaft Gebrauch wären: man hat die Meinung der größten Partei, besonders sobald sie in irgend einer Sommität ihr Organ gefunden; Ansichten hat man nicht bestimmt, sie wechseln je nach der Person, mit der man sich unterhält, ob man ihr gefallen will, oder sie ärgern, oder sonst etwas; Erfahrungen hat man aber nicht, als Frau ein für alle Mal nicht! und wäre man alt und grau — Erfahrungen gemacht zu haben schickt sich nicht. Wie ein Automat soll man durchs Leben gewandelt sein. Ist das nicht Unsinn? wozu leben wir denn? . . . . Ich fand mich nicht zurecht in all' der Verkehrtheit und all' der Lüge. Ich sagte Dinge, die man mir grausam übel genommen hat, z. B. „Ach wären die Menschen doch etwas weniger tugendhaft und etwas mehr unschuldig." Die Damen haben behauptet, ich wolle die Gesellschaft nach St. Simonistischen Grundsätzen umformen, ich wirkte schädlich auf junge erregbare Gemüther, man müsse so wenig wie möglich mit mir umgehen. Die Männer finden dasselbe, denn ich bin nicht in der Adoration vor ihrer Unwiderstehlichkeit, und ob ich mit einem Staarmatz spreche oder mit einem Mann, macht mir ungefähr denselben Effect, nämlich gar keinen. Genug, ich gefalle den Leuten nicht, und sie gefallen mir auch nicht: das ist billig! es ist keine Harmonie zwischen uns, und welchen Ton der Eine von uns auch anschlagen möge, nie fällt der Andre mit der Terz ein, sondern immer mit der Septime, und ohne darauf folgende Auflösung. Aus diesem Charivari will ich mich retten nach meinem Ebernbach, und ich wartete recht ungeduldig auf Ihre Rückkehr."

„Befehlen Sie ganz über mich," sagte Cecil, denn er

glaubte Renata wolle ihm Aufträge machen, oder Dienste von ihm begehren; vielleicht wünschte sie gar seine Begleitung.

„Ich wollte Ihnen das sagen, weil wir alte Bekannte und gute Freunde sind, fuhr sie fort, Ihnen zuerst.“

„Und weiter nichts? .... o Gräfin, da wir denn doch alte Bekannte und Freunde sind, so erlauben Sie mir die Bitte, daß Sie nicht grade jezt fortgehen, wo ich eben gekommen bin, und zwar gekommen, um die Zeit Ihres Hierseins mit Ihnen zuzubringen.“

„Das war nicht abgemacht,“ unterbrach ihn Renata.

„Mit Worten nicht.“

„Da haben Sie Recht, sagte sie lächelnd. Aber ich sehne mich nach Ebernbach, nach meinem stillen friedlichen Leben, nach den Menschen, die mir anhänglich sind, die sich freuen wenn ich zwischen ihnen bin, als ob sie dann besser versorgt und sicherer wären. Ich sehne mich aus diesen Olivenhainen und Orangegärten nach dem ernsten Spessart, wo es rauh und grau genug ist, aber wo ich an jedem Gesicht das mir begegnet, an jedem Baum den ich betrachte, an jedem Schornstein den ich rauchen sehe ein ganz bestimmtes Interesse nehme, weil wir in gegenseitiger Verbindung mit einander sind. Ich sehne mich aus dieser wunderreichen, sonnedurchglühten, von Meer und Gebirg umgürteten Ebene hinweg, und nach meinem kleinen engen Thal, zu den Menschen denen ich gehöre, die mein sind“ .... —

„Müssen denn das durchaus eine Menge Menschen sein?“ fragte Cecil halblächelnd.

„Denn ohne einen direkten und ganz bestimmten, auf gegenseitige Verpflichtung gegründeten Verkehr mit ihnen,

mag ich nicht leben, fuhr sie fort, und da ich das jezt sehr deutlich erkannt habe, will ich heim. Ich gehöre nicht zu den Kunstmenschen, noch zu den Gesellschaftsmenschen, sondern zu denen, die schlechtweg ihren Kreis der Pflichten haben und ausfüllen müssen, und mit einer solchen lockt mich mein Ebernbach."

„Es lockt Sie von hier fort, weil Sie Sich hier unthätig fühlen; aber werden Sie dort nicht in ein ganzes Meer von melancholischen Erinnerungen, von schmerzlichen Träumen versinken?"

„Sinken? ja! doch nicht versinken! ich arbeite mich empor. Die trüben Erinnerungen an große Schmerzen, die unversiegliche Schwermuth die uns überfällt, wenn wir in die Vergangenheit blicken, sind für uns das, was der Ballast für ein Schiff ist. Nur unerfahrne Menschen halten ihn für unbequem! uns ist er nothwendig; ohne ihn wären wir ein Spielwerk der Wellen des Lebens."

„Ich weiß daß Sie stärker sind, als Menschen zu sein pflegen, sagte Cecil, und als Renata eine verneinende Handbewegung machte: Ja doch! ich weiß es! und darum frage ich: ist stark sein . . . . glücklich sein?"

„Danach fragen Sie mich nicht! rief Renata, vom Glück weiß ich wenig zu sagen." Sie blieb stehen, schlang den Arm um einen Orangenbaum, und lehnte sinnend das Haupt an den Stamm. Der Morgenwind wehte durch das glänzende Laub und schüttelte einige Blüten herab, die ihr wie duftende Sterne in's Haar fielen. Die Morgensonne stand hinter ihr; sie sah aus wie eins von Botticellis — des alten Florentiners — auf Goldgrund gemalten Bildern, wo die Engel und Heiligen gar nicht schön sind, und doch

so unbegreiflich himmlisch aussehen. Nach einer Weile sagte sie gedankenvoll: „Ich bin zuweilen recht glückselig, aber glücklich .... bin ich und war ich wol nie.“

Cecil fühlte einen glühenden Drang vor ihr niederzuknien, nur die Spitze ihrer Finger, nur den Saum ihres Shawls zu küssen. Sein Herz klopfte so heftig, daß er meinte, sie müsse es hören können. Er schlug die Arme über einander und trat zwei Schritt zurück.

„Sie müssen mir eine Gnade erweisen, sagte er äußerlich ruhig. Man darf so zu Ihnen sprechen, denn Sie rechtfertigen jedes Vertrauen! reisen Sie jezt nicht! warten Sie nur noch drei, höchstens vier Wochen. Sie wissen nicht was Alles für mich davon abhängt, und ich kann es Ihnen auch jezt noch nicht sagen.“

„Warum nicht jezt?“ fragte Renata unsicher.

„Weil die Zeit noch nicht da ist,“ entgegnete er bestimmt.

„Das klingt so geheimnißvoll, sagte sie lächelnd, daß es mir Lust macht zu bleiben.“

„Sie bleiben also?“

„Ich will mich besinnen.“

„Besinnen? o, nur nicht zu lange.“

„Nein, nur drei Wochen.“

Diesmal nahm Cecil denn doch ihre Hand und küßte sie. Renata sagte ganz unverlegen:

„Ja, so gutmüthig bin ich! meine Plane interessiren mich weniger als die Anderer, und ich freue mich nur, daß ich den meinen noch gegen Niemand ausgesprochen hatte.“

Sie fing nun ihr früheres Leben wieder an, besuchte fast gar nicht mehr die Gesellschaft, und ging und ritt mit

Cecil und Mimi spazieren; auch der Zeichenlehrer wurde wieder entlassen. Eusebie sah mit großem Verdruß Cecils Wiederkehr und Alles, was darauf folgte. Sternfels sagte ihr:

„Nun? bin ich nicht ein Prophet? hab' ich's nicht vorher gesagt? kleine Brouillerie, Versuch sich zu zerstreuen, Erkenntniß der Unmöglichkeit, Rückkehr, Versöhnung, Schluß d. h. Heirath. So lautet mein Programm. Ja, Schätzchen! ich kenne die Menschen, ich bin ein geborner Psycholog! — Wär' es nur erst bis zur Heirath; worauf warten die Leute?"

Eusebie hatte an eine Freundin nach Berlin geschrieben um Erkundigungen über Cecil anzustellen. Sie hofte auf ein ungünstiges Resultat. Dem war aber nicht so. Die Dame antwortete: der Minister des Auswärtigen habe ihm seine besondre Gunst zugewendet, und dessen verstorbene Tochter sei seine Braut gewesen; sie selbst kenne ihn zwar nicht persönlich, höre aber nur lobend von ihm sprechen. So war es denn ganz unmöglich gegründete Beschwerden gegen ihn aufzubringen; daher sagte Eusebie:

„Lieber Gott! er ist interimistischer Geschäftsträger! das wäre denn doch eine jämmerliche Stellung für meine Schwester. Aber ich bitte Dich, sprich mir nicht davon! es liegt für mich etwas Empörendes in dem Gedanken, daß zwei Menschen sich heirathen wollen, deren Brüder mit einander ein solches Duel gehabt haben."

„Im Gegentheil! etwas Versöhnendes! sagte Sternfels. Denke doch nur an den Cid und Ximene. Man muß mit Nutzen reisen, lieber Schatz."

Renata allein war ruhig, zu ruhig vielleicht. Sie zwei-

felte nicht einen Augenblick daran, daß Cecil sie liebe. Sie wußte es ja schon vor zwei Jahren in Frankfurt. Sie liebte ihn nicht, wie sie Emmerich geliebt hatte, sie hatte gar keine Leidenschaft für ihn; aber was sie ihm gesagt hatte war doch durchaus wahr und richtig: er war ihr ganz und gar angenehm, und ein Leben mit ihm erschien ihr leicht und vertrauenerweckend. Ob er sie zu heirathen wünsche wußte sie aber nicht. Für manche Männer ist eine Frau lästig und unbequem in der Carriere. Auch das beunruhigte sie nicht. Mit der Gelassenheit, welche große Schicksale geben, sah sie nur in die Zukunft um sie Gott anheim zu stellen. An Emmerich dachte sie wie an den verlornen Geliebten ihrer Jugend; doch nicht wie damals in Frankfurt mit verzweiflungsvoller Sehnsucht, mit flammender Liebe. Sie hatte ihm gesagt: ich will Dich sehen, und dann ruhig leben und sterben. Sie hatte ihn gesehen, als Gatte, als Vater, und wünschte jezt für ihn noch Alles, von ihm nichts mehr. Nicht erkaltet war sie gegen ihn, noch gleichgültig, doch mit dem Gedanken an ihn wandten sich Aug' und Herz dem Himmel zu, der Erde nicht. Ihre Gesinnung war die alte: Besser soll uns die Liebe machen, nicht schlechter; stark sollen wir durch sie werden, nicht miserabel. Sie sah sich um auf der Erde und fragte sich selbst: was giebt es denn für mich zu thun? — Ihr bangte wol ein wenig vor ihrer großen Einsamkeit, und dann war ihr zu Sinn, als müsse sie freudig Cecils Hand ergreifen. Einmal bat sie ihn, er möge ihr doch sein ganzes vergangenes Leben erzählen, aber aufrichtig.

„Das kann ich nicht!“ sagte er finster.

„Das mißfällt mir, entgegnete Renata, denn es giebt mir Veranlassung viel Übles von Ihnen zu denken.“

Er verbeugte sich und schwieg.

„So trotzig?“ fragte sie.

„Es ist kein Trotz, sondern die Unmöglichkeit Ihnen zu willfahren, die mich verstummen macht. Um ganz aufrichtig zu sein müßte ich gleichsam als Richter über mich und meine Handlungen sprechen — denn an den kahlen Daten und Namen würde Ihnen doch nichts liegen — und das kann ich nicht! ich würde vielleicht zu streng gegen mich sein, um Sie zu entwaffnen.“

„Meinen Sie denn, daß ich Sie richten will? Ich will Sie kennen! Für vollkommen halte ich Sie ohnehin nicht.“

„Das ist trostreich!“ rief Cecil lachend.

„Ganz gewiß! denn die fremde Unvollkommenheit mahnt mich an die eigene, und so hab' ich immer Nachsicht und Milde vorräthig, und das ist doch sehr tröstlich für Andre.“

„Sie Selbst haben mir noch nicht einmal Ihr Leben erzählt,“ sagte Cecil ausweichend.

„Das ist nicht nöthig, denn meine Schwägerin hat es gethan.“

„Ungenügend, Gräfin, unbestimmt! sie kannte einen Charakter nicht, ein Verhältniß nicht“ .... —

„Das war kein Verhältniß, unterbrach ihn Renata, sondern eine Liebe. Sehen Sie, fuhr sie freundlich fort, so aufrichtig bin ich, und Sie wollen es nicht sein, da man einem Mann doch weit mehr in diesem Punkt nachsieht, als einer Frau!“

„Ach! sagte er, bei mir ist es ja grade umgekehrt: immer nur ein Verhältniß und nie eine Liebe.“

Renata lächelte und fragte: „Waren Sie deshalb so melancholisch in Frankfurt, als ich Sie näher kennen lernte?“

„Auch deshalb! und dann kam so Manches zusammen, um mir das Leben ernster zu zeigen als in meiner früheren Zeit „quand j'étais jeune et superbe.“ Es waren Erfahrungen, Warnungen nicht zu hohen Werth zu legen auf Alles, wonach ich so sehr gestrebt, und was mir in der Hand zu Staub, vor dem Auge zu Nebel geworden war. Mein Leben hatte andre Leben geknickt, zerstört, beeinträchtigt; mit welchem Recht? o, nur durch Unrecht. Das macht traurig, und zwiefach. Man meint im Augenblick der Leidenschaft, der Selbsttäuschung, der Aufregung, sich selbst diese oder jene Handlung schuldig zu sein, weil sie eine Bedingung der Existenz, eine Stufe zum Glück zu sein scheint; man thut sie .... und auf der Stelle entdeckt man, daß sie ein Irrthum war, dessen Folgen uns Schaden bringen statt Nutzen, und Unheil statt Glück. Dann reibt sich die Seele wund an dem zweischneidigen Stahl, den wir im Busen mit uns herum tragen, an dem Bewußtsein so gröblich geirrt und so tief gefehlt zu haben. Davon kann man gewiß melancholisch werden.“

„Und wie gelangten Sie wieder zum Gleichgewicht?“ fragte Renata theilnehmend.

„Was die Vergangenheit betrift, so bleibt sie mir der Ballast im Schiff meines Lebens — wie Sie neulich sagten, Gräfin — doch für die Gegenwart entschloß ich mich dem äußern Erfolg, dem was die Welt Glanz und Glück nennt und was sie anbetet — nicht so durstig nachzujagen. Dieser Entschluß traf zusammen mit Ihrer Bekanntschaft, und bildete an ihr sich aus. Nie hatte ich einen Menschen gesehen,

der in so wahrhaft göttlicher Freiheit durch unsre sklavische Welt ging, weil er sich selber höher achtete als ihre Gesetze; — nie einen Menschen, an dem so gar kein Staub haftete, weder Goldstaub noch Schmutzstaub, weil er die atomistischen Erbärmlichkeiten, in denen wir ersticken, nicht an sich duldete. Ich liebte den Goldstaub wie Alle die ihn brauchen, um Andre zu blenden. Ich stellte die Gesetze der Welt höher als meine Selbstachtung, denn ich strebte vor Allem danach, jene für mich zu haben und meine Gesinnung ihnen anzuschmiegen. Da kamen Sie .... und mißachteten das Alles .... und mißachteten auch mich" .... —

„Nie! o, niemals! unterbrach ihn Renata lebhaft; ich hatte nur kein rechtes Zutrauen zu Ihnen, weil mir schien, als hätten Sie Sich noch nicht ganz zum Bewußtsein über Sich Selbst durchgearbeitet — eine Aufgabe, worin die Meisten stecken bleiben."

„Sie kamen zu uns! Sie gingen Ihre Wege, Sie hatten Ihre Gedanken, Sie sprachen mit Ihren Worten, Sie lebten Ihr Leben, Sie waren ein Fremdling zwischen uns — und Sie mißfielen den Leuten."

„Allerdings! sagte Renata nachdenklich; ich gefalle den Leuten nur so lange, als ich schöne Kleider trage und Fadaisen sage."

„Ganz natürlich! da halten die Leute Sie für ihres Gleichen und fühlen sich in einer Linie mit Ihnen. Blitzt die höhere Natur zwischen den Wolken von Kleidern und Phrasen hervor, so sind die Leute aus dem Gleichgewicht mit Ihnen, und verfallen auf der Stelle in die instinktmäßige Abneigung, welche die dürftige Mittelmäßigkeit gegen die Überlegenheit hat. Darüber grämen Sie Sich nicht!

Verirrte sich ein Engel vom Himmel zwischen uns, so würde er sehr schlecht in der Gesellschaft behandelt werden; — doch Einzelne huldigen und folgen ihm — wie ich Ihnen."

„Damit bin ich zufrieden," rief Renata freudig.

„Um das, wie Sie, aus vollem Herzen zu sagen, muß man so innerlich unabhängig sein wie Sie sind. Die Masse der Menschen wird sich immer in der Masse umsehen und ganz bedenklich fragen: Mache ich auch hier genug Effect? werde ich auch dort genug beachtet? blende und imponire ich auch da genug?"

„Welch' ein Mühsal! rief Renata lachend, haben Sie Sich wirklich je darum bekümmert, welchen Eindruck Sie machten und Sich danach arrangirt oder darauf vorbereitet? — Nun, ich sehe Ihnen schon an, daß Sie mich bitten wollen, Sie nicht zu einem so demüthigenden Geständniß zu zwingen. Aber fragen muß ich Sie, ob Sie beharren werden in der Gesinnung, die Sie jezt ausgesprochen haben; das ist wichtiger."

„Ich hoffe vom Altar der Heiligen nicht abzufallen, um zum Dienst der falschen Götter mich zu wenden," entgegnete Cecil.

Als Renata nach Hause kam erzählte ihr Eusebie, die Fürstin X. und die Gräfin Z. wären eben bei ihr gewesen, um ihr Glück zu wünschen.

„Wozu denn das?" fragte Renata ziemlich gleichgültig.

„Zu Deiner Verlobung," entgegnete Eusebie.

„Das ist zu voreilig, sagte Renata gelassen. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich Dir zuerst sagen werde, wenn ich über meine Hand verfüge."

„Sollte das je zu Forsters Gunsten geschehen, so mögte

ich Dich bitten, es mir wo möglich zu verschweigen, denn einen Glückwunsch für Dich würde ich nicht über die Lippen bringen aus Betrübniß; und für ihn, aus Zorn. Er schmeichelt sich bei Dir ein auf jede Weise, und Du läßt Dich durch ihn bestechen."

„Das sind seltsam scharfe Worte, um eine Neigung zu bezeichnen! Gefällt man sich gegenseitig, so giebt es keine Schmeichelei und keine Bestechung mehr."

„Deine Verblendung geht über alle Grenzen! Du bist so klug, Renata, so klar, und doch so befangen in Eitelkeit, daß Du nicht einsiehst, welch' eine Anziehungskraft Dein Vermögen und Deine Geburt auf Forster üben. Wärst Du arm und von geringer Herkunft, so würde er sich nicht um Dich bekümmern."

„Das glaub' ich auch, denn alsdann wäre ich ja nicht mehr die Person, die ich jezt bin, die sich grade aus meinen jezigen Verhältnissen entwickelt hat! Wäre ich ein Bauermädchen, so wäre ich ihm nie begegnet; wär' ich eine Grönländerin oder Hottentottin, so hätte er nicht einmal eine Ahnung von meiner Existenz. Darüber muß ich mich schon trösten, daß Forster sich für die Renata, die da ist — und nicht für die, welche gar nicht existirt, interessirt."

„Du suchst mir durch Spott auszuweichen, da Du die Wahrheit meiner Worte heimlich erkennst, und sie nicht zu widerlegen vermagst."

„Nicht doch! ich kann auch sehr ernsthaft reden und Dir sagen, daß ich es einen Mann unmöglich übel deuten kann, wenn die Frau Vermögen hat, die ihm gefällt. Wir sind ja heutzutag so fürchterlich verwöhnt durch Luxus und Bequemlichkeit jeder Art, daß ein Vermögen, welches unsern

Großältern recht bedeutend schien für uns eine wahre Bettelei ist, die man allein auf die Toilette verwendet. Wie soll ein Mann diesen Bedürfnissen genügen? Weil er es nicht kann — darum bleiben so manche unverheirathet. Und was die Geburt anlangt, gute Eusebie, so finde ich wirklich, daß man schlecht gegen uns verfährt! Prinzessinnen heirathen simple Edelleute und nehmen uns unsre Partien, Edelleute heirathen Mädchen aus dem Handelstand, Sängerinnen, Schauspielerinnen, und was ihnen gefällt; wer bleibt da für uns übrig? heirathen wir einen Prinzen, so wird ein alberner Name für uns componirt, der uns in eine Reihe mit den Mätressen der Fürsten stellt, und unsre Kinder sind nicht successionsfähig. In solche schiefe Stellung mag man sich doch nicht gern begeben. Da wollen wir uns schon lieber entschließen, liebenswürdige Männer zu heirathen wo wir sie finden, abgesehen von ihrer Herkunft. Ob diese gänzliche Aufhebung aller Standesunterschiede wirklichen Vortheil bringt, bezweifle ich! die Menschen werden dadurch noch unruhiger, noch begehrlicher als sie ohnehin schon sind. Aber wir können uns nicht ganz losmachen von den Ansichten unsrer Zeit; Niemand hat es gekonnt; wir athmen in ihrer Atmosphäre“ ....

„Und erkranken in ihr!“ warf Eusebie hin.

„Haben wir eine gesunde und tüchtige Natur, entgegnete Renata, so erkranken wir nicht. Ächte Lebensstoffe sind überall; die müssen wir erkennen und uns aneignen lernen, und die schädlichen ausstoßen.“

„Das wäre Alles sehr schön und erhaben, wenn es sich nur nicht darum handelte, eine Entschuldigung für eine unpassende Heirath zu finden!“ rief Eusebie ungeduldig.

„Da Du mich so vollkommen mißverstanden hast, um ein Entschuldigungsbedürfniß in meinen Worten zu finden, so würde es nutzlos und langweilig sein, ferner auch nur noch eine Sylbe über diesen Gegenstand zu verlieren," sagte Renata mit der unerschütterlichsten Gelassenheit und setzte sich, das Gespräch abbrechend, an ihren Flügel. Bei ihm ruhte sie sich wieder aus, wie in früheren Jahren; mit den Geistern seiner Töne führte sie wieder trauliche, tiefsinnige Gespräche; die Poesien, für welche ihre Lippen keine Worte fanden, legte sie in seine Akkorde. Die Musik war ihr wieder eine Rose ohne Dornen, die sie tapfer sich erkämpft hatte; — denn sie hatte so lange in die Dornen hinein gegriffen, bis ihre Hand alle abgestreift. Sie war nun fast vier Monate schon in Nizza gewesen; der Frühling stand dort in voller Pracht.

Hier bin ich wieder lebenskräftig geworden, sprach Renata zu sich selbst; Anderen bringt dieser liebliche Ort Gesundheit des Leibes, Stärkung der Nerven; mir hat er mehr gebracht! eine geistige Badekur war er mir, in der sich die Wunden der Seele schließen, und nach welcher man sich erfrischt in's Leben und in den Wirkungskreis zurück begiebt. —

Emmerichs Bild glitt durch ihre Seele. Sie behielt es fest im Auge, und senkte nicht den Blick vor ihm. O Du! sagte sie halblaut, Du und die Liebe zu Dir — das hat mich eingeweiht in's Mysterium der Schmerzen: wir erliegen ihnen nicht, wenn wir nicht feig sind. — Ihr Herz hob sich froh, fast glücklich. Sie saß auf den Kieselwällen am Meer, die Wogen erstarben zu ihren Füßen wie ein leises Liebesgeflüster, und sie horchte darauf. Wer ist dessen je

müde geworden? Was die Meereswellen und die Liebe erzählen, klingt immer so wundervoll neu. — Aber Ahnungen giebt es nicht; das ist gewiß! sonst hätte ihr Herz nicht so leicht und frisch klopfen können.

Cecil suchte sie auf der Terrasse und im Garten. Als er die kleine Miß bellend außerhalb des Gitterthors herumlaufen sah, ging er hinaus und näherte sich Renaten. Er war in einer solchen Spannung, daß er sich keine Zeit zu Vorreden nahm, sondern nur entschlossen sagte, als er sich zu ihr setzte:

„Ich bin zum Minister-Residenten in Rom ernannt.“

„Das war also Ihre große Erwartung? Nun, meines Glückwunsches sind Sie gewiß. Rom! das ist fast beneidenswerth.“ — Sie gab ihm die Hand und drückte die seine; aber er erwiderte nicht den Druck.

„Nein! sagte er, in dieser Weise, nur freundschaftlich, nehme ich nicht Ihre liebe Hand, Gräfin. Aber .... wollen Sie mir folgen nach Rom, darf ich Sie dahin führen; jezt, wo ich Ihnen eine Stellung in der Gesellschaft, einen Namen in der Welt anzubieten habe, ja, dann nehme ich sie.“

Sie schwieg. Emmerich's Wort einst vor langen Jahren in Ischl, und dann wieder beim Abschied in Prag: Nicht mir wirst Du gehören, aber auch keinem Andern; — und ihre Antwort: Keinem Andern! — und ihr Ring, den sie ihm gegeben, — das Alles stand plötzlich so klar in ihrer Seele, als habe Cecil einen Vorhang fortgezogen.

„Gräfin, sagte Cecil, Sie dürfen mir meine Bitte abschlagen, aber nicht mich martern durch Ihr Schweigen. Sprechen Sie! Sie können nicht überrascht noch befremdet sein; Sie mußten diesen Moment ahnen, wissen, erwarten,

denn nur mein Mund hat bis jezt geschwiegen, und Sie verstehen es, in den Seelen zu lesen."

„Ich wollte, Sie verständen es auch, entgegnete Renata sanft, denn ich mögte Ihnen jezt gern die Hand geben und ohne Worte."

„Wirklich?" rief Cecil beseligt und zagend.

„Warum zweifeln Sie?" fragte sie lächelnd.

„Weil ich Sie so sehr liebe, daß Sie für mich im Himmel stehen, während ich doch nur auf der Erde bin."

Renata gab ihm die Hand, sah ihn an mit jenem Ausdruck, der nur ihr eigen und wunderbar vertrauenerweckend war, und sagte: „Cecil!"

„O! rief er, Sie werden mich glauben machen, daß Sie mich lieben, wenn Sie mit diesem Blick mich ansehen, mit diesem Ton zu mir reden." Er behielt ihre Hand.

„Die Liebe ist ein großes Räthsel, sagte Renata ernst, das eine tiefe Wahrheit umhüllt, und das wir unvollständig lösen in der Liebe zum Geschöpf, vollständig in der zum Schöpfer. Ich will Sie nichts glauben machen, was nicht ist."

„Soll das heißen, daß Sie mich nicht lieben?" fragte er.

„Wenn Sie unter Liebe etwas Unüberwindliches, Unwiderstehliches, gewaltsam und unberechenbar Beherrschendes begreifen" . . . . —

„Allerdings! denn so liebe ich Sie," unterbrach Cecil.

„Dann werden Sie nicht mit mir zufrieden sein, entgegnete sie, traurig den Kopf schüttelnd. Ich habe so früh gelernt, die Liebe zu beherrschen, daß sie nicht mehr meine unumschränkte Königin sein kann. Ich habe mich nie bewußtlos von ihr in eine Welt süßer ekstatischer Seligkeit

reißen lassen. Der Freuden, die sie mir gab, war ich mir immer bewußt, denn es waren ernste, aus Kampf geborne, im Schmerz erzogene, fast mögt' ich sagen Märtyrerfreuden. Für ein jauchzendes Liebesglück bin ich nicht geschaffen."

„Wer weiß!" sagte Cecil, in ihr Anschauen versenkt.

„Ich habe Emmerich geliebt, fuhr Renata fort, wie sich das nicht sagen läßt mit kahlen dürren Worten. Dabei ist mir das Herz so wund geworden, so erstickt in seinen Aspirationen, so zerrieben von seinem heftigen Klopfen, so vertraut mit dem Gedanken, in Fesseln gehalten werden zu müssen, so fest in dem Entschluß, das Leben hoch zu halten, wenn auch mehr Dornen als Rosen darin sind, daß ich eben durch das Alles so geworden bin, wie Sie mich gefunden haben: nicht mehr fähig der Leidenschaft, aber dennoch durstig nach Glück, und nicht immer so resignirt, wie ich in stillen Augenblicken spreche."

„Und Emmerich?" fragte Cecil, und Renata fühlte, wie seine Hände zitterten. Aber die ihre lag friedlich in der seinen und zitterte nicht. Sie sagte ruhig:

„Ich werde ihn nie vergessen."

„Sie trauen mir zu viel Kälte zu, Gräfin!" rief er.

„Ich kann nicht lügen, ich kann weder mich noch Emmerich verleugnen, und ich kann und will ihn nicht vergessen. Spricht man nicht zu einem Kinde: O schäme Dich, Du hast vergessen! — Sagt man nicht fast mit Verachtung von einem Menschen: er hat vergessen sein Wort, oder seine Pflicht, oder seine Gesinnung! — Ist nicht immer eine Schmach, ein Vorwurf an das Vergessen geknüpft, und dürften Sie nicht selbst besorgen, von mir vergessen zu werden, wenn ich fähig wäre, eine Erinnerung aus meiner

Seele zu tilgen, die meinem ganzen Leben die Richtung gegeben hat? Ich denke an Emmerich ohne Schmerz und ohne Sehnsucht, aber ich denke an ihn."

„Versprechen Sie mir, mit Worten an ihn zu denken, nicht mit stummer, stiller Seele, sondern mit mir."

„Desto besser! rief Renata freudig; das thue ich gern, denn nicht ein dunkler Fleck haftet auf seiner Erinnerung und seinem Wesen."

„Aber wie sind Sie denn eigentlich für mich gesinnt?" fragte Cecil schwankend.

„Als könnt' ich glücklich mit Ihnen sein," sagte sie rasch und lebhaft.

„Glücklich? Sie, Renata, die nie glücklich waren?"

„Eben darum," sprach sie mit lieblich feinem Ausdruck.

„Und was denken Sie Sich unter diesem neuen fremdartigen Glück?" fragte Cecil dringend.

„O Alles, was ich nicht kenne, sagte sie, und mehr, als ich mir vorstellen kann." Ihr Auge suchte mit einem ungewohnt träumerischen Ausdruck das seine.

„Solche Zuversicht giebt nur die Liebe! rief er entzückt. Sie allein schließt eins von den tausend Himmelspförtchen auf, durch welche selige Verheißungen eines namenlosen Glücks zu uns herab schweben."

Er sah so tief und innerlich glücklich aus, so verklärt von der Gewißheit, die Krone seines Lebens erlangt zu haben, daß Renata gerührt all' den Jubel in Schutz und Schirm des Himmels flüchten wollte; nur dann schien er ihr sicher zu sein. Sie faltete mit frommer Bewegung die Hände und sagte:

„O mein Gott, laß mich ihn glücklich machen! das Leben der Liebe ist ja so heilig und so schön.“

„Du hast Gott, und ich habe Dich!“ rief Cecil und wollte sie umschlingen.

Aber Renata sprang auf und sagte lachend:

„Unmöglich, mein Herr! die Sonne sieht's!“

„O, entgegnete er, die Sonne hat gewiß nichts dagegen, einmal einen recht Glücklichen zu bescheinen! Hätten Sie gesagt: Eusebie sieht's! — das würde mir imponirt haben. — Aber, Renata! daß ich Wichtiges nicht vergesse: ich muß bald, so bald wie möglich fort, und ich hoffe sehr ..... nicht ohne Sie.“

„Giebt es denn hier protestantische Pfarrer?“ fragte sie.

„Ja, aber englische,“ entgegnete er, unbeschreiblich froh, keinen Widerstand bei ihr zu finden.

Sie traten in's Haus und Sternfels kam ihnen entgegen.

„Kehren Sie nur gleich wieder mit uns um,“ sagte Renata und faßte ihn unter den Arm.

„Mit uns? erwiderte Sternfels; mit uns? und dazu so eine gewisse huldvolle Stimmung, welche der Infantin nicht immer gegen ihren unterthänigen Knecht eigen ist: — das bedeutet etwas Gutes.“

„Das Allerbeste, lieber Graf,“ sagte Cecil.

„Endlich! rief Sternfels, vergnügt in die Hände klatschend; ich war schon ganz ungeduldig, so lang wurde mir die Zeit. Man muß sich nicht so erschrecklich besinnen, wenn's darauf ankommt, glücklich zu sein.“

Er war ganz Herzlichkeit und Theilnahme, und immer bemüht, Eusebien's schneidend frostiges Wesen vergessen zu machen. Trotz seines Leichtsinns und seiner Leichtfertigkeit

war ihm das Herz nicht so vertrocknet und verschrumpft, als ihr, mit ihren ewigen merkantilischen Berechnungen. Er hatte die instinktartige Gutmüthigkeit behalten, welche den Menschen seines Schlages gewöhnlich in solchem Grad eigen ist, daß man ihnen häufig deshalb ihre großen Fehler verzeiht; während Eusebie nicht einen einzigen in die Augen fallenden Fehler hatte, aber ihrer Herzensdürre wegen unerträglich war.

„Wie kannst Du Dich freuen? sagte sie zu ihrem Mann. Ist denn das ein Grund zur Freude, daß meine Schwester eine so klägliche Heirath macht, und uns und unserer Familie entfremdet werden wird? Weder die Mama, noch Ignaz, keiner der Verständigen aus unserem Hause wird den albernen Schritt und Deinen kindischen Jubel begreifen.“

„Ja Schätzchen! sagte Sternfels, Du und Deine Mama und Dein Bruder, Ihr bildet ein Kleeblatt, vor dem ich allen Respekt habe; denn wenn wir andern Menschenkinder uns an's Herz greifen, weil es uns warm und froh wird, so legt Ihr Drei die Hand an die Stirn und fragt ganz nachdenklich: Was hab' ich davon? Ihr seid geborne Spekulanten! Mit Euch ist nicht Schritt zu halten.“

„Was helfen mir meine Spekulationen! rief Eusebie unmuthig; ich habe mich in Renata's Charakter verrechnet. Wer kann sich vorstellen, daß sie bei achtundzwanzig Jahren sich verlieben wird? Es ist im Grunde ein Skandal“ . . . . —

„Weil sie Deine Berechnungen über den Haufen wirft? rief Sternfels laut lachend. Liebes Kind, sei nur nicht hypertugendhaft! Dahinter steckt immer etwas Anderes. Ja ja, etwas Anderes! sieh mich an wie Du willst; und zwar

etwas, das beileibe nicht Deine Tugend verdächtig macht — o nein! die leuchtet und stralt! aber .... Deinen Charakter. Und weißt Du wol, Schätzchen, daß ich zuweilen Gedanken habe .... gotteslästerliche wirst Du sie nennen, indessen muß ich sie Dir, meinem andern Ich, doch mittheilen; also Gedanken, wie z. B. dieser: steckt nicht etwa die Tugend einer Frau im Blut und der Charakter in der Seele? und muß man die eine auf Kosten des andern ausbilden und berücksichtigen?"

„Ich muß mich bewundern, sagte Eusebie, daß ich bei Deinen perniziösen Grundsätzen nicht durch und durch verdorben bin, und Du wirst mir wenigstens zugeben müssen, daß ich felsenfeste Prinzipe meiner guten Mutter zu danken habe" .... —

„Wie auch Dein felsenhartes Herz," ergänzte Sternfels, immer die Unterhaltung in so scherzhaftem Ton und mit so verbindlichen Mienen und Geberden führend, daß es wie ein verstecktes Lob klang. Eusebie traute dem aber nicht und sagte:

„Was man heimlich beneidet, weil man es nicht aufrichtig bewundern mag, das sucht man durch Spott herabzusetzen. Mir scheint, lieber Sternfels, daß Du bei den Kritikern in den literarischen Journalen Lectionen nimmst, und ihnen ihre verbrauchten Künste ablernst."

Sternfels hielt sich beide Ohren zu und rief: „Gnade, mein liebes Kind, Gnade! wirf mir vor, was Du willst — nur nichts! nichts von Journalisten! Machtest Du mir den Vorwurf, bei Katzen in die Schule zu gehen, so würde mich das schon empören; aber nun vollends bei Journalisten! Nein, Schätzchen, dann hat unser heitres Gespräch sogleich

ein Ende. So über alle Maßen mußt Du mich nicht beleidigen. Jezt ist's vorbei; ich kann die arme Renata nicht mehr vertheidigen. Mir ist zu Muth wie einem Ritter, der statt des Lanzenstichs einen Faustschlag bekommen hat."

Später, als Renata sich zu dem Ehepaar gesellte, fragte Eusebie:

„Wie hat es sich nur gemacht, daß grade Forster Dein Herz genug gerührt hat, um Deine Hand zu gewinnen? Mir däucht, Du hättest doch in diesen letzten Jahren manche Männer kennen gelernt, die ihm in vieler Beziehung überlegen sind."

„Ich glaube wol, entgegnete Renata, daß hier und da ein Mann meiner Bekanntschaft irgend einen Vorzug vor Cecil haben mag; ich hatte nur nie Zeit, mich an ihn zu gewöhnen, mich mit ihm zu befreunden, und für die Liebe „beim ersten Blick" bin ich nicht geschaffen."

„Bedanken Sie Sich bei mir, Infantin! ich habe Ihnen Gelegenheit und Muße verschafft, sich gründlich an Forster zu attachiren: denn wäre Eusebie nicht in dem interessanten Zustand, worin wir sie jezt erblicken, so wären wir durch Nizza geflogen, nach Rom, nach Neapel und nach Deutschland zurück, und Sie hätten ihn niemals so wie hier in ungestörter Intimität kennen gelernt."

Eusebie, die ohnehin nicht sehr erfreut über ihren, wie Sternfels ihn nannte, interessanten Zustand war, fand in dieser Äußerung einen Grund mehr, um sich heimlich zu grämen, und sagte:

„Wie wirst Du nur die oft so lästige Abhängigkeit von einem Mann ertragen, Du Unabhängige seit Deinem sechszehnten Jahr?"

„Ach! erwiderte Renata aus voller Seele, von der großen und mühseligen Anstrengung, immer meinen eigenen Willen festzuhalten und durchzuführen, werde ich mich mit wahrer Wonne in dem Bewußtsein ausruhen, den Willen eines Andern zu thun."

„Du sprichst wie Jemand, der nicht weiß, wie bitter uns der Gehorsam sein kann," entgegnete Eusebie kopfschüttelnd.

„Nicht doch! sagte Renata ruhig, ich habe mich früh im Gehorsam gegen die von Gott auferlegte Pflicht geübt."

„Sie sind wirklich eine ganz excellente Frau! rief Sternfels. Ja, Sie haben eine Vorschule gehabt, welche Sie herrlichst für die Ehe befähigt. Jedesmal, wenn sich zwischen Ihnen und dem Gemal leichte Differenzen erheben, die auch in der glücklichsten Ehe nicht fehlen — nicht wahr, Eusebie? — werden Sie sanft und freundlich nachgeben und denken: meines Mannes Wille ist Gottes Wille, und der geschehe."

Renata lachte und sagte: „Ich glaube, bis zu dieser Vollkommenheit bring' ich es nicht."

„Ich würde Dir auch nicht dazu rathen, sagte Eusebie. Aber was wird denn nun aus Ebernbach, aus Deinen herrlichen Besitzungen? Kann denn das Alles so fortbestehen ohne Dich? wird Deine ordnende Hand, Dein klares Auge nicht überall fehlen?"

„Ich hoffe im nächsten Herbst und dann alljährlich auf ein Paar Monate nach Ebernbach zu gehen, und mich meiner Heimat und meinen dortigen Verhältnissen nicht zu entfremden."

„Wie wird aber Forster sich darin finden? es sind

Verhältnisse nach großartigerem Zuschnitt als er sie gewohnt ist.“

„Ein Diplomat, der sich schmeichelt mit den europäischen vertraut zu sein, wird auch mit den Ebernbachischen fertig werden,“ sagte Renata lächelnd.

„Und seine Familie? fuhr Eusebie fort zu inquiriren, wie wirst Du Dich mit der stellen?“

„Das weiß ich nicht, denn ich kenne sie nicht.“

„Es scheint ein Fatum über uns und diesen Forsters zu walten, daß wir uns auf jede Weise in der Welt treffen: Tosca, Sigismund, Ignaz, Du, Cecil — denke doch nur, wie freundlich und feindlich sich das berührt.“

„O, das ist eine traurige Erinnerung! sagte Renata trübe.

„Gar nicht, holde Infantin, gar nicht! sprach Sternfels begütigend. Sie werden den Unstern, der über diesen Familien zu walten scheint, in einen Glücksstern verwandeln, wie Romeo und Julie.“

„Sie finden keinen trostreichen Vergleich! entgegnete Renata; Romeo und Julie sterben beide.“

„Richtig! nun, so meinte ich etwas ganz Andres, wovon ich nur den Namen vergessen habe,“ rief er; denn in Verlegenheit kam er nie.

Aber der Schluß des Gesprächs machte einen beklemmenden Eindruck auf Renata. Sie ging in ihr Zimmer und versank in Grübeleien, ob sie frei genug von Emmerich sei, um über ihre Hand zu verfügen, ob sie keine Treulosigkeit begehe, ob er kein ideales Recht über sie habe. Ach, sprach sie zu sich selbst, wir sollten nie in die Zukunft hinein eine Gesinnung geloben, sobald wir sie nicht hinter den Wällen

und Mauern der Pflicht verschanzen und durch sie stark machen können. — Sie ließ Cecil zu sich bitten, und als er kam, sagte sie ihm, daß sie entschlossen sei, an Emmerich zu schreiben.

„Und was?“ fragte er beunruhigt.

„Daß er den Ring, den ich ihm gegeben, als Andenken betrachten möge, nicht als ein bindendes Unterpfand.“

„Wozu die Erinnerung auffrischen, Renata!“

„Um sie zu verwandeln.“

„Und wenn er Ihnen antwortet, Schmerzliches, Trauriges, Beängstigendes“ .... —

„Er antwortet nicht! höchstens sendet er mir schweigend meinen Ring zurück. Er ist ganz ein Mensch der That — nicht der Worte.“

„Sie wollen schreiben, Renata, Ihre Gedanken in die Ferne schicken, mir entziehen, während die meinen immer mit Ihnen beschäftigt sind! Ist das gerecht?“

„Vielleicht nicht; — aber es ist mir eine Last auf der Seele, und ich mögte gern ganz froh und frei mich fühlen.“

„Gut! so schreiben Sie heut Abend, wenn ich nicht bei Ihnen sein kann. Doch jezt, da Sie mich haben rufen lassen, da ich freudig gekommen bin, wollen wir doch lieber zusammen sprechen .... von Rom.“

Und sie sprächen von Rom! Und so wie Millionen von ihrer Zukunft gesprochen haben und in ähnlichen Momenten sprechen werden: zuversichtlich, fast gebieterisch, die schwankenden Zustände des Lebens vergessend, und auf das Glück rechnend, weil es der Grundstein sein soll, auf dem sie ihre Hütte bauen. Dann beschrieb Cecil Rom selbst so anziehend und lebendig, daß Renata rief:

„Ich meine viel Schönes und Herrliches gesehen zu haben; doch gegen Rom müssen sich alle andere Städte nur gemein und alltäglich ausnehmen! Ich freue mich unsäglich, es kennen zu lernen, wenn ich nur über das Eine, das Wichtige und Bedenkliche außer Zweifel wäre: ob mir das Albanergebirg auf die Dauer besser gefallen wird, als mein Spessart! ob ich ein Herz dafür haben werde! — Für Alles, was ich bis jezt gesehen, hab' ich es nicht."

„Desto besser! sagte Cecil, so bekomme ich es ganz und ungetheilt, und ich bin habgierig genug, um es weder dem Albanergebirg, noch einem andern Berg oder Thal gönnen zu mögen."

„Nizza wird doch immer ein ganz besonderes Plätzchen darin behalten," sagte Renata lieblich.

„Wie kann man nur so holdselig sein, wenn man dazwischen auch wieder so schroff ist!" rief Cecil, kniete vor ihr nieder und umschlang sie; und obgleich die Sonne hell in die geöfneten Fenster hinein stralte, so vergaß Renata doch diesmal, zu sagen: Die Sonne sieht's!

Drei Tage waren so vergangen. Man traf Vorbereitungen zur Abreise, man fing an zu packen, Abschiedsbesuche zu machen, die bevorstehende Reise zu überdenken. Bis Genua wollte man zusammen gehen; dann Cecil mit Renata über Florenz nach Rom, und Sternfels mit Eusebien über Mailand nach Deutschland — und zwar nach Augsburg zu ihrer Mutter. Renata hatte großmüthig für die Zukunft der ganzen Sternfelsischen Familie gesorgt.

„Nicht mehr als billig, sagte Eusebie, denn ihr ganzes Vermögen geht uns ja durch ihre Heirath verloren." Sie hatte sich dermaßen gewöhnt, es als ihrer Kinder Eigen-

thum zu betrachten, daß sie sich in ihrem Recht beeinträchtigt vorkam, während Renata glänzend großmüthig für sie war.

„Zu meiner Zufriedenheit fehlt mir jezt nichts mehr, als eine Antwort von Diane, sagte Renata zu Cecil. Ich fühle mich ganz ruhig, klar und friedlich! O Cecil, ich habe warlich nie auf ein so süßes Glück gerechnet.“

„Und ich!“ sagte er mit tiefer Rührung.

Renata's Kammerdiener trat ein mit einem Brief.

„Da ist der ersehnte!“ rief sie freudig. Aber als sie das schwarze Siegel gewahrte — aber als sie auf der Adresse die Handschrift erkannte — da sagte sie zitternd und todtenbleich: „Gott sei uns gnädig.“ — Sie hielt den Brief in der Linken und preßte die Rechte auf ihr heftig klopfendes Herz. Cecil ergriff den Brief.

„Was Dich ängstigt vernichte ich! rief er, und warf ihn in den Kamin, wo die lezten Kohlen glimmten.“

„Er ist ja von Emmerich!“ rief sie und sprang auf.

„Das wußt' ich, denn kein andrer würde Dich in diesem Grad erschüttern! laß ihn verbrennen.“ Er umfaßte sie mit starken Armen.

„Cecil! Cecil!“ sagte sie feierlich, und legte beide Hände auf seine Schultern.

„Du willst es!“ rief er mit schneidendem Schmerz und ließ den Arm sinken.

Sie flog zum Kamin, kniete nieder und nahm den Brief von den Kohlen. Das Siegel war geschmolzen und der Umschlag braun geglimmt; doch konnte sie noch erkennen, daß die eigentliche Adresse nach Ebernbach gelautet, und daß

man sie vermuthlich dort nach Nizza verändert hatte. Sie riß den Umschlag ab und las:

„Der Himmel will unser Glück, Du Einzigliebe, und „zürnt uns nicht, daß wir es uns auf Gräbern erbauen. „Pélagie ist todt und ich bin frei. Zu Deinen Füßen, an „Deinem Herzen will ich Dir von meiner Liebe sprechen. Ich „folge diesem Brief auf dem Fuß nach Ebernbach, und solltest Du da nicht sein, dahin wo Du bist, meine Renata. „Denn mein bist Du, und ich bin der alte Emmerich."

Auf ihren Knieen hatte Renata den Brief gelesen, und auf ihren Knieen blieb sie liegen, als Cecil heran trat, ihn nahm und seinerseits überflog.

„O! hättest Du ihn verbrennen lassen!" rief er in Verzweiflung, zerriß den Brief, und warf die einzelnen Stücke auf die Kohlen, wo sie sich schnell in hüpfende Flammen verwandelten, und dann in schwarzen Staub. Er hob Renata auf:

„Meine?" fragte er traurig zärtlich.

Sie machte stumm und finster eine abwehrende Bewegung. Er hielt ihre Hände fest und sagte:

„Du warst es, sobald jener Brief drei Tage später kam. Handle so, als sei das geschehen."

Sie sah und hörte nicht. Sie war so unbeweglich, daß ein Grauen Cecil beschlich.

„Renata, meine Süße! sagte er sanft, besinne Dich! Du bist ja frei und in Deinem Recht. Laß Dich nicht von Zweifel und Bangigkeit ängstigen. Was betrübt Dich? was fürchtest Du? Sprich!"

„Lebewol!" sagte sie leise.

„Das also? rief er; so sehr liebst Du ihn? ein Wink

von ihm und Du folgst und gehörst ihm? Aber weißt Du nicht, daß Du mir alsdann heilloses Unrecht gethan?"

„War es Unrecht, so erleide ich in diesem Augenblick, durch diesen Vorwurf die schmerzlichste Strafe!" rief Renata und hob ihre Hände flehend zum Himmel.

„Vergieb mir! sagte er, rechne mir nicht zu, was ich Hartes oder Bitteres sagen könnte. Ich liebe Dich, ich glaube an Dich! Du wirst kein Unrecht thun."

„Ich habe mir immer Mühe gegeben, das zu thun, was ich für Recht hielt; aber ich muß mich wol geirrt haben, sagte Renata tonlos; denn jezt reißt mich ja die Hand der Vorsehung von meinem .... und Deinem Wege fort. Ich weiß nicht, woran unsre Schicksale hängen, ob an unserm Wort, unsrer Gesinnung, unsrer That! aber in unsrer Gewalt sind sie nicht. So will ich sie denn aus der Hand Gottes nehmen."

„Du bist von Eis, Renata!" rief er heftig. Sie sah ihn traurig an; ihre starre Betäubung lös'te sich in Thränen. „Thue mir nicht weh," sprach sie bittend.

„Oder Du bist göttlich! setzte er hinzu und sank zu ihren Füßen nieder. Ja, du warst es stets, aber Du fährst fort immer göttlicher zu werden, so daß Du auf der Erde wol nicht mehr glücklich sein kannst."

„Bei Dir habe ich ernstlich von Glück geträumt, sagte sie melancholisch; habe Dank dafür."

„Und jezt?"

„Der Traum ist aus."

„Du wirst ihn wieder träumen .... bei ihm!"

„Nein! nicht wieder! ich hab' es verscherzt, denn ich habe das Glück ohne Emmerich suchen und finden können."

„Und das bedauerst Du?“

„Daß ich es suchen konnte — vielleicht! daß ich es gefunden habe — nein: nimmermehr! es ist ein Segen, ein Reichthum, ein köstlicher Schatz für die Erinnerung und für die Zukunft! nein, mein geliebter Cecil!“ — Sie umschlang ihn und drückte ihn fest an's Herz, und Cecil fühlte, daß der Wunsch, in den Armen der Geliebten sterben zu dürfen, keine kahle Redensart sei. Das Glück allein — entflammt; der Schmerz allein — verklärt; aber Glück und Schmerz in solchem Augenblick verschmelzend, wie die untergehende Sonne mit ihrem Spiegelbild im Meer, wo das Licht in die Tiefe hineinsinkt, und die Tiefe sich mit flammenden Lippen an das verklärende Licht ansaugt, dann ist die Liebe in ihrer Ekstase, und auf ihrem Kulminationspunkt. Darüber hinaus versinkt sie in Schatten und Nacht. Aber aus ihrer vollen, stralenden Glorie traten Cecil und Renata in die ganze Qual der Welt zurück, denn sie sagte:

„Cecil! lebewol!“

Doch er wollte nichts hören, noch wissen und blieb vor ihr liegen, das Gesicht in ihren Schooß gedrückt. Sie richtete sanft sein Haupt empor; da fielen zwei schwere Thränen von seinen Wimpern. Sie küßte rasch seine Augen und rief:

„Barmherzigkeit, Cecil! nur keine Thränen.“

„Es sind keine, sagte er, mein Herzblut ist's! Nun weiß ich doch auch, wie den zermalmten Herzen zu Muth ist. Das habe ich bei Dir gelernt, denn Dich hab' ich geliebt, Dich Renata! sonst nichts und Niemand! nicht Vater noch Mutter! nicht Bruder noch Freund! nicht Braut noch Liebste! . . . . aber Dich, und in Dir das Alles zusammen und mit einer Energie, wie man Menschen nicht zu lieben

pflegt. O, Gott sei Dank, so kann ich doch lieben, und gerade Dich, Du Mächtige! und nur Dich. Auf Dich hab' ich gewartet, nach Dir hab' ich mich gesehnt, Dich verlangte meine Seele, an Dich begehrte ich zu glauben, Du solltest mir sein, was Du mir in Wahrheit geworden bist: eine große und ganz unsterbliche Liebe. Ich habe sie gefunden; — was klage ich! lebewol."

Er sprang auf und ging Arm in Arm mit ihr bis zur Fensterthür, die auf die Terrasse führte. Da stand er still. Er lächelte wehmüthig und sagte:

„Siehst Du .... ich fürchte mich, Renata, denn es ist so kalt da draußen! Kannst Du mir nicht, wie eine Fee die Du bist, einen Zauberspruch mitgeben, durch den ich mich in Dein goldnes Reich und zurück zu Dir versetzen kann, wenn die Welt mir gar so leer und kühl vorkommt?"

Renata faltete die Hände, legte sie auf Cecil's Brust und sagte: „Von mir könntest Du nur sterbliche Worte lernen, Cecil! aber ich will Dir unsterbliche sagen, die aus dem Munde eines Propheten durch die Jahrtausende klingen. „Fürchte Dich nicht! — Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein!"

„Dein!" rief er.

„Nicht mein, sondern Gottes!" sagte sie, drängte ihn in einer Umarmung über die Schwelle, und riß sich los.

Cecil eilte über die Terrasse nach seinem Zimmer. Als er sich dort in der Thür umsah, war Renata nicht blos verschwunden, sondern die Jalousie war über ihrer Fensterthür dicht verschlossen, wie das undurchdringliche Gitter vor einer Nonne. Aber sie stand noch da, unsichtbar für ihn,

die Stirn an die Scheiben gelehnt und durch die Stäbe ihm nachblickend — bis er verschwunden war.

Sie ließ Eusebien sagen, sie sei nicht ganz wol und könne daher nicht zum Speisen kommen. Dann verschloß sie ihre Thür. Sie fühlte sich so stumpf, so betäubt, daß ihr der Schmerz mit dem Bewußtsein unterging, und nur zuletzt fuhr es ihr wie ein Dolchstich durch die Seele, als sie Cecils Stimme im Garten hörte. Er ging der Straßenthür zu, wo sein gepackter Wagen hielt, und sprach mit den Leuten. Es war Abend und sie konnte kaum seine Gestalt erkennen, als sie an's Fenster trat. Eine Minute später rollte der Wagen fort.

Um eilf Uhr kehrte Sternfels mit Eusebien ahnungslos aus der Oper zurück, und er erschrak, als die Kammerjungfer ihn zu Renata beschied; und noch mehr, als er sie auf dem Sopha liegend mit verweinten Augen und zerstörten Zügen fand. Sie sagte sogleich:

„Mein Schicksal hat eine ganz unerwartete Wendung genommen, lieber Sternfels, und bis ich darüber zum Bewußtsein gekommen bin, haben Sie Nachsicht mit mir, und bekümmern Sie Sich gar nicht um mich. Bitten Sie auch Eusebie darum. Ich muß mich besinnen, mich sammeln. Jezt weiß ich nur, daß Cecil fort ist.“

„Aber doch nicht für immer? . . . . aber Sie werden ihn doch heirathen? . . . . was?“ brach Sternfels aus.

„Nein!“ sagte Renata mühsam und verhüllte ihr Antlitz.

Er küßte schweigend ihre Hand und verließ niedergeschlagen das Zimmer. Es ist recht schwer mit solchen extraordinären Leuten zu leben! murmelte er für sich. Weiß Gott, was ihnen für ungewöhnliche Dinge vom Himmel fallen und ihnen die Existenz über den Haufen werfen! Mir

ist doch mein Lebtage nichts dergleichen passirt. — Er erschöpfte sich mit Eusebien in Muthmaßungen aller Art. Sie gelangten nur zu der einen Gewißheit, daß Cecil abgereis't sei.

Renata blieb unsichtbar. Sie dachte an Cecil, an Emmerich mit herzzerschneidender Trauer. Der Eine ging, der Andre kam, und Beiden that sie weh. Das Herz ist rein, die Hand ist rein, sprach sie zu sich selbst, und doch muß ich so viel leiden! ist denn die heimliche Schuld so groß? — Und dazwischen hörte sie unablässig eine Stimme, die ihr wiederholte: Nicht mir wirst Du gehören; aber auch keinem Andern!

Ein Tag verging. Am Abend des zweiten erhielt sie einen Brief von unbekannter Hand. Ihr graute, als sie das Siegel brach. Einige Blätter fielen heraus — sie waren von Diane, und ein Blatt mit fremder Handschrift und Clara Richter unterzeichnet, war ihnen beigefügt. Diane hatte geschrieben bis sie zu matt geworden war, und sich zum letzten Mal mit all' den Aengsten, Martern und Enttäuschungen ihres Lebens, mit all' dem bangen Klopfen ihres armen schwachen Herzens an Renata's starkes gelehnt; — und da hatte es aufgehört zu schlagen. Clara fügte hinzu, daß sie mit ihrem neugebornen Kinde in großen Schmerzen gestorben sei, und manche Nachricht über die dürftige Enge der Verhältnisse. Renata mußte diese Briefe Eusebien mittheilen, und so sahen sich die Schwestern denn; aber Eusebie entsetzte sich, weil Renata in den drei Tagen um zehn Jahr gealtert schien. Dianens Tod machte im Grunde wenig Eindruck auf Beide; auf Eusebie aus Gleichgültigkeit; auf Renata, weil ihre innerlichsten Sympathieen sich nicht den

Seelen zuwendeten, die sich vom Leben zerbröckeln ließen, sondern denen die darin erstarkten. Sie war bewegt, betrübt, bereit auf jede Weise Trost zu geben und Hülfe zu leisten, aber nicht erschüttert. Eusebie sagte:

„Mit wahrem Antheil für Dich, liebste Renata, sei es gesagt: aber sieh! dies ist fast immer das Ende solcher leichtsinnig geschlossenen Mißheirathen. Ich dächte, dies traurige Beispiel müßte Dich etwas beruhigen über den plötzlichen Untergang Deiner Wünsche.“ Einen andern Trostgrund wußte sie nicht zu finden.

Renata schob wieder ihren Schild kalter Gleichgültigkeit zwischen sich und Eusebie — das einzige Mittel um nicht durch deren stumpfe Pfeile verletzt zu werden; sie ließ sie abprallen und sagte kalt: „Das versteht sich.“

„Mir wäre es lieber, wenn Sie ein wenig lamentirten, rief Sternfels, denn in Ihrem Herzen sind Sie doch gewiß tief traurig, und wenn man den Schmerz so nach Innen drängt, thut er doppelt weh. Er hat da keinen Raum, mögte heraus .... und darf nicht! ist das nicht grausam?“

Renata sah ihn an mit einem Blick so schwer von Dankbarkeit und Rührung, daß er mit der Hand über die Augen fuhr, aber sie sprach nichts. Sie schrieb an Clara, um für ihre Mittheilungen zu danken; an Hellmuth, um ihn zu bitten, daß er ihr die Erziehung von Dianens Töchtern überlassen möge. Damit verging wieder ein Tag. Emmerich kam noch immer nicht! Sie konnte sich kaum noch in dieser Spannung aufrecht halten — so sehr wünschte sie den Moment des Wiedersehens, der Verständigung hinter sich zu haben. Sie nahm die Turiner Zeitung, da stand aus Genua: Der neue Minister-Resident beim päpstlichen Stuhl,

bis dahin Geschäftsträger am sardinischen Hofe, sei in Genua angelangt und sogleich am Bord des Dampfschiffs Colombo und mit demselben nach Rom gegangen. — Jetzt wird er dort sein, in der Stadt der Vergangenheit, in dem Mausoleum dahingeschwundener Größe, dachte sie, bei den Gräbern herrlicher Todten! Es wird ihm wol thun bei den Gräbern zu sein .... denn da ist die Hofnung, die einzige, auf welche keine Enttäuschung folgt. — Dann nahm sie wieder die Zeitung, und las mechanisch von den rasenden Stürmen oben im Gebirg, von dem heftigen Schneefall auf dem Col de Tende. Und hier der ewige Frühling! sprach sie zu sich selbst. Nah wie im Menschenherzen steht sich auch in der Natur Verzweiflung und holdes Glück.

Der Kammerdiener meldete ihr einen Fremden.

„Das ist er!" rief sie ohne die Kraft zu haben ihm entgegen zu gehen. Als aber der Fremde eintrat, rief sie:

„Wo ist der Graf?" und sprang auf. Sie erkannte seinen ungarischen Kammerdiener, den Emmerich schon in Ischl hatte und der ihm aus seiner Knabenzeit ein lieber Gefährte war. Statt zu antworten, brach Bela in ein konvulsivisches Schluchzen aus.

„Ist er todt?" fragte sie mit starrer Entschlossenheit.

Bela neigte mit stummer Bejahung den Kopf. Renata fiel auf die Knie.

„Wol ihm! sagte sie; heimgegangen ist er ohne Schmerz um mich, in seliger Liebeshofnung, in der vollen Glorie seiner Illusionen — ein Liebling Gottes!" Sie legte ihr Haupt auf ihre gefalteten Hände und weinte still.

„Wann und wo ist er gestorben?" fragte sie endlich den trostlosen Bela.

„Wol schon gestern," entgegnete der in gebrochnem Deutsch.

Renata starrte ihn an; sie glaubte er rede irre vor Schmerz. Bela fügte hinzu: „Wir haben ihn aber erst heute gefunden, und hierher gebracht in den Gasthof."

„O! mein Kopf! .... mein Herz!" ächzte Renata; aber sie besann sich, nahm Hut und Shawl und sagte zu Bela:

„Ich will zu ihm gehen."

Er brachte sie in's **Hôtel des étrangers.** Da war es fürchterlich traurig! In dem Zimmer, das sie bei ihrer Ankunft bewohnt hatte, lag Emmerichs Leiche auf dem Bett. Ärzte waren um ihn beschäftigt. Sein Leibjäger, in tiefe Trauer gekleidet, wie Bela, war auch in Thränen gebadet. Aber im Nebenzimmer saß sein Kind, die kleine zweijährige Pélagie, auf dem Schooß ihrer Wärterin, und aß und jauchzte, und ihr liebliches Köpfchen blühte wie eine Rosenknospe aus dem Traueranzug hervor. Daß sie die Mutter verloren hatte, wußte sie nicht mehr, und den Vater — noch nicht. Sie konnte kaum sprechen, und wiederholte nur nach Kinderart, was man ihr vorerzählt hatte: „Papa schläft."

Renata hätte vor Schmerz bei diesem Anblick schreien mögen; aber die Anwesenheit der Ärzte gab ihr die äußere Haltung, die hier nothwendig war. Sie benahm sich sogleich wie Jemand, der auf diesem Platz zu gebieten hat, sprach mit den Ärzten, ließ die Anstalten treffen, die sie für nothwendig hielten, und entließ sie. Alle Hülfe kam zu spät. Emmerich war todt. In weiße Tücher gehüllt lag er da, mit seinem wunderschönen Antlitz, das der Tod nur ruhig, nicht starr gemacht zu haben schien. Das feine schwarze

Haar hing weich wie gebrochene Flügel zu beiden Seiten der Stirn herab, und verdeckte die eingesunkenen Schläfen, denen nicht der Tod, sondern das Leben die Frische genommen hatte. Die langen dunkeln Wimpern warfen einen sanften Schatten auf die Wangen, und der majestätische unerschütterliche Friede der ewigen Ruhe schwebte verklärend auf seinen Zügen. Renata setzte sich einsam an sein Lager, und betrachtete ihn mit ändächtiger Bewunderung, klag- und thränenlos.

Beherrschen Menschen mit starkem und reinem Charakter, wie Du Emmerich, das Schicksal Anderer, und wissen sie das eigene voraus? sprach sie halblaut. Ist Euer Wille so mächtig, daß die Umstände sich Euch fügen? Nicht mir wirst du gehören, sagtest Du mir einst, aber auch keinem Andern. Dein Wort ist wahr geworden, und Du hältst mich bei dem meinen. — Sie überdachte ihre Zukunft und fand keine irdische Hofnung mehr darin. Dann schlägt die himmlische Hofnung Wurzel im Menschenherzen, und eine so zerarbeitete Seele muß wol das Erdreich sein, worin sie zu schöner Blüte kommen kann.

Als die Priester kamen, um die Gebräuche der katholischen Kirche bei dem Dahingeschiedenen zu vollziehen, ging sie zu der kleinen Pélagie, die in süßem Schlummer lag, und bat deren Wärterin, Bela zu rufen. Er kam mit ihr zurück. Renata setzte sich an das Bett der Kleinen und sagte:

„Jezt erzählt mir Beide wie der Graf gestorben ist, und ausführlich.“

„Ach! sagte Bela, mein einziger Trost ist der, daß er auch ohne diesen Unfall bald gestorben wäre. Er war zu krank. Aber Niemand hat's gewußt als ich, und ich durft'

es Keinem sagen — darin war er eigen. Seit er aus Mailand zurück war, und seit der Niederkunft der seligen Gräfin hatte er einen Krampf am Herzen, oder im Herzen .... wer kann das wissen! kein Arzt sieht da hinein! Ein paarmal sprach er zu mir, wenn er gerade so recht krank gewesen war: „Bela! mir ist zu Muth, als säße mir da im „Herzen etwas, ein Druck, ein Schmerz, der alles Blut „herausjagt.“ Dann sprach ich: „Gräfliche Gnaden sollten „den Doctor fragen, der muß doch helfen können, der ist „ja dazu da.“ Dann sprach er: „Nein Bela! mit den „Quacksalbern bleib mir vom Leibe!“ Und dann erholte er sich auch immer wieder, kräftig und frisch, wie er von Natur war, und wie gräfliche Gnaden ihn damals gekannt haben in Wien, und in Ischl .... Jesus Maria! mit seinem steyrischen Hütel — obwol ihm die ungarische Magnatentracht doch noch besser stand. Ach, die Attila! wie saß ihm die! Ich hab' unsre Kaiser gesehen, und viele Erzherzöge; — aber wie er war Keiner anzuschauen.“

„Und hatte die selige Gräfin keine Sorge um ihn?“ fragte Renata.

„Wol zuweilen!“ entgegnete die Wärterin, denn Bela zerfloß wieder in Thränen, und drückte sich daher noch unverständlicher aus als gewöhnlich. „Aber der Graf redete es ihr immer aus, und sie hatte ihn so lieb, daß sie Alles glaubte, was er ihr sagte, und er war denn auch ein wahrer Engel für sie und für Jedermann.“

„Mitten im Carneval starb sie an einer Gehirnentzündung, nahm Bela wieder das Wort, und in achtundvierzig Stunden war sie roth und todt. Der Graf war recht traurig und sehr erschrocken, aber nicht untröstlich — wie gräf-

liche Gnaden das wol besser als ich wissen werden, setzte Bela bescheiden hinzu; — denn nach vier Wochen sprach er zu mir: „Bela! in vierzehn Tagen reisen wir nach Ebernbach!“ — „Gott segne Euer Gnaden!“ rief ich. — „Und „weißt Du denn wer in Ebernbach wohnt?“ fragte er und sah mich an so freundlich wie ich's nicht sagen und vergessen kann. „Wenn ich das nicht wüßte, sprach ich, so „müßt' ich nicht Bela sein und Euer Gnaden von Kindes„beinen an kennen.“ — Ja, gräfliche Gnaden, so sprach ich. Als nun die vierzehn Tage um waren, da reis'ten wir ab und kamen auch schnell und glücklich nach Ebernbach. Aber als er Euer gräfliche Gnaden dort nicht fand, packte ihn gleich der gewaltige Schmerz, und er mußte einen Abend und eine Nacht dort zubringen. Es war Alles sehr gut in Ebernbach; es hätte nicht besser sein können, was die Aufnahme betrift, wenn gräfliche Gnaden selbst da gewesen wären; aber das war ihm freilich einerlei! Auch der Doctor kam gleich, wollte ihm etwas verschreiben; doch das ließ er nicht zu! darin war er eigenwillig! es hat jeder seinen Fehler — und er, außer daß er zu Zeiten ein wenig aufbrausend war, und immer ein wenig zu viel Geld ausgab — hatte keinen andern.“

„Ach, sagte Renata, das sind Fehler, um derentwillen man ihn noch lieber hatte.“

Bela sah sie mit einem Blick tiefster Dankbarkeit an und fuhr fort: „Da sprach der Doctor: „Herr Graf, Sie müssen Sich vor Gemüthsbewegung hüten.“ — Und er antwortete . . . . ich bitte gräfliche Gnaden um Verzeihung! wenn er ungeduldig war, so sprach er so! er antwortete: „Teremteté! Herr Doctor! lieber will ich sterben, als lebendig absterben.“

„Dachte er an den Tod?“ fragte Renata.

„Der plötzliche Tod der seligen Gräfin mag ihn wol an den seinen erinnert haben, denn ehe wir von Prag abgingen, machte er sein Testament. Und eine schreckliche Unruh, eine wahre Angst, Euer gräfliche Gnaden wieder zu sehen, mag wol eine geheime Todesahnung gewesen sein. Als er erfuhr, gräfliche Gnaden wären in Nizza und würden Anfang Mai in Ebernbach erwartet, da sprach er zu mir: „Bela, wir müssen nach Italien.“ Ich wagte ihn zu bitten, lieber nicht nach Italien zu gehen, weil die Reise doch weit und sein Befinden nicht gut sei. Da sprach er: „Das verstehst Du „nicht, Bela! ich könnte ja sterben ehe ich“ .... — und dann schwieg er, sprach aber hernach weiter: „Wenn wir „nur erst über die Berge und in Italien sind, so werde ich „dort sehr gesund werden.“ — Ich sagte traurig: „Mailand „ist auch Italien, und wie krank sind der Graf nicht von „dort zurückgekommen.“ — „Das war was Andres,“ sprach er. Und da es sein Wille und Befehl war so reis'ten wir ab, den Rhein entlang, nach Basel, nach Genf und über den Mont Cenis nach Turin. Wir hatten prächtiges Wetter, frische Luft, klaren Himmel; auch bei dem Übergang über die hohen Berge, die ganz weiß von Schnee und Eis sind, war es recht schön, und er ging zu Fuß, drei Stunden oder darüber, weil ihm die Zeit lang wurde, bergauf zu fahren. Ich und der Miklos wir gingen denn auch zu Fuß, aber — wie sich das schickt und gehört, wir blieben bei dem Wagen, und trafen ihn erst oben wieder. In Turin sprach er zu mir: „Jezt, Bela, sind wir „in Italien, und in zweimal vierundzwanzig Stunden in „Nizza — und das ist das Schönste in Italien.“ Und da=

bei sah er so fröhlich aus, daß mir ganz leicht um's Herz wurde. In Turin rieth man ihm, lieber den Umweg über Genüa zu machen, als den Col de Tende zu passiren, der ein schlechter und steiler Übergang ist; aber freilich hieß es, daß auf jener Straße die wilden Torrentes oft Gefahr brächten im Frühling und Herbst, wenn die plötzlichen Unwetter, Schneefälle, Regenströme im Gebirg wütheten. Und so zog er den nächsten Weg vor. Es war gestern ein trüber, unfreundlicher Tag am Fuß des Col de Tende. Der Wind kam in einzelnen heftigen Stößen von oben herab, und dicke schwarzgraue Wolken hingen an den Bergen. Der Landauer ist gar ein großer, schwerer Wagen; er hatte ihn genommen, damit das Comteßchen auf dem Rücksitz ein bequemes Bettchen haben mögte, worin es denn auch schlief wie in Abrahams Schooß. Nun ließ er acht Maulthiere vorspannen, und fort ging es! er — immer voran; solch' eine Hast war in ihm, und sie hat ihm den Tod gebracht! .... Wir haben ihn lebendig nicht wieder gesehen! .... Nach einer Stunde wurde der Wind immer heftiger, ein wahrer Sturm .... und es begann plötzlich ein Schneetreiben, so daß man am hellen Tage nicht zwei Schritt vor sich sehen konnte, und der Schnee fiel dabei in so ungeheurer Menge, daß er an manchen Stellen, wo der Wind ihn zusammenjagte, ellenhoch lag. Dies Unwetter muß ihn gepackt haben, und wahrscheinlich ist sein Herzkrampf dazu gekommen, der ihn um Athem und Besinnung brachte; — kurz, als wir endlich oben ankamen .... war er nicht da! Thränen erstickten Bela's Stimme, und die Wärterin sagte:

„Das war eine Angst! nirgends eine Spur von ihm, und dazu das Unwetter so heftig, daß man gar nicht wußte,

wo und wie man ihn suchen sollte. Bis es sich legte, bis man genug Menschen beisammen hatte, mit Leitern und Stangen, Schaufeln und Stricken, um in den tiefen Gründen neben dem Wege Alles zu durchwühlen — war es Nacht geworden, und erst am Morgen fand man ihn, bedeckt mit hohem Schnee, seitab vom Wege, erstarrt . . . . so wie er jezt da liegt."

„Und so haben wir ihn denn hieher gebracht, nach Italien, und hauptsächlich zu Euer gräflichen Gnaden . . . . denn das war es doch eigentlich nur, was er wünschte — und was ihm den Tod gebracht hat!" sagte Bela.

„Wäre ich gereis't als ich damals wollte, sagte Renata händeringend, hätte ich mich nicht durch Cecil hier festhalten lassen, so hätte Er mich vielleicht schon in Ebernbach gefunden, und lebte jezt noch und wäre glücklich."

„Statt dessen ist er nun in der ewigen Herrlichkeit, sagte Bela fromm, denn ich denke, daß seine Seele wie mit Flügeln durch das Purgatorium gegangen ist. Requiescat in pace." — — —

Renata verbrachte die Nacht am Bett des verwais'ten, tief schlafenden Kindes. Am Morgen kam Eusebie mit ihrem Mann, entsetzt über die grausige Begebenheit. Mit wenig Worten theilte Renata ihnen die volle Wahrheit mit. Emmerichs Leiche ward in der Kathedrale in einer Chapelle ardente ausgestellt, und dann von Bela und Miklos nach Ungarn geführt, zur Gruft seiner Väter, in die er, der letzte seines Namens, hinabstieg. Seine Mutter überlebte ihn nur um drei Wochen. Als er alle ihre Wünsche erfüllt hatte, Gatte war und Vater — da starb er, und an seinem Sarge brach ihr Herz.

„Das Kind ist mein, sprach Renata zu Bela, als er in Thränen von der kleinen Pélagie Abschied nahm; Er hat sie mir geschenkt.“

Und dasselbe sagte sie zu Eusebien, als diese fragte, was aus der Kleinen werden solle. Eusebie drang auf die Abreise; sie sehnte sich nach Deutschland und nach Ruhe, denn allmälig wurde ihr die Gesellschaft unbequem, weil sie nicht mehr die elegantesten Toiletten machen konnte.

„Du mußt fort! sprach sie zu Renata; wenn Du wüßtest, wie Du krank aussiehst .... ganz verzehrt“ .... —

„Vom Läuterungsfeuer!“ sagte Renata.

Sie reis'ten ab nach Genua, nach Mailand. Da blieb Renata ein Paar Wochen, um den Grafen Hradik und seine Frau, Pélagies Großeltern, kennen zu lernen. Emmerichs Testament übergab ihr das Kind zur Erziehung. Sie wünschte dazu die Einstimmung der nächsten Verwandten. Gräfin Hradik erkannte bald, daß Renata nicht die geringste Neigung habe, Pélagie zu einer Abtrünnigen von der katholischen Kirche zu machen, und darauf erklärte sie sich freundlich einverstanden mit seiner Bestimmung. Graf Hradik that es schon früher. „Emmerichs Wille, der nie anders als gut war, muß erfüllt werden,“ sprach er.

Und so zogen denn diese beiden einsamen Wesen über die Berge zurück nach Ebernbach, das dazu bestimmt schien, sein Dach nur über melancholische Schicksale schirmend auszubreiten. Aber lieblich vervollständigten sich diese beiden Geschicke: die Frau, die nie Gattin war und nie Mutter, hatte eine Tochter gefunden, und das elternlose Kind eine Mutter.

Es versteht sich von selbst, daß die Welt, die wie immer nichts weiß und Alles wissen will, Pélagie für Renatas

Tochter erklärte, sich unbeschreiblich befriedigt fühlte, an dieser ernsten und hohen Erscheinung den Makel zu entdecken, und nur über den muthmaßlichen Vater durchaus nicht auf's Reine kommen konnte.

Sechs Monate später schrieb Renata an Cecil:

„Es ist mir unerträglich an Sie zu denken, ohne es „Ihnen zu sagen. Darf man nicht Freund mit einander „bleiben, weil man einst in einem andern Verhältniß zu „einander war? Ich kann's nicht glauben. Da vielleicht, „wo die Eitelkeit verletzt, die Selbstsucht getäuscht wurde; „aber zwischen uns — unmöglich. Wir waren ja vorher „schon Freunde, lassen Sie es uns auch nachher bleiben. „Ich bin nun lange, lange wieder hier, und zur Ruhe.... „was man so Ruhe nennt: eine gewisse äußere Stille aller „Verhältnisse, eine gewisse Entschiedenheit über die ganze „Zukunft. Die muß man haben um zu wissen wo aus und „ein; sonst bleibt es ein gar so bängliches blindes Tappen. „Ich habe nun meine Grenzen erkannt, und das giebt jene „äußere Ruhe, während doch innerlich Bewegung genug ist. „Hört die je auf, so tritt der Tod ein. Möge er nur nicht „bei lebendigem Leibe mich umspinnen! aber sonst will ich „ihn nicht fürchten: der Leib zum Staube, die Seele zu „Gott — das nennt man Tod. Und hier, im Schatten „meiner Berge, in meinem stillen dunkeln Spessart, nach „dem ich an der Themse, wie am Tajo und am Paglione, „das Heimweh hatte, ist es so friedlich, daß Leben und Tod „weniger geschieden sind als anderswo. Und doch ist hier, „aber nicht durch mich, neues Leben eingekehrt. Kinder „sind hier, die beiden kleinen Mädchen meiner armen Diane, „und Emmerichs Kind. Zuweilen denke ich, halb lächelnd,

„halb traurig, wenn Sie einmal eine Tochter haben werden,
„so werden Sie sie mir auch geben. Ich muß nun einmal
„anders sein, — ob mehr ob weniger? — als die übri-
„gen Menschen. Die Kinder sind mir gar lieb; Emmerichs
„Kind am liebsten. Es sieht mich an mit den Augen des
„Vaters, mit seinem langen, fragenden Blick. O, wenn
„das Kind glücklich werden könnte! dafür würd' ich tau-
„sendmal mein Herzblut geben. Wie Gott will! das ist mein
„Wahlspruch. Weiß der Himmel, ich bin nicht fatalistisch
„gesinnt, und die starre Gelassenheit der Quäker ist mir
„fremd, aber meine Wege lege ich in Gottes Hand, und
„nehme sie aus ihr als himmlische Fügungen. Thät' ich's
„nicht, so würd' ich stumpf von all' dem Schmerz und Leid,
„das ich, mit und ohne Schuld, schon ertragen und ver-
„hängt habe; und stumpf ist nicht Thier noch Pflanze —
„wie denn der Mensch? Ich weiß nicht ob's heiter oder trau-
„rig klingt, was ich Ihnen da sage. Es wird wol ein Ge-
„misch von Beidem sein, denn das Menschenherz ist so be-
„schaffen. Ganz aus einem Stück, aus einem Guß ist es
„ja nie — wenn auch in seiner Richtung, doch nicht in
„That und Ausdruck; das ist eben unsre Unvollkommenheit,
„und durch sie leiden wir und werden wir traurig, während
„uns die Gewißheit, doch nicht, trotz aller Schwankung, aus
„unsrer innersten Richtung gekommen zu sein, selig heiter
„macht. Und dann giebt es allerlei Freuden, wie ich kürz-
„lich hatte, als Tosca Beiron mich besuchte, so aus Freund-
„schaft, weil sie von mir gehört hatte und mich kennen
„wollte. Übrigens nenne ich sie nur noch aus alter Ge-
„wohnheit Tosca Beiron; sie ist seit drei Monaten gut und
„brillant verheirathet, was ihr die Menschen ganz entsetzlich

„übel nehmen, unsre gute Charlotte à la tête. Niemand
„hat für sich selbst Lust die Unwandelbarkeit der Gefühle
„zu bethätigen; darum begehrt er es vom Andern. Es ist
„eine wundervolle Sache um die Treue, nur muß man nichts
„von Heuchelei in sie hinein bringen. Tosca war mutter-
„seelenallein auf der Welt; das ist ein unerträglich bittres
„Bewußtsein für eine Frau, der nicht, wie dem Manne,
„tausend Wege der Zerstreuung und Betäubung offen stehen.
„Legen Sie die Hand auf's Herz und sagen Sie: Das ist
„wahr! — Jede Existenz hat einen Lichtpunkt auf dem sie
„steht, wie der Eroberer auf seinem unsichern Thron, glük-
„kestrunken, freudestralend. Doch nach wenig Augenblicken
„entfällt ihr wieder die Krone, und sie tritt zurück in den
„breiten Weg des Alltaglebens. Um jenen goldnen Thron
„zu behaupten, sind die wenigsten Menschen geschaffen; die
„meisten sitzen lieber in einen bequemen Lehnstuhl. Haben
„Sie Sich den Ihren in Rom zurecht gerückt? Ach, Ver-
„gebung. Es überfallen mich zuweilen so unmäßige Trau-
„rigkeiten um Alles und um Nichts, daß ich schmerzlich
„lachen muß über all' unsre Lebensveranstaltungen. Mögten
„Sie heimisch werden in Rom — denn nach Deutschland
„werden Sie doch wol in langen Jahren nicht kommen....
„denk' ich. Einst, wenn ich alt bin, und die Kinder jung
„sind, dann bring' ich sie nach Rom und zeige sie Ihnen.
„Und mögte ich dann Ihnen sagen können, was ich damals
„in Nizza und heut Ihnen sage: Ich bin zuweilen recht
„glückselig, aber glücklich! .... war ich wol nie anders,
„als — ein Paar Tage in Nizza. Cecil! Leben Sie wol."

In den heitern Tagen des Oktoberfestes, als Cecil eines Abends aus der Villa Borghese nach Hause kam, fand er

Renatas Brief. Durch die Zeitungen, die alle Emmerichs tragisches Ende erzählten und besprachen, hatte er dessen Tod sogleich erfahren. Sein erster Gedanke war: hätte sie jenen unseligen Brief verbrennen lassen, so wäre sie jezt ungestört die Meine. — Er hofte heimlich, und wollte es sich doch kaum eingestehen. Er sehnte sich etwas von ihr zu hören, und doch zitterte er davor. Hundertmal nahm er die Feder um ihr zu schreiben, daß sie und wie sie seiner gedenken möge, und immer ließ er sie sinken; — denn sie denkt an mich! sprach er zu sich selbst. Er war in einem neuen, reichen und höchst interessanten Wirkungskreis, Menschen gegenüber, die nicht blos fein, gewandt und gescheut sind — das will heutzutag nicht viel sagen! — aber, die ganz genau wissen was sie wollen; und dieser Unbedingtheit darf sich schwerlich ein andres Kabinet als das römische rühmen. Das war ein großes Glück für ihn! seine Stellung beschäftigte und interessirte ihn so mächtig, daß ihm erträglich wurde, was ihm in Turin unerträglich gewesen wäre: die Spannung, schwebend zwischen Hofnung und Entmuthigung.

Als er den Brief erbrach, zitterte seine Hand. Nachdem er ihn gelesen, dachte er ganz ruhig: Sie hat Recht! sie kann nicht anders handeln! von ihm zu mir .... das ging, so wie es damals war, aber wie es sich jezt gestaltet hat .... nicht mehr, ohne daß es das Gefühl zerreißt. O, sie hat unglaublich Recht, und ihre eisige Ruhe erleichtert ihr so sehr das Rechte zu thun. — Er verschloß den Brief und las ihn in acht Tagen nicht. Aber dann, in einer stillen weichen Nacht, als er recht abgearbeitet von Allem war, was der Tag erheischte und das Leben begehrte,

trat ihr Bild so erfrischend, so ermuthigend in seine Seele hinein, wie ein Gestirn in den umwölkten Nachthimmel, und fast unwillkürlich, d. h. ohne sich zu besinnen, griff er nach ihrem Brief und las ihn. Dabei wurde ihm weich und warm um's Herz, und als er zu den letzten Zeilen kam, sprach er — und seine Augen schimmerten, war's von einer Thräne? war es vor Freude: Sie hat mich doch geliebt! — Dann schrieb er:

„Mir ist als wäre ein Gewitter hinter die Berge gezo„gen, und als stände die Sonne im flammenden Abendroth „über ihnen — schön, wenn auch im Untergang. Das „danke ich Ihnen. Sie haben mir nie anders als wol ge„than, durch Ihre Seele. Der äußern Umstände ist man „nicht Herr, und Niemand darf erwarten, durch sie beglückt „zu werden; das habe wenigstens ich gelernt. Sind sie gün„stig, so nimmt man sie hin als die Schuldigkeit des Schick„sals; sind sie ungünstig, so verschließt man sich in kalten „verachtenden Stolz und fühlt sich um desto würdiger. Was „von der Seele zur Seele geht — das allein beglückt, und „in diese Sphäre sind Sie nun einmal für mich und auf „immer gestellt. Das wissen Sie, Renata. Im vorigen „Frühling, als Sie glaubten „glücklich werden zu können," „habe ich Ihnen das Alles in unsern langen lieben Gesprä„chen gesagt; und dergleichen vergißt sich nicht. O! welch' „ein Frühling! welch' eine Meeresstille von unüberdenkbarem „Glück! Der Sommer hat seine Segensverheißungen nicht „sich entfalten lassen, und urplötzlich ist der Herbst, der „Sonnenuntergang, das Abendroth da. Aber auch das ist „schön; es bringt zur Ruhe . . . . wie Sie nämlich die „Ruhe erklären, zu der wir nun Beide gelangt sind. Sie

„haben mir ein liebliches Bild vor die Seele geführt, schö-
„ner als alle, die ich hier sehe: Sie zwischen den Kin-
„dern — eine Charitas! Daß ich einst die Inspiration hatte
„nach Ebernbach zu wallfahrten, macht mich jezt wahrhaft
„glücklich, denn nach Deutschland — da haben Sie ganz
„Recht — denke ich in langen Jahren nicht zu kommen,
„und doch gewährt es eine süße Befriedigung die Stätte
„genau zu kennen, wo das Geliebteste lebt. Das Intérieur
„Ihrer Zimmer hängt hier über meinem Schreibtisch, und
„ruht mir die Augen aus, denn im Geist sehe ich Sie in
„diesen Räumen von den Kindern umgeben, die ahnungslos
„ihrer schmerz- und wonnedurchwebten Zukunft entgegen
„tanzen. Aber an den drei Kindern haben Sie genug!
„glauben Sie mir. O Renata, ich schreibe gelassener als
„ich bin. Mein Wirkungskreis nimmt mich sehr in An-
„spruch, und die zur Gewohnheit werdende Nothwendigkeit
„gelassen all' dessen Foderungen zu entsprechen oder zu be-
„gegnen, giebt mir bei jeder äußern Thätigkeit diese Hal-
„tung, sogar beim Schreiben. Das wird mir den Ruf eines
„kalten, stolzen Mannes verschaffen, und meine Innerlichkeit
„wird Niemand kennen als Sie allein. Nicht mehr als
„billig: Sie haben sie geweckt, zum Bewußtsein gebracht,
„mir den innern Tag, der ganz in den Wolken und Nebeln
„der Welt verhüllt war, heraufgeführt. Ich habe Sie wol
„mit Recht Lucifer genannt! — Leben Sie wol, Renata.
„Ich kann Ihnen jezt noch nicht schreiben. Ich bin noch
„nicht Herr der wilden Fluten, die sich mir durch die Brust
„wälzen und beklemmend an das Herz klopfen. Sie waren
„immer eine Leucothea. Werfen Sie mir, dem gefährlich
„Schwimmenden, die rettende Binde zu: schreiben Sie mir

„oft, viel, lang, Alles; in Ihrer Weise, mit Ihren subli-
„men Traurigkeiten, Ihrer unbestechlichen Wahrheit, Ihren
„himmlischen Hofnungen, Ihrem melancholischen Spott über
„die nichtigen Wichtigkeiten des Lebens. Geben Sie mir was
„mein ist: nicht das Herz — denn das wird stückweise in
„unsrer Existenz verbraucht; aber die Seele. Sie werden
„es thun. Leben Sie wol. Und immer, immer wenn ich
„Ihnen dies traurige Wort sage, das uns scheidet, fällt mir
„ein anderes von meiner geliebten Pflegemutter ein. „Liebe
„nur etwas Andres als Dich selbst!" sprach sie zu mir.
„Und ich, der ich damals eingepuppt wie eine Chrysalide
„in meiner Selbstsucht war, und nichts von Renatas Liebe
„wußte, ich fragte: „Wird dann das Herz weniger leiden
„und nicht brechen?" — Mit Thränen im Auge sagte sie:
„„Nein! es wird leiden, es kann brechen — aber in der
„Hand Gottes, mein Sohn." — — O! Renata."

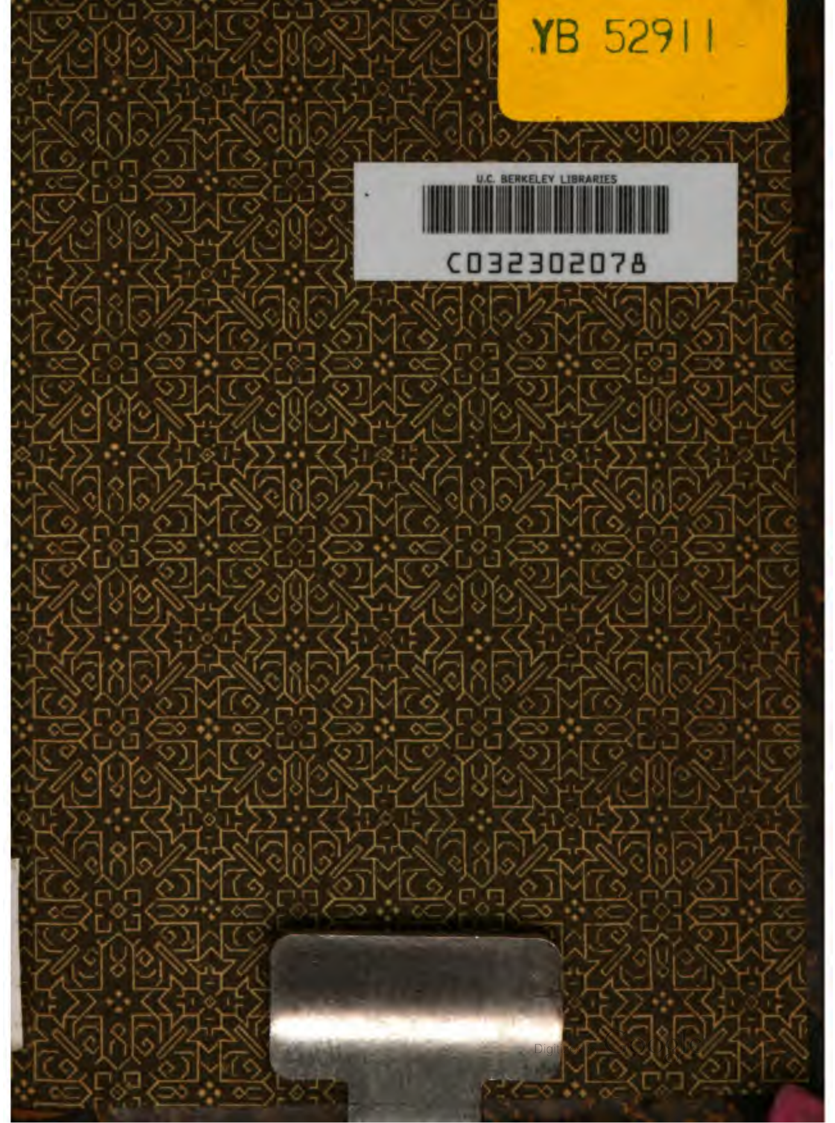
Von derselben Verfasserin sind erschienen:

	Thlr.	Ngr.
Astralion. Eine Arabeske. 8. Velinp. cart.	—	12½
Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Thle. 8. Velinp. geh.	3	—
Gräfin Faustine. 8. Velinp. geh.	2	—
Ilda Schönholm. 8. Velinp. geh.	1	15
Die Kinder auf dem Abendberg. 8. Velinp. geh.	—	10
Orientalische Briefe. 3 Thle. 8. Velinp. geh.	6	15
Der Rechte. 8. Velinp. geh.	2	—
Reisebriefe. 2 Thle. 8. Velinp. geh.	4	15
Ein Reiseversuch im Norden. 8. Velinp. geh.	1	15
Sigismund Forster. 8. Velinp. geh.	1	22½
Ulrich. 8. Velinp. geh.	3	22½
Das Portrait der Dichterin, gezeichnet von Fräulein v. Meyern-Hohenberg	—	20
— — chines. Pap.	1	—

Sibylle

Gedruckt bei den Gebr. Unger.


Digitized by Google


YB 52911
U.C. BERKELEY LIBRARIES
C032302078
Digitized by Google

